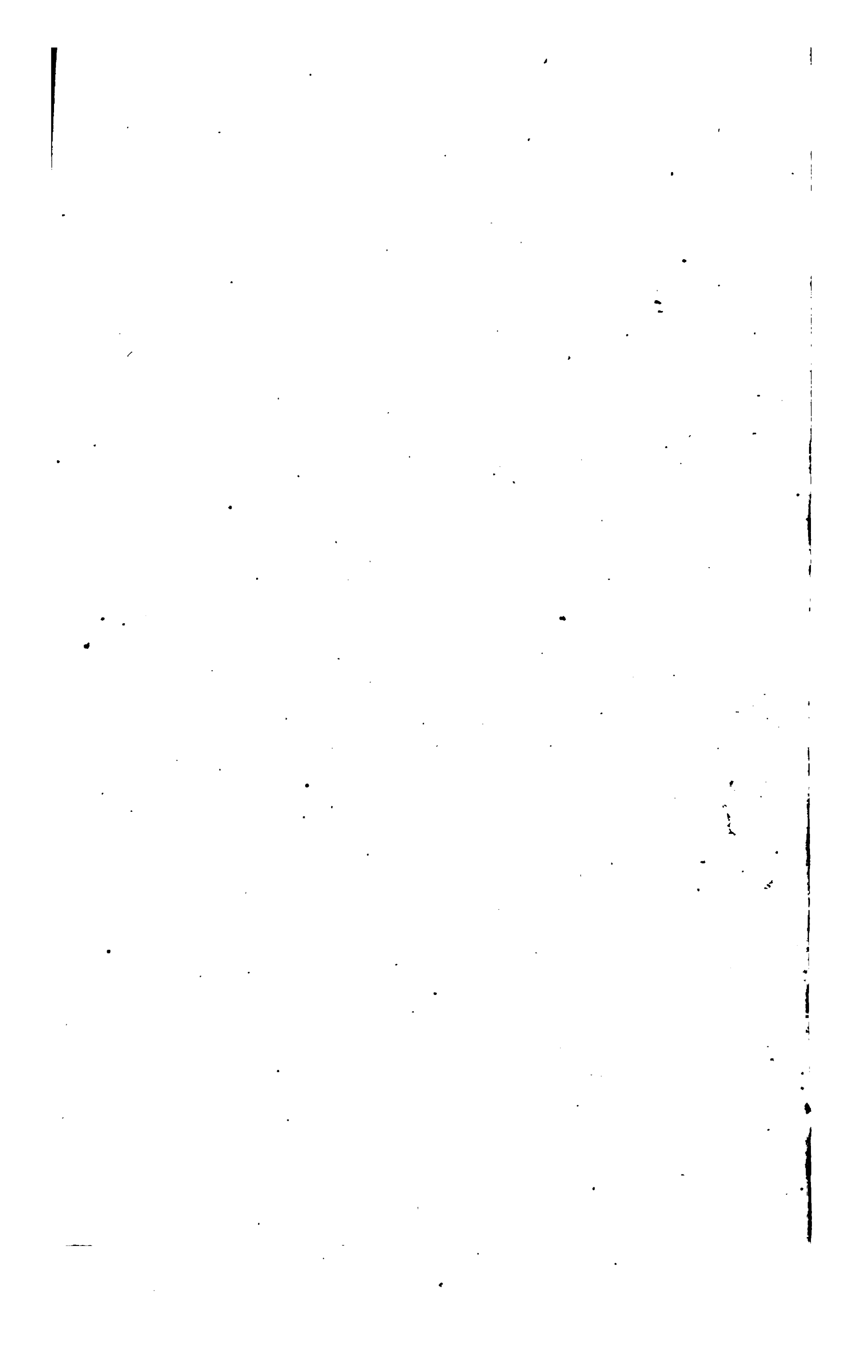


Sizilien und Neapel

von

Franz Löher.

Zwei Theile.

Erster Theil: Sizilien.

München, 1864.
Fleischmann's Buchhandlung.
(A. Rohsold.)



Inhalt des ersten Theils.

I.

Palermo.

Es war ein gesegneter Tag, als Lärm auf dem Verdeck und der Ruf „Palermo, Palermo!“ mich aus schmaler Kajüte aufschreckten. Am Abend zuvor hatten wir den Golf von Neapel verlassen, als sich ungeheure Wolkenballen von der See gegen den Vesuv und auf die grüne Küste wälzten. Bald war Alles dunkele Nacht, und das Meer nahm die unheimlich schwarzgrüne Farbe an, über welche das weiße Schaumnetz hin und her rieselt in rastlosem Gewoge. Etwas Sturm folgte und Regen und allerlei Ungemach. Das Menschenkind ist einmal landgeboren: die See braucht sich nur ein bischen zu schütteln, so muß es seinen Leidenszoll bezahlen. Ich schlief mich eben wieder zurecht, da fuhr unser Dampfschiff schon in den Hafen ein. Eilends packte ich meine kleinen Siebensachen ineinander und flog nach oben.

O welch entzückende, welch wunderbare himmlische Aussicht! Ringsum gewaltige Höhen, schimmernde Stadt,

leuchtendes Meer, Alles so frisch und klar und wonnig! Die Berge ziehn und schwingen sich zu einem weiten Halbrund: rechts und links fallen sie in's Meer, — steilgethürmte Massen, — dort dahinter ragen sie in Zacken und schroffem Gestein empor, bilden mächtige Dome, und verbinden sich zu langen schönen Linien. Von den Höhen nieder wogt grüne Fülle, und in ihrer Tiefe hat sich die seltsame Stadt gebettet mit ihren Zinnen und farbigen Kuppeln, ihren weißen Busen aber kühlt sie am wogenden Meere. Und sagen könnt ich es gar nicht, wie so etwas Liebliches und Trautes, so Heimisches aus diesem erhabenen Bergrund hervorblickt, und wie Alles so tief erfüllt ist von Licht und Aether, und die Lüfte so weich und duftig und doch so alle Nerven erregend.

Das war also Sizilien, und nun nahte Maitag. Sizilien, die Frühlingsinsel, die geliebte Wohnstätte aller Götter der Lust und Wonne, dies Sizilien sollte ich schauen im Mai, im vollblühenden Schmuck und Glanze des Frühlings.

Mit so köstlichen Gedanken stieg ich in die Barke, die sich unten am Schiffe hastig hob und senkte. Von dem wüsten Lärm der Boote und schreienden Lastträger, die sonst in italienischen Häfen ein ankommendes Dampfschiff umringen, war diesmal wenig zu merken, und unsere Ruderer benahmen sich mit stiller Freundlichkeit. Sie hatten bald Segel nöthig, das Ruder gab nicht mehr aus, weil die starken Wellen noch hoch gingen. Es war wie bei Helgoland, wenn man von der Badeinsel heimkehrt. Die Sprützwellen werfen hinterlistig bald hier bald dort einen derben Gruß und Guß in's Fahrzeug, und es dauert dann oft lange, bis das Boot im Landen festen Grund faßt.

Im nahen Gasthof zur Trinacria stand ein gut englisches Frühstück bereit, und als auch die leiblichen Sinne wieder völlig Grund gefaßt, nahmen wir Besitz von unsern Zimmern, im Nu aber auch von der Terrasse, auf welche sie sich öffneten. Wo in der Welt kann man herrlicher wohnen? Nur der baumbesetzte Strandweg, auf welchem Abends alle Welt kutschirt oder lustwandelt, trennt die hohe Terrasse vom Meere, das man überschaut in seiner ganzen weiten Herrlichkeit. Noch immer war es in wilder Bewegung, Woge auf Woge donnerte hochschäumend heran und zerschellte, daß der weiße Gischt zwischen die Bäume und Aeste flog. Im vorigen Jahre um diese Zeit betrachtete ich das gewaltige Gewoge unsers deutschen Meeres von belgischen und holländischen Dünen. Ernst und einförmig schaut die Nordsee, wenn sie einmal aus dunkeln Stürmen zur Ruhe kommen will, immer bleibt sie gelblich grau oder schwärzlich grün. Dies südliche Meer glänzte in mehreren Farben zugleich, und alle waren prachtvoll. Nahe am Strande fluthete es weiß und gelblich, das ging dann in's Hellgrüne und noch weiter hin in's Dunkelgrüne über: die offene See dahinter aber strahlte im kräftigen Stahlblau.

Das war die erste sizilianische Stunde, und ihr folgte eine lange Stundenreihe voll reinen Glückes. Wem solche Stunden blühten, niemals wieder erlischt die Sehnsucht danach. Augen und Seele waren ganz erfüllt, sie verlangten nichts mehr, weil Alles da war in Schönheitsblüthe und anregenden Ideen, und immer erhaben, lieblich und anmuthend.

Wer freilich Zierden unserer Großstädte sehen will, muß nicht nach Palermo kommen. Nur am Meere stellt

die Stadt sich prächtig dar. Dann gibt es noch zwei stattliche Straßen, die sich im rechten Winkel schneiden. Sie sind mit Schauläden besetzt. Aber was steckt hinter dem glänzenden Glase? Kleine Krämchen, eines stößt an's andere. Europäische Mode und Industrie bespülten nachgerade mit ihrer Strömung auch die Küsten von Palermo und Neapel, sie machten bereits tiefe Einbrüche in Landestracht und Sitte: immerhin aber müssen beide Städte noch Jahrzehnte warten, ehe sie mit den bunt schimmernden Erzeugnissen jener Mode und Industrie gesättigt werden.

Eigenthümlich aber ist Palermo auf allen Punkten. Gebirg und Meer ragen und schauen überall hinein: wo man sie einen Augenblick nicht sieht, erinnern die frischen Luftwellen, die sie hinüber und herüber schicken, an ihre mächtige Gegenwart. Wie sproßt und treibt das voll wilder Ueppigkeit in Pflanzen und Bäumen, die neu und fremdartig uns anblicken! Und was ist das in Palermo für ein sonderbares halborientalisches Wesen? Sieht man es denn wirklich noch an und in den Häusern, oder hängt es gleichsam nur noch so in den Lüften? Und dann und vor Allem das große historische Gepräge der Inselhauptstadt! Dies Viele vereinigt gibt Palermo einen ganz seltsamen Reiz. Sie stehen immer noch da, die uralten Mauerburgen im rohen Viereck, unten mit dunkeln Wölbungen, oben mit den Zinnen hoch in der Luft, aus grauer streiterfüllter Vorzeit ragen sie herüber, daneben die Menge alter Klöster und Kirchen: all diese Großbauten festungsartig, selten schön, immer aber gleichsam trotzend auf ihr Alter und ihre Stärke. Wo man die Straße hinauf hinunter blickt, zeigt sich ein Durcheinander von vergitterten Balkonen Zinnen plumpen Kastellen und Klöstern

mit vermauerten und neuen Fensterlücken. Sind nicht auch solche Städte steinern und ewig wie Rom? Ihr Alter geht ja noch viel höher hinauf.

Zu Füßen aber der altersgrauen Burg- und Kirchenmauern zieht sich ein schwärzlich Gewirre von dunkeln Gäßchen Häuschen Buden und Löchern, Alles malerisch in seinem halben Verfall und vollem Schmutze. Plötzlich öffnen sich große weite Plätze, bedeckt mit Trümmern Kalk und Steinen. Hier sind während des letzten Aufstandes die Häuser von den Bomben niedergeworfen. Man ist aber eifrig daran, die Lücken wieder voll zu bauen. Ueberhaupt bekommt das Innere von Palermo allmählig mehr Licht und Luft, mehr europäisches Aussehen. Die Oestreicher haben vor vierzig Jahren damit angefangen. In das Quartier der Gerber, das seit undenklichen Zeiten als geschlossene Burg und Festung dieser wehrhaften und gern aufständischen Zunft bestand, brachen sie Durchgänge. Das Kastell am Hafen hat Garibaldi niedergerissen. Die lange Hauptstraße, den Kassaro, läßt die Gemeinde jetzt mit Quadern belegen. Noch immer sieht es aber in belebten Stadttheilen ein bischen afrikanisch aus. Die Wohnungen der niedern Volksklassen scheinen wie eine Art großer Nester in die Löcher und Wölbungen eingebaut, welche unten an den Häusermassen dunkel sich öffnen. Dieses Volk hat einen merkwürdigen Takt, wie die Vögel im Nest zusammen zu hocken, und dann können sie sich noch zehnmal darin herumdrehen.

Bildsäulen Brunnenzierden und ähnliche Denkmale, so häufig man in Palermo darauf stößt, lassen von ächter Kunst doch meist nur schwache Schimmer blicken. Auch an Sälen voll köstlicher Kunstwerke, wie sie jede bedeu-

tendere Stadt Italiens besitzt, steht die Hauptstadt Siziliens zurück. Die Insel brachte ebenso selten Künstler als Dichter vom ersten Range hervor. Strömte etwa das Leben hier so wild, daß Poesie und Kunst keine stille Muße fanden? Oder erstickte in der Ueppigkeit der Natur die schöpferische Macht des Genies? Auffallend bleibt es einmal: daß die Poeten Siziliens schon im Alterthum nicht das Große und Gewaltige erstrebten, sondern gern das Weiche und Anmuthige und Ergötzliche in Kleinmalerei, und daß die Insel viel mehr berühmte Mathematiker hatte, als große Künstler. Immerhin aber sind Monrealese und Anton von Messina ausgezeichnete Maler, und man sieht von ihnen vorzügliche Stücke im Museum der Universität. Hier ist auch die schöne Erzgruppe aus Pompeji, Herkules, welcher dem erjagten Hirsch den Nacken bricht, eine kleine Gruppe nur, jedoch das Juwel unter aller Erzbildnerei des Alterthums. Ein anderes berühmtes Werk in Bronze, vor welchem hin und wieder ein deutscher Schulmann in Begeisterung geräth, ist der Widder auf der Königsburg. Was an edler Natur aus einem solchen Hammel hervorzubilden ist, das hat der antike Künstler in der That geleistet. Dieser Widder hatte einen Bruder, und sie zierten beide eine Stätte im alten Syrakus. Der andere wurde aber in dem Aufstande von 1848 unsichtbar, und jetzt soll er wieder auftauchen in einem Schlosse des goldzahlenden Englands.

Doch wer verlangt in Palermo noch andere Kunstwerke, wenn er die prachtvollen hohen Portale und die malerische Langseite des Domes gesehen? wenn sein entzücktes Auge die feinen Linien an den arabischen Schlössern Zisa und Kuba verfolgte? wenn bei dem Eintritt in die

normannischen Kirchen ihn plötzlich ganz eigen anmuthende, ganz seltsame Bilder und Ideen umwogten? Ja, in diesen Bauwerken lebt wirklich Etwas von jenem unerklärlich Fremdartigen, was uns gleich bei dem Eintritte in Palermo zuwinkte, oder was da die Phantasie sich hoch in den blauen Lüften aufrichtete. Jene Eindrücke lassen Einem keine Ruhe, bis man durch öfteres Betrachten versucht, sich Rechenschaft zu geben.

Auch wir werden noch zu jenen Schlössern und Kirchen zurückkehren. Doch jetzt drängt es uns, erst noch mehr zu schauen von der wundervollen Pracht und Seltsamkeit der Natur, die mit tausend schimmernden Farben, mit zahllos neuen Gebilden uns anlockt. Wir eilen in die Vorstädte hinaus: wie blüht und duftet da gleich eine prangende Fülle von Orangengärten, wie wir sie niemals früher sahen. Dahinter die Felder sind bedeckt von weitschattigen vollbelaubten Oel- und Mandel- und Granatbäumen. Und dazwischen und dahinter ziehen sich die Reihen der seltsamsten aller Gewächse, die baumhohen Agaven und Cactus, und klettern hoch hinauf zu den Felszacken.

Nun gehe man in die Gärten des Fürsten Butera, des Herzogs Serra di Falco, oder eines andern Vornehmen, oder auch nur eines Klosters bei Palermo. Durch den Thorweg blickt dichtes dunkles Grün, gestickt mit glühenden und weiß schimmernden Blüthen. Da ist die Blüthenpracht aus der halben Welt beisammen. Was irgendwo in Südeuropa blüht oder köstliches Obst bringt, hier finden wir es in den edelsten Arten. Ueberall dazwischen aber, was stehen da für niegesehene Gewächse Blumen Früchte! Hier die indische Mispel und der Erdbeerbaum, dort der chinesische Bambus und die ägyptische

Papyrusstaude, da wieder der Pfefferstrauch von den Molukken und die Magnolien mit andern Blüthenbäumen aus den amerikanischen Urwäldern. Bei jedem Schritte, jeder Wendung Neues, Unerwartetes: wir werden aufgeregt, wir werden müde von all dem Sehen und Prüfen.

Nun lockt ein schattiges Plätzchen zum Sitzen. Zahllose unbekannte Wohlgerüche schwimmen in der Luft; zu Füßen springen die Brunnen zwischen den schimmernden Beeten, auf denen all unsere Blumen und hundert unbekannte dazu sich in prächtigster Größe entfalten; ringsum üppig wucherndes Grün, das jede helle Pappelspitze noch mit zweitem dunklerem Laube behängt. Märchen umweben uns, Märchen voll Lust und wilder Gefahr, die weiche Luftwelle spielt sie heran, sie blinken aus dem dunkeln Gebüsche. Und träumerisch schweifen unsere Blicke hin und her, sie schweifen über die grünen Spitzen und Kuppen der Baumgärten hin, aus deren Fülle die helle Stadt, das blaue Meer hervorleuchten. Ja, das ist Italien, mehr noch, das ist der Orient! Erheben sich da nicht die grünen Kuppeln, die schlanken weißen Thürme? Wiegen sich dort nicht die hohen Palmen, einsam über dem Baumgewirr in blauer Höhe, als dürften sie nur die reineren Lüfte trinken? Zu ihren Füßen aber standen einst Patriarchenzelte, an den Pflöcken die Rosse gebunden, behängt mit blitzenden Waffen, und in der Nähe weideten die Kameele.

Oder man besteige das platte Dach der hohen Zisa. Wer kann da so bald wieder weg? Stunde auf Stunde verrinnt, und man meint jeden Augenblick, jetzt erst fange man an, recht zu schauen und zu verstehen. Da verwebt sich harmonisch Alles, was großartig ist und was entzückt.

Ringsum ein weiter Kranz von Hochgebirgen, — die Verbindungslinien sind so fein und zierlich gezogen, — die ungeheuren Felsberge, welche hüben und drüben in's Meer hineinsetzen, sind so scharf umrissen, prangen so stolz und anmuthig in rothen und bläulichen Farben. Ganz fern in blauer Luft schwimmt etwas wie ein Schneegipfel, — der Aetna. Erfüllt von diesem köstlich klaren Himmelslicht, das sich von allen Höhen niedergießt, gleiten unsere Blicke wieder nieder auf die Stadt, die mit ihren hellen Kuppeln, mit ihren hochbreiten Burgvierecken emporragt, — aber über die Stadt weg schauen wir immer wieder das ewige Meer an, dessen gewaltiges ruhiges Leuchten so tief in die Seele eindringt, wie das stolze Ragen und Prangen des Gebirgs. Ein Schiff strebt aus dem Hafen, lustig flattert seine Dampffahne: man läßt es gleichgültig ziehen, wer fragt noch, nach welchen Ländern es steuert? Nur hier will Geist und Seele weilen, hier, wo so wundervoll ineinander gehen das ewige Meer, die endlose Aetherbläue, die ragenden Felsberge, und mitten dazwischen senkt sich die weite grüne Aue, die Conca d'oro.

„Goldmuschel“ heißt sie, „Stadt des Glücks“ nannten die Alten Palermo, und noch trägt das Meerthor seinen Schild als „Glückspforte“, — lauter Namen glänzend wie Perlen und Edelstein. Wahrlich, es ist eine edle Stätte auf Gottes weiter Erde, dies Palermo in seiner Goldmuschel. Als hätte eine feine und hohe Künstlerseele zusammengewirkt mit den nützlichen Entwürfen eines praktischen Baumeisters, — so ist das Gemälde geworden. Um das schöne Eirund des Hafens, welchen die ragenden Vorgebirge schützend von Meeresstürmen abschneiden, dehnt sich die grüne Thalmulde, um sofort leicht und leise nach

beiden Seiten empor zu steigen, gleich als würde sie sanft vom Meer zu den Höhen hinaufgezogen, die rings in die strahlende und doch so milde Bläue ihre zarten und doch so deutlichen Linien ziehen. Nur bei uns in den Alpen gibt es solche Landschaft voll Adel Majestät und Lieblichkeit. Nirgends aber ist der Natur der innige Verein des Lieblichen und Erhabenen schöner gelungen: das ist das Eigenthümliche des Landschaftsbildes von Palermo.

Glücklich, wer in dieser wundervollen Natur schöne Monate verweilen kann! Mit jedem Tage wird ihre himmlische Anmuth ihm inniger zulächeln.

II.

Etwas vom sizilianischen Leben.

Als ich dort oben auf der Zisa stand, war es Ende April, und es hoben sich über das niedrige dichte Gezweig der Oel- und Orangengärten überall noch Bäume mit kahlen und grauen Aesten, wie die unsrigen im Winter. Die blaue Luft aber war voll von weißem Geflatter, die Knaben ließen in Menge ihre Drachen steigen. Die kleinen Palermitaner haben dafür beständig frischen Luftzug, entweder weht es vom Meer zum Lande oder vom Land zum Meere. Sie vergnügten sich, an der langen Leine Boten hinauf zu schicken zum Drachen in der Höhe. Ein rundes Stück Papier wurde gemacht, ein Loch in der Mitte und die Leine durchgezogen: dann mußte der Wind das Papier an der Leine hinauftreiben. Gerade so machten wir es in meiner westfälischen Heimath, wenn wir im Herbst auf grüner Haide, wo auch immer guter Wind war, unsere „Luftvögel“ steigen ließen. Wir nannten unsere papiernen Boten, die an der Schnur hinaufflogen, „Apostel“, und ebenso hießen sie bei den Parlermitaner

Knaben. So ähnlich sind die Spiele der Kinder, und wie verschieden bleibt doch der Eltern Thun und Trachten!

Ich war, weil in Sizilien die nahende Sommerhitze drohte, rasch an Neapel vorübergeeilt, hatte jedoch einen Blick gethan in sein Straßengewühl. In Sizilien, dachte ich, geht es noch wilder, fremdartiger, afrikanischer her. Doch welch eim Abstich! Größer, als wenn man aus Frankreich über den Kanal schifft, aus dem Lande der kleinen geschwätzigen Leute in die Heimath der langen soliden Engländer. Inselvölker sind einmal geistig frischer und körperlich gefälliger, als ihre Nachbaren vom Festlande. Thut das der frische Athem des Meeres allein, der sie beständig umspielt? Oder besteht die Ursache nicht vielmehr in dem schönen Gleichgewicht von Meer Luft und Land, und vor Allem in dem Trachten nach eigenem freien Wesen, welches das Wohnen auf der meerumgürteten, der selbständigen Insel mit sich bringt? Gewiß ist Sizilien ein lebhafter Beleg dazu. Dem Fremden, der von Neapel kommt, erscheint es wie ein Land voll schöner Menschen, von feinem klugen Benehmen, mit Augen voll Geist und Verstand. Auch Palermo hat Lärm Volksgruppen und Schreihälse genug: nirgends aber wälzt sich durch seine Gassen das tobende Treiben, das manchen Ankömmling zu Neapel in stille Angst versetzt. Nirgends gewahrt man, wie dort, so viele Menschen, welche ganz danach aussehen, als könnten sie jeden Augenblick das letzte Stück Lumpen vom Leibe werfen, und mit Juchhe wieder in den Naturstand zurückspringen. Im Gegentheil, das Streben nach einem guten Rock und schmucker Haltung blickt überall durch, und die Gebildeteren empfehlen sich sofort durch höfliches und ruhig gesittetes Wesen.

Gelb genug zeigt sich das niedere Volk, ja nicht selten schwärzlich braun, dabei derb und kernig, heißköpfig und nach neuen Dingen begierig. Man sieht es ihm an, daß ihm Kraft Feuer und Wildheit im Wesen steckt. Diese Leute können sich in Krieg und Aufstand stürzen, wie man eine Hand umdreht, und sie werden sich nicht zufrieden geben, bis sie ihren Willen haben, oder halb zerschmettert sind.

Es traf sich, daß Palermo gerade ein kleines Kirchenfest hatte. Der heilige Franziskus von Paula war am Sonntag vorher, an seinem großen Festtag, in die Kathedrale gewandert: jetzt begab er sich zu seiner eigenen kirchlichen Residenz zurück. Strahlend erhob sich seine hohe riesige Bildsäule von schimmerndem Silber, welche die große Straße hinunter kam. Tausende gaben ihr das Ehrengeleite, die Häuser waren geschmückt, Lust und Freude auf allen Gesichtern. Nichts Possenhaftes ließ sich sehen, gleichwohl war der Aufzug ohne Religion und Andacht. Die kirchliche Feier war eben ein Volksfest, das wild und lärmend begangen wurde. Vier Männer schritten voran in geistlichem Kleid und schlugen ihre alten Trommeln, daß es schrecklich rasselte. Ihnen folgten Kinder und Männer und Greise in langen Zügen, Alle in farbigen Gewändern, zu beiden Seiten aber gingen die Frauen, den Schleier über den Kopf gezogen, und Lichter in den Händen. Zwischen durch liefen die Buben, welche ihr Eiswasser und Zuckergebäck ausschrien, sie fanden reichlichen Absatz. Man kaufte in der Prozession davon, bot den Bekannten an, unterhielt sich, und nickte und rief Freunden zu, welche von Balkonen zusahen. Endlich kam der kolossale Silberheilige, an hundert Männer trugen daran. Hier, wo das

dichteste Gewoge war, ging Alles baarhaupt. Aber gleich hinter dem Heiligen marschirte eine Musikbande mit den lustigsten Walzern, und darauf ein Menschenstrom wild durcheinander und so breit ihn nur die Straße faßte.

Ich hatte Gelegenheit, unter der wallenden und zuschauenden Damenwelt die stehenden Linien in Gestalt und Wesen aufzusuchen. Sie scheinen schlank, jedoch keine schmalen engbrüstigen Amerikanerinnen. Vielmehr, wie diese Armen die dürre klapprige Zeit viel zu frühe überfällt, sind die Sizilianerinnen schon in jungen Jahren geneigt, sich behaglich auszurunden. Die Gesichter zeigen meist ein schönes Oval mit Mandelaugen und sanftem, jedoch feurigem Blick, darüber schön geschwungene tiefdunkle Brauen. Der Mund ist ein wenig, jedoch nur ein klein wenig aufschwellend, und immer etwas darüber, wie leise dunkle Dämmerung. Müßte man ein Wahrzeichen der schönen Sizilianerinnen angeben, so könnte die Antwort nur sein: ein sanftes Schnurrbärtchen.

Indessen auch ohne Prozession gab das Volksleben genug zu betrachten. Vor den Hausthüren sieht man beständig kleine Gruppen in lebhaftem Gespräch. Da wird geschneidert und geschustert, gewaschen und gebügelt. Jede Nachbarin, die vorüber kommt, hält an der Hausthür ihr Schwätzchen ab, und die Männer machen es nicht anders. Erkundigt sich ein Fremder um etwas, so entsteht gewöhnlich ein kleines Gelaufe, Alles redet dienstfertig durcheinander, kein Wort ist mehr zu verstehen. Vom sizilianischen Italienisch findet sich ohnehin wenig in der Grammatik, nur die Geberde bleibt immer verständlich.

Kommt ein besser Gekleideter vorüber, so hält auch er halb neugierig die Schritte an, und fragt man ihn nun

nach irgend einem alten Gebäude, so macht er sich auf der Stelle ein Vergnügen daraus, selbst den Fremdling hinzuführen, und ist ganz glücklich, wenn er dessen belebte Theilnahme wahrnimmt. Zu Allem, was man zum Palermitaner über Kunst und Alterthum seiner Hauptstadt redet, sagt er Ja mit dem verbindlichsten Lächeln: er selbst findet eigentlich nur schön, was im edlen Zopfstil prunkend den Kirchen an Bauwerk und Faßade vorgeklebt ist. Auch hier im tiefen Süden von Europa macht sich jener häßliche Stil widerwärtig breit. Warum fliegt doch ein schlechter Geschmack so rasch durch alle Länder? Warum wird er so eifrig geliebt und angebaut? Wahrscheinlich, weil das Unedle so gemein verständlich ist. In sinkenden Zeiten schleicht sich der Geschmack der niederen Klassen in die Anschauung der Tonangebenden ein, und umnebelt sie um so dichter, je hochmüthiger sie den Kopf tragen.

In unserm Jahrhundert haben sizilianische Große angefangen, ihre Schlösser im arabisch-normännischen Stil zu bauen und auszuschmücken. Man kann sich an hübschen Mustern erfreuen. Das Landhaus des Herzogs Serra di Falco, umgeben vom feenhaften Blüthengewoge, läßt Erinnerungen aus „Tausend und eine Nacht" aufsteigen, deren Märchenschatz einst in Palermo, wenn nicht seine letzte Form und Ausbildung, doch gewiß manchen zierlichen Zusatz erhielt. Im Schlosse des Marchese Forcella ist die halbe Alhambra unter Dach und Fach gebracht. Mitten im Saal, dessen Fußboden in Mosaik, dessen Wände in prachtvollem Schmucke widerstrahlen, glänzt ein Teich, in welchem Gold- und Silberfische schimmern. Manchmal ist in Allem, was maurisch und seltsam, des Guten doch zu viel gethan. Palermo war ja von jeher der Ort, wo

das ganz Kuriose sich gern Luft machte. Das königliche Lustschlößchen la Favorita stellte sich dar im chinesischen Stil, über und über mit Bimmelglöckchen behängt. Dem Erbauer der weltberühmten Villa Pallagonia gelang es, ganze Völker von Ungethümen aufzustellen. Weil Natur und Landschaft so seltsamen Zaubers voll, wollen Menschen das Märchenhafte noch überbieten, und denken nicht daran, daß ganz nahe dabei das Reich der Narrheit beginnt.

Nur in dies Kapitel läßt sich auch bringen, was man in den unterirdischen Bogengängen des Kapuzinerklosters zu sehen bekommt. Tausende von schwarzen und braunen Leichnamen stellen sich dort dar, ganz vertrocknet und im schwarzen Büßerhemde an den Wänden aufgehängt. Dies Gewirr von Särgen und Todtenfratzen da unten, in dem gräulichen Durcheinander von grinzenden Schädeln und scheußlich verdrehten Gerippen, — wahrlich, das ist darauf angelegt, dem Menschen Hohn und Verachtung gegen seinen eigenen Leib einzujagen. Was todt ist, gehört in die Erde und in's Andenken, und nicht vor die lebendigen Augen: es hat ja doch nicht jeder Leichnam Heiligengeruch. Warum muß auch unser Leib, sobald das Leben entflohen ist, gerade zum so abscheulich häßlichen Gespenste werden! O wie himmlisch erscheint da dieser flüchtige Schimmer von Geist, welcher den Leib im Leben beseelt, der in so edlen Werken sich hervorbilden kann, und in welchem ein hohes und unsterbliches Denken wohnt!

Auch die Vorkapelle, durch welche man in das Todtenkloster tritt, erweckt traurige Gedanken. Ihre Wände sind mit kleinen Weihtafeln bedeckt, auf welchen die Jammergeschichte derjenigen gemalt ist, für deren arme Seelen

die Angehörigen um das Gebet der Gläubigen flehen. Die letzten Revolutionsjahre müssen fürchterlich gehaust haben. Fast die Hälfte der Bilder zeigte Gemetzel zwischen Volk und Soldaten oder Hinrichtungen mit Pulver und Blei. Das Palermitaner Volk studirt in dieser Kapelle, die stets von Armen und Müßigen gefüllt, eine seltsame Gallerie seiner jüngsten Geschichte. Es wäre besser, die Leute gingen in die Schule, um endlich einmal etwas Ordentliches zu lernen.

Ueberhaupt läßt sich nicht verschweigen, daß mitten durch diese Schönheitsfülle Palermos, durch seine Wunderwelt voll einziger Kunstwerke, voll entzückender Natur, sich breite dunkle Schatten ziehen. Es gibt viele gelehrte Leute in Sizilien, es gibt regsame Schriftsteller in Menge, ja ich traf eine geistvolle Gräfin in Palermo, die gerade unsere Nibelungen in der Ursprache las und für Frau Chrimhilde etwas schwärmte. Gleichwohl war es mir schon ein paarmal, wenn ich mich mit Sizilianern unterhielt, so vorgekommen, als ob ihre Bildung ein merkwürdig seichtes Wasser wäre. Ihre Vorstellungen von den Ländern, von den großen und kleinen Dingen dieser Erde waren doch gar zu kindlich. Erschreckt fragte ich mich: ist es denn möglich, daß so viele schöne Menschenblumen so duft- und marklos sind? — Nun wollte ich eine gute Karte von Sizilien in's Innere der Insel mitnehmen. Ich fragte in einem und andern Buchladen nach, vergebens. Im dritten suchte man eine Wandkarte hervor, sie war aus dem vorigen Jahrhundert und lateinisch, Berge und Städte standen halb gemalt darauf. Dienstwillig versprach der Buchhändler, auf den andern Morgen eine schöne neue Karte zu schaffen. Was brachte er mir da? Eine Karte von

Sizilien, die ein Franzose vor fünfzig Jahren gemacht hatte, halb italienisch halb französisch, ohne Angabe der Berge und Alterthümer. Nun sollte endlich eine dritte Karte meine Wünsche erfüllen. Wir begaben uns zu einem Buchhändler, der sie wirklich besitzen sollte. Mit Triumph holte er sie aus der Schublade: eine Reisekarte war es, aber ein ganz kleines Blatt und hinten aus dem Reiseführer von Lanza herausgeschnitten, das dürftige Blättchen in meinem Förster war noch immer besser. Zum Glück kam ein gelehrter geistlicher Herr dazu, welcher es wußte, daß in einem deutschen Cigarrenladen die gesuchte Karte zu kaufen sei. Richtig, unser Landsmann hatte die sizilianische Landkarte feil. Sie bestand aus mehreren Blättern auf Leinwand, war gut, aber umfangreich und theuer. Ein Engländer hatte vor zehn Jahren die Insel vermessen, nach seiner Aufnahme hatte sieben Jahre später ein junger Sizilianer das Werk zu Stande gebracht. Allein da er arm war, wollte ihm kein Mensch in Palermo das Geld vorstrecken, die Karte herauszugeben. Da that es ein Cigarrenhändler, der ein Deutscher war aus Augsburg. Nun frage man in einer kleinen Stadt in Bayern oder an der Nordsee, in der ein Gymnasium ist, ob der Buchhändler nicht eine Karte von Italien und Sizilien auf dem Lager hat? In der Hauptstadt Siziliens, in der berühmten Universitätsstadt Palermo mußten sich englische Industrie und deutsches Geld erst zusammenfinden, damit die Karte entstehe und zwar am halb verlorenen Orte.

Bei Gelegenheit dieser Reise nach der Karte musterte ich den Inhalt der Buchläden. Die Buchhändler waren zugleich Antiquare, und die besuchteren hatten ein Verzeichniß ihres Stapels offen liegen. Folianten holländischer

und deutscher Pandektisten, alte lateinische Theologien, Erbauungsbücher, französische Romane, — das war die ganze Geisteswaare. Deutsche oder englische Werke ließen sich nur antreffen, wenn sie einen französischen Uebersetzer gefunden oder sich zufällig nach Palermo verirrt hatten. Neuere Schriften von Sizilianern waren fast ebenso schwierig zu bekommen. Wie gut haben wir es doch in Deutschland! Oft habe ich mich gefragt: wer bezahlt denn unsere allwöchentliche Fluth neuer Bücher? Lesen kann sie ja doch Keiner mehr. Und dennoch, — die meisten Gedichte abgerechnet, an welche die jungen Lorbeerwüthigen ihr Geld hängen, um das hübsche Bändchen den liebenswürdigen Tanten zu verehren, — diese Goldschnittmännchen abgerechnet, trägt doch jedes deutsche Buch seinem Verfasser noch ein paar Dukaten ein, der Verleger läßt es außerdem auf seine Kosten drucken und macht seine Geschäfte damit. Wer aber in Sizilien ein Buch herausgeben will, der bezahlt erst sich selbst für seinen Witz und Fleiß, kauft einige Ries schlechtes Papier, läßt für sein Geld das Werk darauf drucken, und dann hat er die Ehre, es an seine Freunde zu verschenken.

Wenn die guten Freunde es nun wirklich lesen, kann er auf seinen Stil sich etwas zu Gute thun, denn der Sizilianer liest nicht gern. Palermo steckt noch tief in den stillen altfränkischen Zeiten, wo man Tags über sein Geschäftchen und Abends seine kleine hübsche Spielparthie hatte, im Uebrigen mit Lesen und Denken sich kein Kopfweh machte. Die Rede aber über Unglück und Uebelstände der schönen Insel fließt jedem Palermitaner wie Wasser vom Munde, er zählt Alles gleich an den Fingern her, und das Schlußwort lautet stets: so schlecht waren

unsere Regierungen. Sagt man nun: „Doch jetzt, jetzt bindet Euch Keiner mehr die Hände! Warum rührt Ihr sie nicht besser? Warum baut Ihr keine Straßen in's Innere? Weßhalb legt Ihr keine Schulen an? Läßt sich der Handel nicht beleben?" — „Das muß die Regierung thun!" antwortet Jedermann ganz ruhig. — „Aber die Regierungen können nicht Alles. Selbst müßt Ihr zusammenstehen, Rath schlagen, Pläne machen, Hand an's Werk legen! Nachdem Eure Revolution gesiegt hat, glaubt man Euch in voller Arbeit, endlich Eure Zustände zu bessern. Ihr sprecht und klagt aber mehr als zuvor und thut nicht viel mehr!" Spricht man so zu den Sizilianern, so werden sie ärgerlich und lassen merken, man verstände nichts von den Dingen auf ihrer Insel. Offenbar liegt aber das Räthsel darin, daß die Sizilianer Eines nicht mehr haben und ein Zweites nicht mehr verstehen. Der frische Thätigkeitstrieb fehlt ihnen, und sie können sich nicht selbst organisiren. Jahrhunderte lang sind sie von schlechten Regierungen niedergedrückt, jetzt haben sie die Köpfe zwar aufgerichtet, sitzen aber noch immer lässig und bequem auf dem Boden.

Am letzten Abend, als ich wieder solche Fragen mit Sizilianern verhandelt hatte, ging ich noch spät zum Meer hinab, an dessen Strande sich der prachtvollste Spazierweg hinzieht. Es war mein gewöhnlicher Gang in der Abendstunde. Denn der Morgen und Abend gehört in Palermo dem Meere. Wo kann man herrlicher frühstücken, als auf der hohen Terrasse der Trinacria, vor sich die frische Meerweite, hüben und drüben und ringsum die schönen Berge: sie strecken so viele Häupter und Zacken empor, und haben doch so breiten und malerischen Unterbau.

Die Stadt in ihrer goldenen Muschel ist ebenso schutzreich vom Gebirge umfangen, als das Meer sie liebevoll am Busen hegt. Tags über, wenn man zwischen den dunkeln Gassen umherirrt, sehnt man sich immer, eine Anhöhe oder ein Gebäude zu ersteigen, um immer von Neuem sich am leuchtenden Meer und Gebirg zu erlaben. Wie prangen dann die Berge in der Runde, alle so hoch und gewaltig, und übergossen von Farbengluth! Die See aber blickt daher tiefblau und ruhig groß. Die Natur hat an solchen beglückten Erdplätzen einmal zeigen wollen, welche machtvolle Zauber sie verbinden kann. Kam ich Abends wieder zum Meere, so fluthete es in ungeheuren Wellen gegen die Küste. Sie hoben wie dräuend ihre blaugrünen Kämme empor, überstürzten sich in blüthenweißem Schaume, kamen in langer Linie brausend dahergerollt und zerschlugen sich vor den Steinblöcken der Hafenmauer. Jeden Augenblick wölbte sich hoch darüber ein Dach von Gischt und Wellen, das in ein paar Sekunden zusammenstürzte und den Strandweg mit Schaum und kochendem Wasser bedeckte.

Am letzten Abend war Alles friedensstill. Die Sonne war langsam in den Wellen versunken, Meer und Berge strahlten in goldener Gluth. Dann glitten aus der gründunkeln Thalebene die Schatten an den Bergen empor, noch ein paar Minuten glühten die Gipfel heller, dann erloschen sie, und nur die Umrisse erschienen noch deutlich am mildklaren Nachthimmel. Unten war nun Alles umfangen von einem sanften wohligen Dunkel. Leise schimmerte das ruhig wallende Meer. Reihen von Lichtern entzündeten sich am Strande, und strahlten aus den Wellen wieder. Aus der Höhe aber blickten die Sterne mit so

kräftigem, so scharf funkelndem, und doch so eigen lieblichem Glanze. Weiche Wohlgerüche wehten, und vom Meere her mischte sich unaufhörlich milde Kühle hinein. Die Menschen zogen hin und her in kleinen Gruppen, wie leises Murmeln hörte man ihre Gespräche, leise klatschten die Wellen an's Ufer, Nichts störte den zaubervollen Frieden. Ach, es war himmlisch: wer solche Abende in Palermo empfunden hat, wie schwer wird dem das Scheiden!

Zu Zeiten rauschte das Meer auf, Millionen Funken blitzten aus der Tiefe, und ein stärkerer Luftzug von dorther sagte, daß das große Meerall lebte und athmete. Das Wunderbarste blieb mir immer diese sanfte Klarheit des nächtlichen Himmels. Es war schon ein paar Stunden Nacht, und die Luft doch so tief durchsichtig, als wäre sie ganz erfüllt von mildem Sternenlicht. Man glaubt, jetzt könne man tief da hinein sehen in die himmlischen Gründe, und ehe wir selbst es inne werden, wiegt unsere Seele sich da oben in der ahnungstiefen dunkeln Aetherbläue und wagt ihren scheuen stillen Flug unter den Sternen, als vernähme sie dort näher die ewigen Melodien, die leise verklingend zur dunkeln Erde niedersinken.

Seltsam, man ist in solchen Augenblicken wie umringt von Ideen, und doch zerfließt jeder Gedanke, will man ihn fassen, gleichsam in Luft und Sternenschimmer. Unser Geist geht wie in tausend keimenden Kräften auseinander, aber nirgends schießt mehr ein harter wachsender Stamm darin empor: die linden ziehenden Lüfte, der liebliche Duft, den Alles ausathmet, sie laden nur zum Genießen ein. Dieses hellwache Schlummern der geistigen Sinne habe ich niemals so erlebt, als in den wonnevollen Nächten

des Südens. Und es ist ein so köstliches Gefühl, das Versinken in reines Genießen und träumerisches Anschauen.

O diese sizilische Luft hat etwas Gefährliches. An diesem Abend begriff ich Siziliens Glück und Wehe. Bete und arbeite: das Geheimniß des Lebensglücks der Völker wie des Einzelnen beruht in diesen Worten. Den zweiten Theil aber vergessen jene übergroßen Schaaren sizilianischer Mönche und Geistlichen, die ungeheure Einkünfte verthun, nicht im Luxus, aber ohne Vortheil für das Land, — jene sizilianischen Adeligen und Bürgersleute, die stets an Geldmachen im Kleinen denken, und gedeihen wollen, ohne sich anzustrengen, – ja das sizilianische Volk in Masse, das sich widerstandslos an die Genüsse seiner schönen weichen Luft und Landschaft gefangen gibt, während es sich doppelt kräftigen müßte, um sich trotz ihrer verführerischen Einflüsse oben zu halten. Bete und arbeite: ich meine damit kein bloßes Kirchengehen und kein bloßes Werkeltagsthun, sondern jegliches Wirken und Schaffen, das im Kleinen oder Großen wohlthätig ist und das im steten Bewußtsein des ewigen göttlichen Hintergrundes aller Dinge geschieht. Kein Gedicht und Kunstwerk ist schön, dem dieser ideale Hintergrund fehlt, und so ist jedes kleinlich selbstsüchtige Arbeiten und jedes unthätig beschauliche Leben ein verlorener Athem im Weltall. Tausendfach aber sind die Wege, auf denen das Beten und Arbeiten fruchtbar wird für die schöne Harmonie des Weltalls und für die göttliche Bestimmung des Einzelnen. Wenn ein armer Gelehrter zurückgezogen forscht und prüft und schreibt, daß irgend ein Irrthum weniger, irgend eine Wahrheit mehr in der Welt sei, daß noch ein neues Wissenskörnchen beitrage, Leben und Nahrung der Menschen zu sichern, —

oder wenn eine Fürstin, die ihr Geschick in eine öde und schale Welt stellte, dennoch ruhig entschlossen ihre täglichen kleinen wie ihre großen Pflichten als Frau und Regentin erfüllt, wenn sie mitten unter Undank und Lästerung heldenmüthig für ihres Hauses Ehre wie an ihres Volkes Glück arbeitet, — wer dürfte sagen: jener Gelehrte oder diese Fürstin erfüllten nicht vollgültig jenes Sprüchlein für alles Lebensglück?

III.

Blick in Siziliens Geschichte.

Wer zwei oder drei Tage in Palermo ist; steigt gewiß zum Monte Pellegrino hinauf. Dieser Berg hat etwas seltsam Anziehendes. Er schaut gleichsam in alle Fenster Palermos, und obwohl seine letzte Höhe von der Stadt aus schon in anderthalb Stunden sich ersteigen läßt, ist die ganze Masse doch so steil und schön gethürmt, daß sie selbst in unsern Alpen sich stattlich ausnähme. Was aber könnte die Herrlichkeit des weitlichten Meeres ersetzen? Und wo sind die Farben glühender, als im Süden? Breit und stolz ragt der Berg mit seinen nackten Gipfeln und Zacken in die endlose Meerfluth hinaus: bei hellem Tagesglanze prangt er im blauen Duft, und jeden Morgen und Abend umzieht ihn liebliche Rosengluth. Noch wundervoller schmückt die Sage den geliebten Berg. Weltbekannt ist, wie einst im hohen Mittelalter eine junge schöne Fürstentochter aus Zwang und Herrlichkeit des Hoflebens flüchtete, um in Einöden ihrer Andacht zu leben. Hier

auf dieser reinen erhabenen Höhe stand ihr Herz still, und noch immer strahlt die hohe Gluth der Gottesliebe, die es erfüllte, auf zahllose Gläubige ein, welche zu ihrer Grotte den Pilgerberg hinansteigen. Die Grotte öffnet sich dunkel und ahnungsreich unter dem höchsten steinigen Gipfel, ungeheure Cactusäste klammern sich an die Decke der Felsenhöhle, und unter einem Seitenaltar ruht das zarte weiße Marmorbild in holder Natürlichkeit, im Haar den vollen Rosenkranz. Rosen zieren ihr Haupt, Rosalia ist wieder die Heilige des Frühlingsfestes und der Blumen, wie hier es die Göttinnen waren in grauer Vorzeit.

Vor ihrer kühlen Grotte breitet sich unabsehlich die Bergwildniß, ringsum bleiche Steinfelder, kahle Gipfel, eine unsägliche Oede. Wenn der karthagische Feldherr Hamilkar, wie berichtet wird, auf dieser Höhe sein befestigtes Lager gegen die anstürmenden Römer vertheidigen, wenn er hier Jahre lang Korn säen und ärnten konnte, dann mußte damals oben noch Waldung stehen, in deren Schutze sich feuchtes Erdreich festhielt. Jetzt sproßt zwischen den zahllosen Steinbrocken nur noch kurzes würziges Gras und Kraut, die Weide von prächtigen Schaf- und Rinderheerden, die auf diesem weiten Gebiete umherschweifen.

Dort oben, wo sich der Berg senkrecht in's Meer stürzt, wo das Steinbild der schönen Rosenheiligen die Schiffe grüßt, die drunten vorüberziehen, — welch ein Blick da hinunter auf das Meer mit seinem tiefblauen Glanze, mit seiner endlos anrauschenden Brandung! Wie viele uralte Geschichten umflattern diese erhabene Steilküste, wie viele Schiffszüge kamen dort unten vorüber, Fahrzeuge aus aller Völker Ländern! Drei Welttheilen kehrt die Insel ihre Langseiten zu, die eine der großen

Völkerwiege des Orients, die andere dem glühenden Afrika, die dritte dem lebhaft bewegten Europa. Aus allen Ecken ruderten und segelten die Abenteurer heran, die glückverheißende Insel zu besetzen. An diesen herrlichen Gestaden, auf diesen blühenden Fruchtfeldern sollten die Bildungsströme von Osten und von Westen sich begegnen, sollten sie auch vom afrikanischen Wüstensturm durchkreuzt werden. All die Völker des Mittelmeeres haben in Sizilien sich abgelöst, jedes hat seine Spuren Land und Leuten eingeprägt.

Altgriechisch ist das erste und schönste Blatt von Siziliens Geschichte. Als die große Handelsstadt Troja, nach deren Schätzen die griechischen kleinen Raubkönige so lange lüstern gewesen, endlich erobert war, belebte sich mächtig der eigene Handel Griechenlands. Auf weite Fahrten ging's, an der einen Küste wurde geplündert, an der andern Handel getrieben, und die Rückkehrenden hatten Abenteuer erlebt in Hülle und Fülle. Faßt doch schon die Odyssee die wunderbaren Geschichten von den fremden Ländern, welche damals das griechische Kriegs- und Schiffervolk aufregten, zum köstlichen Gemälde zusammen, dessen weite Linien sich kunstvoll um die geliebte Heimath ziehen: immer näher dämmert ihre ersehnte Küste dem Helden über den Meereswüsten. So wurde allmählig erkundet, wo gute Häfen seien, wo üppige Thäler, wo tiefe Gebirgswaldung voll Wild und Erzen.

Da dauerte es nicht mehr lange, und kleine Flotten steuerten aus den griechischen Häfen und suchten auf langer mühevoller Fahrt den Weg nach Unteritalien und Sizilien, bis sie den früher erspähten Landungsplatz entdeckten. Dort sprangen die Männer mit ihren Waffen

an's Land, zogen ihre Schiffe aus dem Meere, und errichteten in Eile einen Altar „dem Führer Apollo“, ihrem irdischen Führer aber auf der Berghöhe eine Burg, sich selbst zu Schutz und Hort. Denn unter den Mauern der Burg bauten sie sich kleine Blockhütten und umzogen die neue Wohnstätte mit einer Mauer. Es folgten mit den halbwilden Bewohnern der Gegend Scharmützel, Unterhandlungen, Friedensschlüsse: dabei wurden die Urbesitzer des Bodens, die es mit den gebildeteren Fremdlingen nicht aufnahmen, beständig zurückgedrängt.

Im Mutterlande war unterdessen auf die heroische Zeit die der bürgerlichen Kämpfe gefolgt. Jahrhunderte lang waren die griechischen Stadtgebiete von Bürgerkriegen erfüllt zwischen König Adel und Volk, zwischen Guts- und Waffenreichen, die sich zu Herrschern aufwarfen, und Bürgern, die nach dem Leben der Tyrannen dürsteten. Jeder Parteisieg trieb fluchende Haufen der Besiegten in die Verbannung. Doch mit ihnen zogen nach den italischen Kolonien auch Staatsweise, welche die Lieblingswissenschaft der Alten, wie nämlich ein Volk groß und glücklich zu machen, am gründlichsten betrieben, — zogen philosophische Köpfe, die für ihre Ideale noch jungfräulichen Boden suchten, — geistreiche Weltwanderer, die neues und anregendes Leben wünschten. Sizilien und Unteritalien waren ja damals für die Griechen, was für uns heute Amerika und Neuholland sind, das Land der Jugend, der Hoffnung, der unendlichen Pläne, wie des freien Erwerbes. Und ganz wie heutzutage unsere überseeischen Kolonien, wuchsen die altgriechischen rasch zu großen Städten an, füllten sich mit Handel und Gewerben, mit Reichthum und Bildung. Ihre unternehmenden jungen Leute aber gingen die Flüsse

hinauf oder weiter am Seerande, und machten, wo Handel Fischfang und anmuthige Gegend lockten, neue Ansiedlungen. Das Land bedeckte sich mit griechischen Städten, und die Ureinwohner zogen sich in das unwegsame Gebirge zurück oder verloren sich im griechischen Volke. „Großgriechenland“ aber ging jetzt die langgestreckten Küsten Unteritaliens hinauf bis fast in die Nähe Roms.

Dies war die Grundlage der Kultur, und dieser griechische Stempel Siziliens blickt unverlöschlich durch all die Geschicke hindurch, welche über die schöne und so oft unglückliche Insel hinrollten. Ja, welch ein Wechsel der Geschicke! Kein Land in Europa, auch nicht England, auch nicht Unteritalien, erfuhr jemals so viele wechselnde Herren, Eroberer, Einwanderer.

Etwa dreihundert Jahre bestand die schöne Blüthezeit der griechischen Kolonien, Agrigent, Messana, vor allen Syrakus waren weltberühmte Städte: da segelten die Flotten der Punier heran. Der schlaue Kaufmann, der flinke Bogenschütze, beide bethätigen gleiche afrikanische Raubsucht. Der finstere Moloch der Semiten setzt sich zwischen die lichten arischen Götterideen. Anderthalbhundert Jahre behaupten die Karthager den größten Theil der Insel, Panormus (Palermo) hatten sie zu ihrer Hauptstadt gemacht.

Aber es kamen Mächtigere als sie. Nach langen und fürchterlichen Kämpfen müssen die Karthager Sizilien an die Römer abgeben. Es erscheinen die Prätoren mit Blicken voll stolzer Ruhe und weiter Habsucht. Sizilien wird arm und erniedrigt, es ist bloßes Waizenland der römischen Lords. An siebenhundert Jahre lastet schwere

Herrschaft der Despoten von der Tiber auf dem Lande, dennoch bleibt es griechischer Bildung.

Die Springfluthen der Völkerwanderung rollen von zwei Seiten an Siziliens Küsten. Die langen Germanen mit den langen Schwertern schauen sich auf der Insel um, und allen gefällt sie über die Maßen. Genserich reißt sie nach Afrika hinüber, Odoaker und Theodorich ketten sie wieder an Italien. Der feine Justinian aber zieht sechszig Jahre später Sizilien wieder in die Geschichte des Ostens hinein: wieder strömen vom alten Mutterlande griechische, jetzt byzantinische Sprache und Sitte herüber, selbst die Kirche muß griechische Färbung annehmen.

Allein noch einmal fallen dunkle Schatten von Afrika herüber. Die Raubschiffe der Araber fliegen durch das Mittelmeer, sie dringen in die sizilischen Häfen, und weichen nicht wieder. Der Muezzin besteigt die Thürme und läßt den Allahruf erschallen, durch die Straßen wallen Kaufleute in langen seidenen Gewändern, in den Orangengärten tanzen die Mädchen bei Cymbelklang zum üppigen Gastmahl der Korsaren. Sizilien schwimmt wie eine einzige große Raubfestung im Mittelmeere. In seinen Häfen und Schlössern wird kostbare Beute abgelagert, doch seine Kultur verdorrt, und nicht wenige seiner alten lebensvollen Städte verfallen und werden öde.

Germanische Abenteurer sind es, welche die Sarazenen vertreiben und die christliche Kirche wieder aufrichten, — lachende Gesellen mit blanker Streitart und stählernem Herzen, die Normannen. Sie und ihre Nachfolger, die deutschen Hohenstaufen, wenden Kraft und Liebe an Sizilien und von Neuem wird es das blühendste Land der Welt, das Hauptland für das untere Italien, zugleich der

Stützpunkt für weitreichende Eroberungspläne. Diese zweihundert Jahre der Normannen und Hohenstaufen stellen sich der altgriechischen Epoche zur Seite, sie folgten auf die dritthalbhundert Jahre der Araber, denen eine noch längere Zeit der byzantinischen Herrschaft vorherging. Seit den Normannen aber ist Sizilien für immer mit Europa verknüpft: europäische Sprachen, Einrichtungen, Sitten bürgern sich immer breiter ein.

Die Normannen waren auch die letzten, welche mit vollen Schaaren sich auf Sizilien ansiedelten. Von da an wechselten nur noch die Königshäuser, die Völkermischung war auf der Insel vollendet. Aber was war nicht Alles von Völkerstücken schon in diesen Schmelztiegel eingeworfen! Die Bestandtheile des sizilianischen Volkes sind sikulisch, altgriechisch, punisch, römisch, gothisch, byzantinisch, arabisch, normannisch. Von Sitte und Art aller dieser Völker ist Etwas in Sizilien hängen geblieben. Seit der Normannenherrschaft blieb Sizilien, wie gesagt, an Europa geknüpft, aber — merkwürdig genug — jetzt schickte fast jedes europäische Land ihm vorübergehend Könige. Schwaben, Franzosen, Arragonier, Castilianer, Oestreicher, Neapolitaner, Engländer und Piemontesen: sie schienen sich das Wort gegeben zu haben, auch einmal auf der schönen Südinsel zu herrschen. Die ersten dreihundert Jahre behält Sizilien noch seine eigenen Könige, die auf der Insel residiren, diese Zeit ist noch eine Art von Nachblüthe. Dann wird und bleibt Sizilien Anhängsel eines größeren Reiches und geräth und bleibt in Verfall, bis es zuletzt mit der Krone von Neapel vereinigt wird. Weit hinter ihm aber liegt noch immer seine altgriechische und seine normannisch-hohenstaufensche Blüthezeit. —

In diesem ganzen Verlauf der Geschichte stechen ein paar Erfahrungen hervor, die immer wiederkehren, und eigenthümlich sind.

Sizilien ist das Land des raschen Schicksalswechsels. Es erscheint wie eine schwebende Insel im Ozean, auf welcher nichts Festes haften will, Blüthe und Abwelken wechseln wie Ebbe und Fluth. Sizilien hat sich so häufig aus tiefem Verfall mit großer Schnelligkeit wieder zu Wohlstand und Bedeutung erhoben: warum soll das jetzt für immer unmöglich sein?

Sizilien blühte jedesmal auf, jedesmal diente es zum Angelpunkt für größere Pläne, sobald Genie und Fleiß eines Fürsten sich seinen Fluren und Häfen zuwandte. So glücklich ist die Lage dieser Insel, so voll unerschöpflicher Triebkraft ihre Landesnatur. Sobald aber dieses lebenschaffende Herrscherwort verhallt, folgt auf der Stelle Zusammensinken der blühenden Kräfte.

Sizilien, diese Perle im Mittelmeere, die nach all seinen Küsten hinüber glänzt, wird jedesmal magnetisch von demjenigen Volke angezogen, das in Europa das mächtigste oder lebendigste. Sizilien gehört nacheinander den Griechen, den Römern, den Byzantinern, den Arabern, den Normannen, den Deutschen, den Franzosen, den Spaniern, den Oestreichern. Nur in den letzten hundert Jahren scheint es sich lediglich nach den Geschicken von Italien zu richten.

Sizilien wollte trotzdem immer ein Eigenland sein. Das Volk hat zu verschiedene Bestandtheile, die Lage der Insel ist so eigenartig, daß Sizilien sich nicht als bloße Provinz eines andern Reichs behandeln läßt. Es war immer am glücklichsten, wenn seine Fürsten selbst auf der Insel wohnten, es kränkelte jedesmal, es war jedesmal unbotsam,

wenn es aus der Ferne regiert wurde. Selbst dann, wenn Sizilien einem größeren Reiche einverleibt wurde, mußte es seine besonderen Statthalter mit königlicher Gewalt haben, mochten sie Prätoren, Walis und Emirs, oder mochten sie Vizekönige heißen. Der größte Fehler der Bourbons war, Sizilien lediglich von Neapel aus zu regieren, noch heilloser war der Mißgriff, als man es förmlich seine provinzielle Abhängigkeit wollte fühlen lassen. Das hat sich gerächt: Sizilien war zweimal der große Zünder für den Ausbruch der neapolitanischen Revolution. Sizilien wird erst dann wieder aufblühen, wenn es seine eigene Regierung im Lande hat, und wenn sein König wenigstens alle Jahre eine Zeit lang in Palermo Hof hält.

IV.

Von der angeblichen Kulturblüthe der Araber.

Es ist immer noch hergebracht, sich die Kultur der Araber als blühend und herrlich vorzustellen. Je mehr Einer mit dem Christenthum auf gespanntem Fuße lebt, um so zuversichtlicher, um so volltönender rühmt er das Weltverdienst der Araber. Das ist freilich sonderbar, denn die Geschichte hat ein furchtbares Urtheil über den Islam gesprochen. Die christlichen Länder sind unter seinem Fuße verdorrt, und seine Kraft ist rasch abgewelkt. Aus eigenem Wesen vermag er nichts Großes, nicht einmal Neues mehr hervorzubringen: nur unter niedrigeren Völkern, wie im Innern von Afrika, hat er noch Beruf und Zukunft. Und das Volk, welches den Islam geschaffen und verbreitet hat, sollte so unvergleichliche Verdienste um den Fortschritt der Menschheit haben?

Was haben denn die Araber eigentlich an höheren Gütern der Welt gegeben? Etwa neue und fruchtbare Staatsgedanken? Ihre Staaten wiesen aber nur gräuliche

Despotien auf, gemildert durch ein verkrüppeltes Lehenswesen und durch das höchst verworrene Erb= und Güterrecht des Korans. Man preist ihre konfessionelle Duldung. Jawohl, wenn sie des Sengens und Brennens im eroberten Lande müde, ihre Schwerter vom Morden stumpf waren, dann ließen sie die christliche Rajah voll Verachtung sitzen als ein Sklavenvolk, das an seine arabischen Herren Tribut geben, dessen Künstler und Gelehrte für sie gleichwie Handwerker arbeiten mußten. Die Bedeutenden im Lande mußten aber gleichwohl Renegaten werden, oder sie wurden aus= gerottet. Auch in Sizilien zwangen die Araber alle Vor= nehmen, den Islam anzunehmen. Dem übrigen Volke ließen sie ein paar Kirchen und Klöster, hier und da auch einen Bischof, der das Volk ihnen im Zaume hielt, und sein Richter war, wie einst die Rabbiner in christlichen Ländern über die Juden.

Man rühmt Kunst und Wissenschaft und Industrie der Araber. Wer wollte die dafür angeführten Beispiele leugnen! Allein man sehe einmal schärfer zu und prüfe den Ursprungsstempel.

In der muselmännischen Literatur z. B. gehört doch weit= aus das Beste nicht den Arabern, sondern den arischen Persern, dem Islam hat es sehr wenig zu verdanken. Die Araber haben ihre nationalen Gedichte voll von Rossesstampfen und klirrendem Kriegsgeschrei, sie haben ihre Makamen voll lustiger Schwänke und ganz erstaunlicher Spring= und Kletterkünste im Reimen: doch wie kurzathmig, wie ideen= arm ist das Alles! Zum Drama konnten sie sich nicht erheben, nicht einmal zum großen Epos. Die eigentlich gestaltende Kraft, die Hauptbedingung alles poetischen Schaffens, gibt sich in der reinarabischen Literatur nur

dürftig zu erkennen. Ihr großer Edelstein, die Märchen der Tausend und einen Nacht stammen aus indischen Schachten, die Araber haben die Erzählungen und Sprüche nur gesammelt und hübsch geschliffen. Ueberhaupt im Sammeln, Vermitteln und Zurichten dessen, was bei andern Völkern geleistet war, besaßen die Araber Talente, besaßen sie Verständniß, rasches Geschick, und großen Fleiß. Sie waren in Spanien, wie es scheint, treffliche Landbauer Schwertfeger Weber und Gerber. Sie übersetzten die alten griechischen Philosophen und Mathematiker. Sie beschäftigten sich mit Chemie und Astronomie, mit Nautik und Geographie, und arbeiteten rührig und scharfsinnig in Allem, was sich messen und berechnen läßt. Gewiß, sie waren ein Volk mit scharfen und feinen Sinnen, allein schöpferische Menschen waren sie nicht. Ihr höchstes Verdienst besteht darin, daß sie Schriften und Entdeckungen aus der altindischen und altgriechischen Welt an die europäische vermittelten; daß sie gescheidte Köpfe, mochten sie, wie so häufig, Christen oder Juden sein, in Thätigkeit setzten; und daß sie die Naturwissenschaften in einem Zeitalter anbauten, wo in der christlichen Welt noch die ärmlichen Sammelwerke aus der letzten Römerzeit für die Fundgruben alles Wissens galten.

Auffallend ist der Unterschied zwischen dem arabischen Spanien und dem arabischen Sizilien. Im Jahre 827 brachen die ersten Schaaren der Sarazenen verwüstend über Sizilien herein, gerufen und geführt von einem verrätherischen General, und unterstützt durch die Erbitterung, welche in Sizilien über die Raubsucht und das hohle Prunken der Byzantiner herrschte. Dennoch dauerte es fünfzig Jahre lang, ehe die Araber den Widerstand der Christen

besiegten. Die Sizilianer hatten unter der langen byzantinischen Herrschaft das Waffenwerk vergessen, sie mußten es erst wieder lernen, aber sie vertheidigten sich hartnäckig von Stadt zu Stadt. Als endlich auch Syrakus gefallen war, und nun, da nur noch das heldenmüthige Taormina widerstand, die ganze herrliche Insel den Arabern gehörte, — setzten sie sich da etwa mit ihren frischen Kräften, wie die Normannen, an die Stelle der Erschlagenen und Unterjochten? Wurden sie, wie diese, Händler und Landbauer im Großen, wurden sie Künstler und Schriftsteller? Hier, im schönsten Lande mitten im Mittelmeere, wo sich jegliche Sitte und Bildung unter Waizenfülle und goldene Südfrüchte mischte, hier konnten die Araber zeigen, was sie vermochten.

Allerdings heißt es nun allgemein, sie hätten die Insel zur hohen Blüthe gebracht, und die Sizilianer würden sich um Alles in der Welt ihre sarazenische Zeit nicht mehr nehmen lassen: darin liegen ja für sie alle romantischen Zauber des Orients. Wer aber erzählte uns von der großen arabischen Blüthe Siziliens? Nur arabische Berichterstatter, die bekanntlich, wenn sie einmal in's Rühmen kommen, gleich schwulstige Kassiden machen. Und was sagen sie uns denn eigentlich? Sie rühmen die große Volksmenge in Palermo und einigen Städten, sie erheben bis in den Himmel die üppige Pracht von Palermo und einigen Fürstenschlössern, — das ist Alles. Beweist dies allein schon, daß allgemein Land und Volk hoch standen in Bildung und Wohlbehagen? Die Baureste, welche die lange arabische Herrschaft auf der Insel hinterließ, sind doch sehr dürftig, — wir werden noch von ihnen zu sprechen haben. Die Dichtungen der ara-

bischen Sizilianer erweisen sich als nichtige Verskünstelei. Wissenschaftliche Werke haben sie uns nirgends hinterlassen. Aber Handel und Industrie? Wohl wären die Araber die größten Thoren gewesen, hätten sie die herrlichen Fruchtebenen und die üppigen Thäler Siziliens nicht angebaut. Wir erfahren aber nirgends, daß sie die Kultur in Gegenden gebracht hätten, wo sie nicht schon vor ihnen in Sizilien heimisch war. Oder konnten etwa Handel Ackerbau und Gewerke gedeihen, wo die Bewohner unaufhörlich in Krieg und Fehde lebten? Die sizilischen Araber machten entweder Raubzüge, oder sie bekämpften die Aufstände der Christen, oder sie lagen in blutigen Parteifehden unter einander..

Die Wahrheit ist: Sizilien in Händen der Araber blühte ab und verdorrte und wurde leichenähnlich, gerade wie es mit dem gegenüberliegenden Afrika geschah, sobald die Araber es besetzten. Was Sizilien unter den Römern und Sarazenen verloren hat. das konnte keine christliche Tugend und Einsicht wieder einbringen. Die Araber brauchten Sizilien als Lagerplatz, als große Hauptfestung, von der sie ausliefen mit ihren Raubschiffen, und wohin sie die Schätze schleppten, die sie erbeuteten. Als See- und Landräuber sind sie in beständiger Bewegung und spüren aus, wo Gold, reiche Tempel, schöne Weiber, und keine Vertheidiger sind. Da landen sie plötzlich, morden, rauben, brennen, und eilen hohnlachend mit der Beute davon. Ihr Sizilien war nichts anderes, als ein vorgeschobenes Algier oder Marokko, ein mahomedanischer Raubstaat. Wären die Araber in Sizilien, das sie dritthalbhundert Jahre besaßen, etwas Besseres geworden, hätte irgend eine edlere Kultur sie gestärkt, das ganze Volk

wäre nicht vor einer Hand voll Abenteurer zusammengesunken: die Geschichte würde wenigstens Etwas von so langwierigen und heldenmüthigen Kämpfen berichten, wie sie selbst die byzantinischen Christen den Arabern auf der Insel entgegensetzten.

Die verzweifelten Aufstände der Christen erfolgten wiederholt in fast allen größeren Städten: sie wurden im Blute erstickt. Im Uebrigen ist die Geschichte der Araber auf Sizilien leicht erzählt. Sie besteht aus unaufhörlichen Angriffen auf Unteritalien, aus glücklichen Kriegen mit den deutschen und byzantinischen Kaisern, und aus Bürgerkriegen. Anfangs wurde die Insel von den Walis oder Statthaltern der afrikanischen Fürsten von Kairovan (bei Tunis) regiert, von denen die Eroberung ausgegangen war. Später schlossen sich die Walis mehr an die fatimidischen Kalifen in Aegypten, und als diese Kairovan unterwarfen, wurde Sizilien zwar ägyptische Provinz, behielt aber seine eigenen Emirs, die fast unabhängig und bald auch erblich wurden. Natürlich mußte die Insel auch diesen Herrschaftswechsel wieder mit blutigen Kriegen bezahlen. Jetzt, mit dem Anfang des zehnten Jahrhunderts, begann eine bedeutendere Zeit: es folgten sich Hassan ben Ali, Abul Kasem Ali, und noch drei andere kräftige und gescheidte Emirs, welche den immer wieder aufbrausenden Sekten und Parteien auf die Köpfe schlugen. Planmäßiger gingen jetzt die Raubzüge nach Unteritalien, hier wurde ein Heer an die Küste geworfen, dort eine feste Stadt besetzt. Das Land sollte erst geschreckt, verheert und verödet, dann in arabisches Besitzthum umgewandelt werden. Unermeßlich war die Beute, welche sich von Jahr zu Jahr in Palermo Trapani Sciacca und anderen Sarazenen-

städten aufhäufte. Unaufhörlich schiffte neues arabisches Volk aus Afrika herüber, welches an so guten und glücklichen Raubzügen Theil nehmen wollte, und dann gewöhnlich auf der Insel blieb. Dies war die Blüthezeit der sizilianischen Araber. Bei der Ruhe im Innern hob sich wieder der Anbau des Landes, die erbeuteten Schätze aus der Fremde brachten Reichthum, die zuströmenden Ansiedler aus Afrika ließen die Bevölkerung wachsen. Doch nur achtzig Jahre dauerte diese gute Zeit: dann verging das Ganze, wie das bei einem Räubervolke zuletzt nicht anders sein kann, in der Parteirotten Grimm und Eifer, in deren Zielen sich Politik und Religion vermischten. Eine Menge kleiner Despoten stand auf, und das ganze Volk fiel in jämmerliche Schwäche.

Wenn nun das maurisch-spanische Reich ein schöneres Gesicht zeigt, und ganz andere Kraft und Dauer hatte, so liegt der Schluß nahe, daß es einen anderen Grund und Boden, anderes Mark hatte. Sollte dieses Mark etwa kein rein arabisches gewesen sein? Der einzige stichhaltige Unterschied zwischen beiden Ländern lag doch nur darin, daß Spanien durch germanische Kräfte gestärkt, Sizilien kaum nothdürftig angefrischt war. In Spanien bestanden die christlichen Unterthanen der Araber aus einem kräftigen, in Sizilien aus einem schwächlichen Volke. Dort gab es Gothen, hier byzantinische Griechen. In Spanien also erhob sich das Reich der eingedrungenen Araber zu Bildung und Stärke, in Sizilien konnten sie aus sich selbst nichts machen, soviel frische Schaaren auch aus Afrika nachkamen.

Doch wir haben noch von den Bauwerken zu reden, welche die Sarazenen in Sizilien hinterließen. Ihrer sind

merkwürdig wenige: auf der ganzen Insel nur die paar Schlösser bei Palermo. In all den übrigen Hauptplätzen der Araber findet sich von ihren Bauten so gut wie Nichts. Wie ist das zu erklären? Sind etwa große sarazenische Bauwerke von den Christen haßsüchtig zerstört? Keine Urkunde, keine Ortschronik berichtet dergleichen. Wir wissen vielmehr, daß die Normannen und Hohenstaufen voll Weisheit das Gute, was von Arabern überliefert war, hochhielten, daß sie insbesondere Lustschlösser und Prachtgärten in sarazenischem Geschmack anlegten. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß die Araber in ihrer sizilischen Zeit keine anderen großen Bauwerke errichteten, als die noch stehenden Königsburgen bei Palermo, daß vielmehr alles Uebrige entweder in leicht vergänglichen Gartenschlössern bestand oder in rohen Thürmen und Steinkasten, welche allmählig in Ruinen zerfielen oder von den Christen überbaut wurden.

Das Schönste der genannten Schlösser bei Palermo ist jetzt die Zisa. Sie stellt sich dar als ein hohes einfaches Mauerviereck: gleichwohl füllt diese ganz einfache Form wohlthuend die Augen, unser Schönheitssinn wird angenehm erregt und befriedigt. Der Grund ist die schöne Harmonie aller Verhältnisse, und die nackten Flächen sind anmuthig belebt durch große einfache Lisenen, welche von unten auf bis zur obersten Höhe sich schwingen und wieder niedergehen. Das Innere ist vielfach durchbaut und zeigt in Fensterbögen und Wölbungen noch die unvollkommene unklare Gothik. Ueberaus angenehm ist dagegen die offene Brunnenhalle unten an der Vorderseite. Sie liegt hinter einer schmalen Vorhalle, ist nicht besonders groß, und stellt sich dar wie ein hochgehobenes Zelt über kühlem

Quell. Blickt man aber in die Höhe, glaubt man sich in einer Grotte; denn oben hängt es an drei Stellen wie Tropfsteinbildung in Ansätzen zu Säulchen herab. Die Wände sind mit Marmorfeldern geschmückt und mit Mosaiken, welche Jagdstücke zeigen. Die Säulchen an den Wandecken haben hübsche Kapitäler mit Pfauen und allerlei Blätterwerk. Es ist indessen nur die erste Anlage dieser schönen Brunnenhalle arabisch: so wie sie jetzt sich darstellt, rührt sie von den Normannen her. Das bezeugen Stil und Technik der Mosaik, die ganz in germanischer Weise hoch geschwungenen Linien des Spitzbogens, die normannische Inschrift oben im Gestein, und der Bericht des alten Romuald von Salerno, daß König Wilhelm einen Wohnsitz, der Lisa genannt sei, gebaut und darin Wasserwerke und Fischteiche angelegt habe.

Das andere Schloß ist die Kuba, welche reicher gegliedert und geschmückt war, als die Zisa, jetzt aber noch mehr verfallen ist und zu einer Kaserne dienen muß. Das einfache Viereck kehrt auch hier wieder, jedoch hatte es in der Mitte eine breite Kuppel und an den Seiten vier Vorbauten, aus welchen sich im obern Stockwerk große Hallen der freien Luft öffneten. Oben läuft ein Kranz von Zinnen um das Gebäude, welche mit arabischen Inschriften geziert sind. Ohne Zweifel hatte auch die Zisa ihren vollständigen Zinnenkranz, bis man in späterer Zeit auf das Dach den Aufbau setzte, der an sich häßlich ist, jedoch die wunderbar schöne Aussicht noch besser genießen läßt. Was aber bei beiden Gebäuden so wohlthut, ist das feine Gefühl, das liebliche Zusammenstimmen in allen Verhältnissen und schlichten Zierrathen.

Davon ist freilich an den übrigen Araberbauten bei

Palermo nichts mehr wahrzunehmen. Die Hauptmasse der Königsburg, welche jetzt rings umbaut ist, zeigt noch ein ähnliches Viereck mit Lisenen, wie die Zisa und Kuba. Zwei andere Lustschlösser, welche von Arabern herrühren oder in ihrem Geschmack erbaut wurden, Favara (Mar dolce) bei dem Kloster di Gesu, und Ainsenin (Torre del diavolo) im Guadagnathal, liegen in Trümmern. Alle diese Schlösser standen auf der Höhe von Palermo, wo weite Aussicht war, Raum zu Lustgärten und eine Fülle frischen Wassers.

Nehmen wir nun an, diese Gebäude rührten von den Arabern her, und für ihre Hauptmasse ist das auch höchst wahrscheinlich, — welche Frage drängt sich von selbst auf? Ist es nicht die Frage: warum bauten denn die Araber in ihrer Hauptstadt immer nur dasselbe nackte Burgviereck? Und was Anderes läßt sich antworten, als daß sie nichts Besseres kannten? Hätten ihrer Phantasie Schlösser von mannigfaltigen Bautheilen mit Thürmen Portalen und Ritterhallen vorgeschwebt, so würden sie dieselben wohl auch gebaut haben. Daran hängt sich gleich ein anderes Bedenken. Läßt sich von Leuten, die bei den vornehmsten Bauwerken ihrer Hauptstadt über die dürftige Form eines großen Steinkastens nicht weit hinauskamen, läßt sich bei Leuten von so roher Bildung denken, daß aus ihrer Seele dieses feine Gefühl für Formen und Verhältnisse, dieser zarte Schwung der Lisenen geflossen, die wir an der Zisa und Kuba wahrnehmen? Nein, Rohheit und feiner Kunstsinn wohnen nicht zusammen. Wir müßten also, selbst wenn das eigentlich Schöne an der Zisa und Kuba schon aus der Araberzeit her stammen sollte, dennoch annehmen, daß die Architekten aus den kunstverständigen Byzantinern

genommen wären, welche die Araber in Sizilien vorfanden. Diese werden es nicht viel anders gemacht haben, als die Türken, von denen wir es wissen, daß sie ihre Moscheen und Schlösser von christlichen Architekten bauen ließen. Die Emire befahlen eine Burg aus vier Quadermauern, gleichsam einen vergrößerten Thurm, weil sie nichts Anderes kannten und wollten: der griechische Kunstsinn aber suchte früher oder später diese rohe Form sich durch schöne Verhältnisse und durch den leisen Schmuck der Lisenen wenigstens erträglich zu machen.

Ueberhaupt will es mir scheinen, als ob von all den hübschen Moscheen und Schlössern, welche in Aegypten und Spanien zur arabischen Zeit gebaut wurden, dem Geschmack und Baustil der Araber gerade eben so viel angehöre, als vom feenhaften Mailänder Dom, der bekanntlich deutsche Baumeister hatte, den Italienern. Der Islam hat nie und nirgends einen ächten eigenen Baustil im Großen gehabt, und konnte ihn nicht haben. Seine Gottesidee war ein starrer mathematischer Gedanke, der vom Menschen forderte, daß er sich schweigend niederwerfe unter dem Himmelsgewölbe des furchtbaren allherrschenden Allah. Nicht aber trieb und drängte diese Gottesidee, daß er sie künstlerisch in schöner und würdiger Gestalt hervorbilde. Schon an sich ließ die Moschee keine eigenthümliche Form zu, sie verlangte nur einen Hof mit ein paar offenen Hallen, die bald nach dieser, bald nach jener Windrichtung stehen mußten. Was ließ sich daraus machen? Für die Moschee die rechte originale Grundform zu finden, wäre den Arabern schwer geworden, selbst wenn ihnen mehr Sinn für organisches Gefüge, mehr Sinn für die lebendige und nothwendige Gliederung aller Theile zum

großen Ganzen angeboren wäre. Sie besaßen aber diesen Sinn für das organische Leben nicht, weder im Staatswesen noch in der Kunst. Der Koran verbietet seinen Gläubigen sogar, lebende Thiere und Menschen abzubilden, denn er hat eine sonderbare Furcht, diese Schemen würden von ihrem Bildner „ihre Seele fordern". So aber blieb den Arabern nichts übrig, als das zu thun, was Geschichte und Baudenkmale wirklich, als von ihnen gethan, aufweisen.

Sie nahmen Stil und Stücke der Bauten, wie sie in den Ländern, die der Islam eroberte, sich gerade vorfanden. Das benützten sie, um daraus ihre eigenen Bauwerke gut oder schlecht zusammen zu setzen. Alles wendeten sie an, Spitzbogen und Kreuzgewölbe, Rundbogen und Kuppel, Säulen und Pilaster, in einem Lande dies, in anderm jenes, je nachdem es ihnen bei der Einwanderung dort vor Augen kam. Das geschah aber ohne Verständniß und ohne Gesetz und Regel, und so groß ihr Mangel an Stil, so roh und kümmerlich ist selbst ihr Mauerwerk. Wie Kinder es machen, so fügen sie zusammen, was nicht zusammen gehört, was ihnen aber gerade gefällt: auf Spitzbogen legen sie flache Decken, auf Säulen setzen sie noch Pfeiler, wenn sie nicht gar große Wandlöcher darüber anbringen.

So zum Beispiel brauchen sie in Persien und Indien den Kielbogen, der ohne Zweifel schon bei den Brahmanen, noch feiner bei den Sassaniden ausgebildet war, als die Schattenlinie der altorientalischen Zwiebelkuppel. In Spanien dagegen, wo die Araber den Rundbogen vorfanden, machten sie daraus ihr rundes Hufeisen. Später, als der germanische Spitzbogenstil seine Herrlichkeit in fast ganz

Europa entfaltete, benützten die Araber auch diesen. Nun wird zwar angenommen, diese selbst hätten den Spitzbogen erfunden. Ist aber diese Frage schon einmal von einem wirklichen Historiker, der zugleich Kunstkenner, gründlich und allseitig untersucht, sowohl nach den Berichten der Quellenschriften als nach Ursprung und Ansehen aller Bauwerke und ihrer Theile? Es wird sich mit der arabischen Erfindung des Spitzbogens wohl ähnlich verhalten, als mit der früher ziemlich verbreiteten Annahme, die Araber hätten den Reim erfunden, und die Europäer ihn von dorther angenommen. Als wenn dergleichen künstliche Herübernahme sich so machen könnte! Als wenn der Reim nicht schon natürlich sich entwickelte, da noch kein Mensch in Europa ein Gedicht aus den Moallakats oder den beiden Hamasas kannte! Hätten die Araber wirklich den Spitzbogen erfunden, dann müßte diese so charakteristische, so zwingende Form ihnen doch einigermaßen einen Baustil diktirt, ihre Bauwerke doch einigermaßen anders gefügt und gebildet haben, als sie erscheinen. Man sieht es so vielen altitalienischen Kirchen auf der Stelle an, daß ihre Baumeister den germanischen Spitzbogen zwar wollten, sein inneres Gesetz und Streben aber nicht verstanden: man schließt daraus, daß sie ihn aus der Fremde herüber nahmen. Und die Araber, welche den Spitzbogen bloß als Zierrath anwendeten, ja öfter bloß äußerlich anhefteten, diese sollen seine Erfinder sein?

Bleibt aber nun den Arabern gar kein eigenes Bauverdienst? Wer wollte das leugnen! Sie haben etwas Eigenthümliches in die Geschichte der Baukunst gebracht, und zwar etwas was für sie durchaus national.

Es gibt eine gewisse Form und Gestalt, die sich schon

damals, als ein Volk noch mehr mit der Natur zusammen lebte, als es gleichsam noch in seiner Kinderheimath war, tief und unauslöschlich in seine Seele einsenkte, und im männlichen Alter sich im Baustil wieder kundgibt. Bei den Deutschen zum Beispiel war es der herrliche schattige Hochwald, bei den Griechen der helle Berggipfel, der sich auf Steinlagen emporrichtet, bei den Buddhisten die dunkle Grotte, bei den Chinesen die leichte Bambushütte mit breitem Vordach. Was anders könnte dies bei den Arabern sein, als das heimathliche Zelt der Bedawis, der Wüstensöhne? Wenn irgendwo, in Spanien oder Sizilien, der Araber an seines Volkes Heimath dachte, — und der Koran führte ihn ja immer dahin zurück, — gewiß, es schwebte das Zelt ihm vor. Und nichts Köstlicheres gab es in seinen Gedanken, als das Zelt eines Beduinenfürsten, gefüllt mit schimmernden weichen Stoffen und weißarmigen Mädchen. Da lagen die bunten Panter= und Tigerfelle auf dem Boden, — da hingen an den Zeltwänden die Teppiche mit farbenreichen Mustern, — da lockte es, hinter die seidenen Vorhänge, über denen die Franzen und Trobdeln glänzten, in das üppige Zeltgemach zu schauen. Und nun frage man sich, ob nicht in jedem Bauwerk von ächt maurischem Geschmack Alles auf Zeltdach und Zeltwand, auf Teppiche und Vorhänge deutet? Wird man nicht insbesondere durch die auffallend kleinen Verhältnisse daran erinnert? War es da nicht natürlich, daß Säule und Bogen und Gewölbe die zierliche Leichtigkeit des Zeltes annahmen?

Noch eine zweite Form ist als ächt arabisch zu bezeichnen. Wenn die rothbraune Sandebene oder die bleiche Gebirgswüste bedeckt lag mit glühenden Sonnenstrahlen,

was gab es da Labenderes, was machte einen tieferen Eindruck auf Sinn und Seele, als hineinzutreten in die kühle Steingrotte, wo noch Wasser rieselte, wo von der Decke Steinknäufe und Tropfsteingebilde, von den feuchten Wänden grüne Schlinggewächse niederhingen! Erkennen wir nicht das Andenken an die kühle Schattengrotte, an ihre seltsamen Pflanzen und Steinbildungen in vielen arabischen Bauwerken? Woher anders wäre das eigenthümliche Gewölbe mit dem Tropfsteingehänge herzuleiten?

Es ist merkwürdig, wie hartnäckig solche urheimische Erinnerungen in einem Volke haften, und wie, scheinbar längst verklungen, sie in der Kunst sich erst wieder ausleben, wenn etwas Bildung und Wohlstand erreicht ist. Bei den Arabern in Spanien lassen sich drei Perioden in ihren Bauwerken unterscheiden. In der ersten Zeit verstehen sie bloß Nachahmung der dortigen Baustile, sie setzen sie bloß in's Breite zusammen. Dann folgt ein bewußteres Auffassen des Byzantinischen und Romanischen, auch die byzantinische Mosaik fehlt nicht, in der Anwendung aber macht sich die eigenthümlich maurische Vorstellung bereits gelten. In der dritten Periode erscheint dies ächt Arabische auf das Feinste und Schönste durchgebildet in der Alhambra. Wie aber, war deren Bauzeit nicht die Blüthezeit der gothischen Baukunst? Und wenn die Gothik zierliche Zeltgemächer und niedliche Brunnenhöfe bauen wollte, würde sie es beträchtlich anders gemacht haben, als es uns jetzt die Alhambra zeigt? Es scheint mir sehr möglich, daß die Araberfürsten sich christliche Baumeister verschrieben, welche die köstliche Feinheit in Maß und Verhältniß der Lustschlösser zu Granada ausdachten und dort das Gothische arabisch färbten. Kein

Muselmann hätte die Gemälde von Menschen und Thieren angebracht, die ganz im Stil der damaligen christlichen Kunst erscheinen.

Dringen wir noch tiefer in das innere Wesen des Arabers. Es wohnen darin einige wenige erhabene, aber einförmige Gedanken von Gott und Weltall, erhaben und einförmig, wie die schweigende ungeheure Wüste im Sonnenschein, wie das feierliche Funkeln des unendlichen Nachthimmels. Aber je vollständiger diese wenigen machtvollen Ideen das Innere des Arabers ausfüllen, je starrer sie ihn beherrschen, um so lebendiger ist das Gewimmel seiner kleinen Gedanken von Farbenschimmer und Kampf und Lust des Lebens. Seine Phantasie macht darin Sprünge wie ein wildes Roß, so jäh und unvermittelt, wie sich in der endlos einfarbigen Wüste ganz plötzlich die grüne Oase öffnet. Sind daher die Araber Nichts im Baustil im Großen, so sind sie im Kleinen um so reicher, phantastischer, abenteuerlicher in Schmuck und Zierden. Ihr Bauwerk möchte sich in Zierrath auflösen, und die Arabeske, welche die Wand schmückt, strebt von der Wand her durch's ganze Gemach phantastische Verschlingungen zu verbreiten, gleichwie der Teppich des Zimmers Farbe zu bestimmen strebt.

Es bleibt also immer noch Etwas übrig, um die historische Ehre der Araber auch in der Geschichte der Baukunst zu retten. Gerade so viel bleibt übrig, als dieses Volk selbst werth ist. Das Phantastische und häufig auch Graziöse in Arabesken, in Bogenbildung, in Säulchenstellung, in Schmuck und Zierrath, vorzüglich das Malerische im Bauwerk, — das muß man den Arabern als ihr geistiges Eigenthum lassen. Alles, was zum eigent-

lichen Baustil gehört, bestand als gefunden oder sich ausbildend früher, als die Araber anfingen, etwas Besseres zu bauen als ihre alten Steinkasten. Wir können daher auch Sizilien nur in sehr geringer Bedeutung als Uebergangsland betrachten, wo sich im Baustil etwa Sarazenisches mit Byzantinischem und Gothischem verschmolzen hätte. Ueberhaupt wird man sich endlich einmal entschließen müssen, die arabische Kulturblüthe des falschen historischen Schimmers zu entkleiden, mit welchem die französischen Encyklopädisten ihre Lieblinge, die Araber, umhüllten, jene scharfen Kritiker und oberflächlichen Gelehrten, die im Haß gegen das Christenthum stark waren, in Geschichte und Geographie aber sich wenig über die bekannte französische Schwäche erhoben.

V.

König Roger.

Das Normannenglück in Italien gehört zu den seltsamsten Dingen, die man erzählen kann. Ein Edelmann in der Normandie, Tancred von Hauteville, hat von seiner ersten Frau fünf, von der zweiten sieben Söhne. Die Buben lernen reiten und Lanzen schwingen, und als sie groß sind, kann ihnen der Vater nicht mehr mitgeben, als Roß und Waffen und dem Einen eine Hufe Land und dem Andern ein paar Goldthaler. Da werben die Aeltesten auf ihres Vaters und der Nachbarn Dörfern kräftige Burschen, jüngere Söhne wie sie, die kein Erbgut bekamen, und ziehen als fahrende Landsknechte nach Unteritalien. Denn dort standen schon seit einigen Jahren viele ihrer Landsleute, gerade wie heutzutage Schweizer und Reisläufer, im Dienst der kleinen Fürsten, die sich ewig bekriegten. Auch die beiden Hautevilles nehmen Dienste, und als sie Soldaten des Fürsten von Salerno sind mit noch dreihundert andern Landsleuten, kommt eines Tages

ein Bote an vom griechischen Admiral, der nach Sizilien fährt und die Ungläubigen angreifen will. Der Admiral bittet, der Fürst von Salerno möge ihm die Normannen überlassen. Gleich funkelt diesen Arabiens Gold vor den Augen, und ihr Dienstherr ist froh, daß er ihren wachsenden Uebermuth los ist. So segeln sie auf griechischen Schiffen nach Sizilien, und diese Reisläufer, diese fahrenden Landsknechte sind nun die Männer, welche aus den herrlichsten Ländern der Welt sich ein Königreich zusammenschlagen.

Die Haufen der schwächlichen Sarazenen splittern vor ihren raschen Schwertern auseinander, mit den Griechen vereint erobern die Normannen eine Menge sizilischer Städte. Da will der Byzantiner die Beute nicht ehrlich theilen: sie halten kurzen Rath und bei Nacht und Nebel verlassen sie sein Lager, kommen glücklich über die Meerenge und werfen sich auf Apulien. Eher als dem falschen Griechen solle doch, so denken sie, ihre Kraft für sie selbst Länder und Städte erobern. An der apulischen Küste gab es eine Reihe von thätigen und wohlhabenden Handelsstädten, die Beschützer brauchten, der prunkenden Byzantiner aber längst müde waren. Leicht gelingt es daher den Normannen, sich in Melfi Venosa Ascoli und Ravello festzusetzen, und da sie nun Schlösser und Städte haben, läßt sich der älteste Hauteville von seinen Landsleuten auf den Schild heben und als Graf von Apulien begrüßen: sein früherer Herr in Salerno muß ihm jetzt die Tochter geben. Höchst ärgerlich werden über diese Dinge die Griechen, sie setzen Alles daran, die Normannen wieder zu vertreiben, und verlieren darüber auch die neuen sizilischen Eroberungen. Die Normannen aber schreiben lachend in die Hei-

math, wie viel Gutes in Unteritalien zu holen sei, es gebe da nur feiges Kaufmannsvolk und Halbwilde. Alles gehöre dem Tapfern, der mit guten Waffen komme. Da kamen nun auch die anderen Hautevilles, unter ihnen Robert, der später den Beinamen „der Schlaue“ (Guiscard) erhielt, und der Jüngste, der auch mitgelaufen, war der kleine Roger, ein Knäblein von zehn Jahren.

Die drei ältesten Brüder starben rasch nach einander hinweg, zwei hatte das Klima und wilde Leben aufgerieben, einer wurde von einem verrätherischen Lombarden erschlagen. Jetzt wurde der schlaue Robert Erbe. Dieser hegte bereits hohe fürstliche Gedanken. Er ließ sich zum Herzog von Apulien ausrufen, und weil der Papst sich widersetzte, ließ er nicht ab, ihn zu bedrängen, bis er rechtskräftig mit Apulien belehnt wurde. Nun dachte er seine Herrschaft weit genug auszudehnen. Der kleine Roger war inzwischen ein stattlicher junger Ritter und aller Welt Liebling geworden, ehrbegierig tapfer liebenswürdig, wie kein Anderer, und nicht minder heißköpfig. Beide Brüder fielen in Calabrien ein, bekamen endlich Reggio in ihre Gewalt, und blickten sehnsüchtig hinüber nach dem schönen Sizilien, wo die ganze Araberwirthschaft auseinander ging in hadernde Sekten. Ein vertriebener Häuptling kam und zeigte ihnen, wo sie landen und seine Feinde treffen könnten: gleich fuhr Roger mit hundertsechszig Leuten hinüber, schlug sich mit den Arabern tüchtig herum und kehrte mit trefflicher Beute zurück. Nun riefen die Christen von Messina ihre Hülfe an, die Normannen sammelten sich und kamen heran unter Anführung der beiden Hautevilles. Roger ist der Erste, der an's Land springt, und er schwört, ihm solle es gehören. Blutig sind die Treffen mit den Sarazenen, des

Kreuzes Fahne weht hoch voran. Die Aegypter wollen den Normannen die herrliche Insel nicht lassen, sie schicken Heerhaufen und Flotte. Die Flotte scheitert, das ganze Araberheer stellt sich bei Caltanisetta zum Kampfe, fünfzehntausend Heiden, so heißt es, gegen nur siebenhundert Christen. Aber von germanischer Härte sind diese: ihre Kraft und Kriegskunst schneidet in die feindlichen Haufen ein und mäht sie nieder. Am Abend ist das Feld mit Araberleichen bedeckt, so weit man blicken kann. Trotz dieses Sieges können sich die Normannen noch nicht behaupten, des Feindes Uebermacht ist noch zu groß, sie müssen über die Meerenge zurück. Aergerlich gerathen die Brüder in Streit, Roger fordert dem älteren zu viel Land, gleich sind sie mit heißen Waffen an einander. Robert fällt in des Bruders Gefangenschaft, aber ehrenvoll behandelt versöhnt er sich.

Mit stärkeren Kräften und besserem Plane segeln sie jetzt wieder nach Sizilien und erobern Stadt für Stadt. Ein Admiral und viele Vornehme unter den Sarazenen gehen zu ihnen über und nehmen das Christenthum an. Im Jahre 1071 können die Normannen sich endlich mit ganzer Macht vor Palermo legen, das mit Volk und Schätzen gefüllt so viel werth war, als halb Sizilien. Ihre Flotte sperrt den Hafen, Robert bricht an den Mauern auf der einen, Roger auf der andern Seite. Hier aber widerstehen die Feinde mannhaft. Die besten Kräfte der Araber waren beständig in der Hauptstadt gesammelt, gerade wie die Berberesken-staaten ihre Hauptstärke in ihren Städten Tunis Tripolis Algier Marokko hatten. In der Hauptstadt war die Herrlichkeit des Volkes, um das übrige Land kümmerte sich der Fürst nicht viel. Fünf Monate schon währte die Belagerung Pa-

lermos, und ein alter Chronist, dessen Handschrift noch in der vatikanischen Bibliothek zu lesen, erzählt davon folgende hübsche Geschichten. Die Normannen durften anfangs ihr Lager nicht hart vor der Stadt aufschlagen, und die Sarazenen lachten über die Verwegenen, welche vermeinten, sie könnten Palermo, dessen Volk nach einigen Hunderttausenden zählte, erobern. Die Stadt selbst schloß nicht einmal ihre Thore, man scharmützelte draußen im Blachfeld. Ein gewaltiger Sarazene, der schon manchen Christen niedergeworfen, trat jeden Morgen in das Thor und harrte, wer noch von ihm in die andere Welt zu schicken sei. Eines Tages aber eilte ein tapferer Ritter gerade auf ihn los und bohrte ihm die Lanze mitten durch die Brust. Doch gleich war der Kühne von Feinden umringt, sein Verderben sicher. Er aber durchbrach ihre Haufen, sprengte mitten durch die Stadt und zum andern Thore wieder heraus, und als er wieder zu den jubelnden Landsleuten kam, konnten sie nicht aufhören, ihn vor Freuden mit Küssen zu bedecken. Da hielten die Sarazenen es doch für gerathen, ihre Thore zu schließen. Endlich fiel Palermo durch List. Mit großem Lärm und Geschrei wurde die Stadt von Rogers Seite berannt, alle Ungläubigen strömten dahin: unterdessen setzte Robert auf der andern Seite die Leitern an, erstieg die äußern Mauern, brach das Thor auf und drang mit dreihundert Mann in die Stadt. Rasch war Roger mit den Seinigen bei ihm, und die Sarazenen flohen in die innere Stadt. Die Sieger blieben die Nacht durch vor deren Mauern. Da sank am Morgen den Ungläubigen der Muth. Sie fingen an zu unterhandeln, und übergaben die Stadt unter der Bedingung, daß man ihr Leben schone und ihren Glauben achte. Mit dem Falle

Palermos war die Eroberung der Insel entschieden, wenn es auch noch viele Jahre dauerte, bis sich die letzten Burgen der Mauren, erst Syrakus, dann Agrigent, dann Castrogiovanni, und zuletzt Noto und Butera ergaben. Für immer war die Araberherrschaft in diesen Gegenden gebrochen, Sizilien endlich von Afrika losgerissen.

Doch nicht fünfzig Jahre sollte sich des schlauen Roberts Linie der eroberten Länder, welche die Brüder unter sich getheilt hatten, erfreuen. Diese Länder sollten verbunden, Salerno Neapel Capua hinzugefügt, ganz Unteritalien zu einem einzigen Reiche vereinigt werden, wozu des Landes und Volkes Natur es charakteristisch bestimmten.

Dies geschah durch den gewaltigen König Roger, den genialsten Fürsten des normannischen Geschlechts. Er war der Sohn des kühnen Roger, der Sizilien eroberte, und erbte, da seines Oheims Guiscard Linie 1127 erlosch, auch Calabrien und Apulien. All das wilde Feuer, welches diese Normannen durchglühte, und das Unersättliche ihrer Phantasie und Habsucht verschmolz sich in ihm mit kühler Berechnung, mit weit vorschauendem und praktischem Sinne. Als er die Kinderschuhe kaum ausgetreten, war es schon auffallend, wie ernst und gesetzt er erschien, wie er seinen Spielgenossen sich entzog und nur sein wollte, wo Männer sich in Waffen übten und im Pläneschmieden. Schon damals verrieth sein ganzes Wesen männlichen Verstand. Löwenkühn hatte er das Angesicht eines Löwen, und bei alledem die Gabe, die Menschen gewinnend zu behandeln.

Seine erste Regierungssorge war, die Dinge in Sizilien gründlich zu ordnen. Im Innern des Landes zogen Räuberbanden umher. Die Barone ergötzten sich in Fehde und Aufstand. Syrakus war in die Hände der afrikanischen

Sarazenen gefallen, und nachdem sie dort gräßlich gewüthet hatten, als Brandruine voll Blut und Leichen verlassen. Roger verschob die Rache: mußte er doch erst in seinen eigenen Ländern festen Fuß fassen. Unerbittlich traf das Richtbeil den Landfriedensbrecher. Wer die Steuern nicht rechtzeitig lieferte, hatte am Fürsten, der seine Finanzen trefflich ordnete, den ungnädigsten Herrn. Handel und Ackerbau und Alles, was Geld und Wohlstand brachte, fand an Roger den besten Gönner. So groß war sein Eifer für das Aufblühen der Industrie in Sizilien, daß er später aus den Städten in Griechenland, welche er eroberte, die Seidenweber nach Sizilien schickte, damit sie dort ihre Kunst einführten. Merkwürdig genug ist in Palermo der prachtvolle Krönungsmantel der späteren deutschen Kaiser gewebt, denn Roger hatte dies Prachtgewand sich machen lassen, und Kaiser Heinrich VI. nahm es nach Deutschland mit.

Auch Gelehrte, einerlei, von welchem Volk und Land sie kamen, waren dem sizilischen Herrscher willkommen, wenn es nur tüchtige Männer waren. Bekannt ist, daß Edris Edscherif, der von seinen Landsleuten aus Afrika vertrieben wurde, in Palermo für Roger eine Geographie und einen silbernen Erdglobus anfertigte, das geographische Lehrbuch hieß allgemein Rogers Buch.

Es siedelte sich aber Kunst und Gewerbfleiß der Fremden um so lieber auf der Insel an, als sie wußten, daß Rogers Urtheil stets gerecht und unparteiisch, mochte der Kläger ein Normanne, ein Grieche, ein Lateiner, ein Araber oder Jude sein. Alle diese Völker wohnten und lebten auf der Insel nach ihrem eigenen Recht, hier gemischt, dort in nationalen Massen zusammen: die Griechen nahmen vorzugs-

weise die Ostseite ein, das Val di Demone und das Val di Noto; ihre Hauptstädte waren Messina Catania Augusta Syrakus Melazzo Taormina Cefalu. An der Südküste und im westlichen Theil der Insel saßen am dichtesten die Afrikaner; Palermo Trapani Sciacca Girgenti waren ihre liebsten Plätze. Die Juden waren seit der Römerzeit in allen Handelsorten zu finden, reich an Zahl und Schätzen. Alles, was nicht zu diesen Volksarten gehörte, hieß Lateiner und lebte nach römischem Recht; der Hauptstamm darunter, Lombarden genannt, wohnte im Innern der Insel. Nun war es von Anfang an der kluge Grundsatz der Normannen, duldsam gegen alle Bewohner ihres Reichs zu sein, gleichviel zu welchem Volk und Glauben sie gehörten. Bei ihrer ersten Landung in Sizilien hatten sie die Araber durch blutige Grausamkeit erbittert, die Christen auf der Insel aber, welche zur griechischen Kirche zählten, abgestoßen durch Feindseligkeit gegen ihre Religion. Als die Normannen wieder kamen, wußten sie, daß nur weise Duldung ihnen die Herrschaft bringe und behaupte. Nur dadurch konnte ihre kleine Minderzahl sich als die leitende über die Mannigfaltigkeit von Völkern und Religionen auf der Insel erheben. Sie achteten daher Lehre und Brauch der griechischen Kirche, und suchten die Sarazenen zu überzeugen, daß sie unter milde Fürsten kämen. Daraus entwickelten sich in zwiefacher Richtung eigenthümliche Zustände.

Die Sarazenen blieben mit ihren Muezzins und Moscheen mitten unter den Christen sitzen. Das Christenthum erhob sich zwar aller Orten von selbst wieder, und es zeigte sich sofort, welch geringe Widerstandskraft im Islam stecke. Allein die Muhamedaner lebten nach eigenem Recht und Gesetz, etwa wie die Juden in christlichen Ländern,

und die Normannen beeilten sich nicht, die letzten freien Schaaren der Ungläubigen, welche sich in das bergigte Innere der Insel zurückzogen, auszurotten. Noch über hundert Jahre gab es dort rein muhamedanische Städte. In den übrigen Gegenden der Insel war allerwärts von sarazenischer Tracht und Sitte etwas hängen geblieben, und was davon passend schien, das hegte auch der fürstliche Hof mit einiger Vorliebe. Oeffentliche Urkunden und Inschriften wurden meist in griechischer Sprache verfaßt, denn diese war immer noch die Sprache der Bildung, jedoch wandte man auch das Arabische und Hebräische an, weil beide als bekannte Handelssprachen auf dem Mittelmeer ein weites Gebiet hatten.

Noch bestimmter zeigte sich die eigenthümliche Uebergangsnatur Siziliens im Mischverhältniß, welches dort in der christlichen Kirche selbst eintrat. Die Christen waren zur Zeit der normannischen Eroberung griechischen oder byzantinischen Brauchs und Bekenntnisses. Diesem gemäß hatte der Landesherr gewisse Hoheitsrechte, welche an die kirchliche Stellung erinnern, die protestantische Fürsten in ihrem Lande einnehmen. Nun traten die Normannenfürsten, welche Sizilien gewannen, in alle landesherrlichen Rechte ein, und wollte der Papst Sizilien von der morgenländischen Kirche ab und wieder zur lateinischen ziehen, so mußte er jene Hoheitsrechte ausdrücklich gewähren. Für Alles läßt sich eine Form finden: der Landesherr Siziliens wurde also für den gebornen Legaten des päpstlichen Stuhls erklärt. Damit hatte die Insel an ihrem Fürsten ihren eigenen sizilischen Papst, und der heilige Vater in Rom konnte für Sizilien nichts anordnen, ohne daß es Zustimmung und Vollzug durch den Landesherrn erhielt. Aber auch

in Kirchensprache und Liturgie behielt das Byzantinische Oberhand: erst im langen Laufe der Jahrhunderte ließ es sich allmälig ausmerzen.

Nicht minder wichtig, als die Kirchenordnung war das Lehnswesen, das ebenfalls durch diesen zweiten Roger seinen Abschluß fand. Man meint, erst die Normannen hätten Alles, was zu feudalen Einrichtungen gehört, nach Unteritalien gebracht. Sollte aber die Grundlage dafür nicht in viel früheren Zeiten zu finden sein? Die Römer waren es, welche die Insel in große Herrengüter zerstückten: die Päpste, die germanischen Häuptlinge, die byzantinischen Kaiser, die arabischen Emire fanden diese Einrichtung vor, und keine Nachricht sagt uns, daß sie die großen Gütermassen unter eine Menge freier kleiner Landeigenthümer vertheilten. Wohl aber wissen wir von den Päpsten, wie leicht es ihnen wurde, große Landstriche in Sizilien zu geschlossenen Kirchengütern zu machen. Die normannischen Herren, Prälaten und Barone, setzten sich, als sie die Sarazenen vertrieben, höchlich erfreut in die großen Besitzungen hinein, und ihre Fürsten brauchten dies System nur zu festigen und an die Person des Fürsten zu binden: dies geschah durch die Einführung des heimathlichen Lehnswesens. Einen Theil vom Grund und Boden behielt der Fürst, ein zweiter wurde unter die Erzbischöfe Bischöfe und Aebte als Kirchengut, der dritte unter die Kriegsobersten als Familiengut vertheilt. Jeder, der eigenen Grundbesitz bewahrt hatte, hielt es jetzt gerathen, ihn in die Ordnung des Lehnswesens einzufügen. Des Tributs, den der christliche Grundeigenthümer an die Sarazenen bezahlt hatte, war er ledig: viel leichter und ehrenvoller erschien ihm die Lehnspflicht. Natürlich traten auch, sobald das Feudal-

wesen eingesetzt war, seine Uebelstände hervor: Habsucht, Streit, Untreue und Aufruhr der Vasallen, neben lockerer Einheit und Verwaltung des Landes. Jeder Normannenfürst hatte darunter zu leiden. Der zweite Roger aber verstand es trefflich, seine wilden Barone zu bändigen, und gleich zu Anfang seiner Regierung ließ er sie fühlen, daß er ihr Meister sei.

Er mußte sich beeilen, Alles, was zur innern Ordnung und Kräftigung seines Landes beitrug, in klaren und festen Vollzug zu setzen. Denn vorahnend sah er die Feinde in langen Zügen heranziehen, welche ihm sein Reich zu zertrümmern dachten. Diese Feinde waren zunächst die noch unabhängigen Fürsten: der reiche Herzog von Neapel, die kriegerischen Grafen von Avellino und von Bojano, und der mächtige Fürst von Capua. Sie fühlten unwillig den Druck, welchen der starke normannische Nachbar auf sie ausübte. An sie schlossen sich die Barone und Städte an, welche fast sämmtlich im Aufstande. Beständig wurde die Bewegung geschürt von Rom her, wo man über das plötzliche Anwachsen einer so nahen und drohenden Macht, wie die normannische, höchst ärgerlich gestimmt war. Dann gab es noch zwei Kaiser, einen byzantinischen und einen deutschen, welche die Unabhängigkeit des großen Fürstenthums, das bald ganz Unteritalien umfaßte, unmöglich in ihr Reichssystem einfügen konnten.

Roger mußte Unteritalien Schritt für Schritt erst erobern oder durch schlaue Unterhandlungen gewinnen. Papst Honorius II. weigerte sich aber, ihn als Herzog von Apulien anzuerkennen. Blutiger Krieg folgte, auf Rogers Haupt fiel wiederholt der Kirchenfluch, er hatte einen har=

ten Stand: allein klug, tapfer, geduldig führte er seine Sache nach zweijährigen Kriege doch dahin, daß er im Jahre 1127 die päpstliche Belehnung erhielt. Er aber dachte schon höher hinaus. Angesichts seiner Feinde, die ihm seine Länder zu zerreißen trachteten, wollte er sie mit dem blendenden Reif der Königskrone umspannen. Die Verwandten und Hofleute, die seinen Gedanken folgten, fingen an zu reden und zu sprechen: ein so großer Herrscher müsse von Rechtswegen ein König sein. Roger ließ die Sache vor das Parlament der geistlichen und weltlichen Großen zu Salerno kommen, das Volk selbst sollte ihm die Krone entgegenbringen. Das Parlament erklärte: „Wer Sizilien Calabrien Apulien und andere Länder besitze, wer großer Fürsten Oberhaupt sei, dem gebühre die Königskrone: das sei nicht anders als billig. Siziliens Besitz aber gebe zudem das klarste Recht auf das Diadem, denn es hätten dort griechische, punische, vandalische, gothische, sarazenische Fürsten Kronen getragen, Palermo sei von Altersher ein Königssitz.“ Von Sizilien mußte man die Königswürde herleiten, denn in Unteritalien gab es nur Herzogs- und Grafenhüte, aber nirgends einen Königssitz, an welchen sich des neuen Kronenträgers Glanz und Würde anheften ließ. Die Landesversammlung zu Palermo bestätigte natürlich diesen Beschluß. Das war ja eine Herrlichkeit für alle Sizilianer, ihren eigenen ordentlichen König zu haben. Also bestellte Roger seinen Hofstaat, die Würden des Großmarschalls Großadmirals Großrichters, und wie sie alle hießen, mußten dem Lehnsstaat den Abschluß geben. Im Dom zu Palermo geschah zu Weihnachten 1130 die feierliche Krönung im Beisein von 9 Erzbischöfen 17 Bischöfen 5 Aebten 1 Herzog 4 Grafen 3 Oberhofbeamten 1 Königs-

gesandten und 9 Baronen. Roger stand in der Blüthe der Männlichkeit, im fünf und dreißigsten Jahre.

Dies eigenmächtige Ergreifen des königlichen Diadems erweckte in Rom unendlichen Zorn. Sieben schreckliche Kriegsjahre folgten, in der Kirche selbst brach ein Schisma aus. Die Fürsten und Barone von Unteritalien verbanden sich unter einander und mit dem Papste gegen Roger; die altberühmten Städte erhoben sich; der Kirchenbann schreckte seine Anhänger; Pisaner und Genueser Galeeren mußten helfen; auch die gefürchteten deutschen Waffen wurden ins Feld gerufen. Es war ein grimmiges mordsüchtiges Schlagen, Städte gingen in Feuer auf, große Blutlachen bezeichneten die Straßen der Heere. Roger kam oft in schwere Nöthe, wiederholt wurden seine Truppen zerstreut. Als auch der deutsche Kaiser gegen ihn zog, verlor er das ganze Festland. Er aber wartete, bis der Kaiser wieder abzog und nur noch tausend Deutsche im Lande waren: da fiel er wie ein Sturmwind über Italien her und eroberte Alles zurück. Jetzt zog Papst Innocenz II. selbst gegen den Verwünschten zu Felde, gerieth aber unversehends in Gefangenschaft, mußte 1139 Frieden schließen und Roger als König von Sizilien und Herzog von Apulien anerkennen. Die Fürsten von Capua Neapel und die anderen kamen unterwürfig, ihm den Lehnseid zu schwören. Glorreich war Roger aus ungeheuren Kämpfen hervorgegangen, das Königreich beider Sizilien war fest begründet, die Sizilianer hatten sich mit unsterblichem Ruhm bedeckt. Denn wiederholt hatte nur ihre Kraft und Treue den König gerettet. Als vier Jahre später ein anderer Papst Miene machte, den Friedensvertrag nicht anzuerkennen, rückte Roger rasch mit starkem Heer vor die Thore Roms, erstickte alle ge-

fürchteten Weiterungen mit der Kurie, und vereinigte, da die Fürsten von Neapel und Capua starben, auch ihre Länder mit seinem Hause. Der Papst mußte ihm jetzt ausdrücklich auch die königlichen Insignien und das Recht des gebornen Legaten über Sizilien bestätigen.

So hatte in drei Kriegen das neue Königreich seine Bluttaufe empfangen. Noch aber fehlte die Anerkennung vom Kaiser zu Constantinopel. Der schlaue Roger verlangte ehrerbietig eine kaiserliche Tochter für seinen Sohn. Der Kaiser schickte seinen Gesandten: dieser aber, verlockt durch Rogers köstliche Geschenke; erkennt den Königstitel an. Wüthend ruft ihn der Kaiser nach Constantinopel zurück und wirft ihn ins Gefängniß. Roger aber folgt alsbald mit Flotte und Kriegsheer, erobert Corfu Akarnanien Etolien Theben Athen Korinth. Doch übermächtige kaiserliche Flotten segeln heran. Die Seeschlachten währen vom Morgen bis zum Abend. Rogers Italiener thun Wunder der Tapferkeit. Vierzig Galeeren, die aus einer Schlacht sich retten, tragen den Schrecken bis vor die Thore von Constantinopel. Als auch die letzte Flotte, welche der Kaiser nach Apulien schickte, dort in Gefechten und Stürmen zerscheitert, wird nach sechsjährigem Kampfe 1149 Frieden geschlossen: Roger bleibt König.

Schon vorher, als von Constantinopel nichts mehr zu fürchten war, rüstete der große König, um die Afrikaner, denen er schon früher eine Insel entrissen hatte, endlich im eigenen Lande zu strafen. Im Jahre 1148 schickte er anderthalbhundert Schiffe unter dem Admiral Georg Antiochenos wider die Ungläubigen. Groß war der Schrecken vor Rogers Namen. Die Bewohner der Küste flohen ins Innere; wo sie sich zum Gefechte stellten, wurden sie ge-

schlagen; Mahadia Susa und alle umliegenden Städte bis Cairowan und bis zur Wüste unterwarfen sich und erkannten Roger als ihren Herrn an. So großen Triumph hatte die Christenheit in diesen Gegenden noch nicht gefeiert.

Nun lebte der große Normanne, ruhmbedeckt, Sieger über all seine Feinde, noch ein paar stille Jahre, und hinterließ bei seinem Tode das Reich, das er gegründet, als das schönste in der Christenheit. Die Häfen waren voll Schiffe, die Zeughäuser voll guter Waffen; auf den Märkten der Städte drängten sich die Kaufleute; Handel Gewerbfleiß und Landbau hatten längst die Opfer, welche die langen Kriege gefordert, ersetzt.

VI.

Normannenbauten.

Hinter dem großen Fürsten blieben seine Nachfolger weit zurück. Der eine, Wilhelm I., welcher zwölf Jahre regierte, war ein glücklicher Kriegsmann, aber wild und unzähmbar in Lüsten und Leidenschaften: er heißt der Böse. Der andere, Wilhelm II., der schon als Knabe auf den Thron mußte, war ein Friedensfürst und heißt der Gute, ihm aber fehlte es an den ritterlichen Tugenden. Der Eine konnte sich selbst, der Zweite konnte Andere nicht im Zaum halten. Ihre Vasallen erhoben trotzig das Haupt. Die hab- und ehrsüchtigen Barone konnten das Beispiel der Hautevilles nicht vergessen, welche Edelleute gewesen wie sie, und eine Krone erobert hatten. Pallastverschwörungen, Ränke ehrgeiziger Prälaten, Volksaufstände, blutige Parteikriege bezeichnen die Regierung von König Rogers Sohn und Enkel.

Der Letztere starb, als er kaum sechs und dreißig Jahre zählte, im Jahre 1189. Er ist der Erbauer des Domes

zu Monreale, der herrlichsten unter den normannischen Kirchen. Zwei andere Prachtkirchen, die Capella Palatina und die Martorana, wurden unter König Roger errichtet. Noch mehrere andere Kirchenbauten rühren her aus der Zeit der drei normannischen Könige: sie war die zweite Periode der Kunstblüthe in Sizilien, nachdem die erste Periode, die der antiken Kunst, längst hinter der Wüstheit der folgenden Jahrhunderte versunken war. Auch Moscheen wurden, wie es scheint, in christliche Kirchen verwandelt. Die jetzt ruinenhafte Kirche San Giovanni degli Eremiti mit ihren vier seltsamen blauen Kuppeln und dem ganz kleinen innern Raume war früher ohne Zweifel eine Moschee. Vieles von den Kunstbauten der normannischen Zeit ist untergegangen, vollständig erhalten sind aber die drei erstgenannten Prachtkirchen.

Wer zum erstenmal hineintritt, fühlt sich seltsam und feierlich ergriffen. Dunkler Goldglanz umwogt ihn, märchenhaft steigen die Säulen und Bogen aus dem Halbdunkel empor, oben unter der Kuppel strahlt goldene Helligkeit. Von allen Wänden schauen ernste Frauen und Männer ihn an, in langen faltigen Gewändern, aber in schimmerndem Farbenschmuck, und von fremdartigem Gethier und Baumwerk umgeben. Doch sieh, es sind ja hochtheure Bekannte. Ist da nicht Christus mit seinen Aposteln? Wohnen da nicht die Patriarchen unter ihren Zelten? Die ganze Bibel ist in glanzvollen Bildern vor uns aufgethan. Und je länger wir hinblicken, desto menschlicher, desto kindlicher muthet uns an, was da auf den Wänden dargestellt ist: mitten in der Fülle von Ernst und Strenge lebt ein so liebliches Wesen. Wie seliger Kinderglauben weht es uns wieder an, der Christbaum steht

wieder da mit Lichterglanz und Tannenduft. Ach es ist, als schauten wir unter frommem Schauer, mit kindlich ahnendem Geist in die Geheimnisse Gottes und der Weltgeschichte, unter das Strohdach des Christkindchens, die frommen Hirten knieen vorn, und über der Krippe schauen Ochs und Eselein hervor. Die Engel in der Höhe aber singen das Loblied Gottes und Frieden den guten Menschen: die ganze Kirche wird uns wunderbar vertraut und anmuthig. Doch immer hört es nicht auf, wie tiefe gewaltige Orgeltöne durch unsere Seele zu wogen, und nur eines Blickes bedarf es in die Rundung hinter dem Altar, und es brechen wieder die Gedanken von Weltgesetz und Weltgericht hervor und wie die fließende Zeit sich mit ihren Thaten in die Ewigkeit hineinprägt. Denn dort über dem Altar, die ganze Kirche beherrschend, thront Christus in hehrer, in gewaltiger und unaussprechlicher Majestät. Wahrlich, der furchtbarste Ernst der christlichen Religion ist in diesen Kirchen mit Allem vereinigt, was sie an lieblicher Heiterkeit für das Menschenherz und an Glanz und Farbenpracht für die Sinne besitzt.

Der machtvoll aufstrebende Säulenwald unserer gothischen Dome fehlt ihnen, sie sind an Größe kaum dem geschmückten Chor im Kölner Dom zu vergleichen, und doch bringen sie eine ähnliche Wirkung hervor, wie jene gewaltigen Dome. Woher diese Wirkung? Ich glaube, sie liegt in der eigenthümlichen Verbindung des Baustils mit dem Stil und der Pracht der Mosaik, und in der besondern Eigenthümlichkeit beider, wie sie gerade unter den Normannen auf Sizilien sich ausbilden mußte.

Die normannischen Könige hatten in der Kraft und Begeisterung des Christenthums die blutige Fahne des Pro-

pheten zu Boden gerissen. Dieses sieghafte Gefühl verlangte einen herrlichen Ausdruck, sobald der christliche Bestand des Reiches gesichert war. Prachtliebe ist außerdem einem jungen Fürstengeschlechte natürlich, und in Sizilien hatte man lockende Beispiele an den Emirschlössern vor Augen. Schon hatten die normannischen Fürsten ihrer Neigung zu Glanz und Schimmer Genüge gethan, indem sie ihre Wohnsitze ausschmückten. Nicht geringe Schätze müssen dafür aufgewandt sein, wenn wir nach den Resten schließen, die uns noch in Palermo an der Zisa und im Königspalaste ergötzen. Die Normannen fanden aber für ihre Bauten bloß griechische Künstler, die schon den Arabern gedient hatten, oder die aus dem byzantinischen Osten herbeiströmten, wo sich gute Kundschaft zeigte. Italien selbst lag ja noch in halber Barbarei begraben, die hehre Kunst leuchtete nur vom christlichen Osten herüber. Als daher die Künstler auf Sizilien Auftrag erhielten, auch Kirchen zu bauen, kannten und übten sie keinen andern Baustil, als den eigentlich byzantinischen. Dieser ließ in der alten Basilika, die bereits ihre beiden niedrigeren Seitenschiffe und das Querschiff mit dem Triumphbogen hervorgebildet hatte, das Dach sich in Kuppeln, die drei Tribünen sich in Rundungen erhöhen und ausweiten. Die antike Kunst und die christlichen Ideen hatten sich bereits in Constantinopel mit orientalischer Anschauung durchdrungen: im Byzantinischen steckte bereits reichlich das orientalische Wesen. Allein die Normannen brachten ihr germanisches Gefühl, ihre hochstrebende Anschauung hinzu, welche sich in ihrer Heimath, wie in ganz Norddeutschland, bereits in den Anfängen des Spitzbogens anfing auszusprechen. Die griechischen Künstler mußten demgemäß ihre Baurisse etwas ändern, den gothi-

schen Bogen anwenden, die ganze Kirche mehr in die Höhe heben.

Es geschah, jedoch noch etwas schülerhaft nicht bloß in der Technik des Baues, sondern auch im Stil. Auf antiken Unterbau setzte man Bogen mit leisem gothischen Höhenschwung, und darauf wieder kein Gewölbe, sondern ein Sparrendach. Um die Bogen hoch steigen zu machen, wurde der bekannte Steinwürfel, der oben auf die Säule gebracht wird, noch möglichst verlängert. Allein, da wirkliche Künstler und freudige Begeisterung am Baue schafften, so entstand trotz aller Unvollkommenheit des Einzelnen doch eine edle und künstlerische Wirkung des Ganzen.

Die Kunst der Mosaik war schon im Alterthum, besonders in der letztern Zeit, sehr beliebt. Im farbenglühenden Orient wurde sie erst recht zum prangenden Schmuck der Kirche ausgebildet, und sie paßte durchaus zu orientalischen Vorstellungen. Der Steinglanz hat etwas Elementares, Urkräftiges, Mystisches, gleichwie die Edelsteine blitzen im dunkeln Schacht. Alle Figuren aber wurden auf Goldgrund ausgeführt. Die Heiligen an den Wänden sollten leben und weben im edelsten und reinsten Element, im goldnen Aether, der sie überall umfloß. Und noch tiefere Bedeutung hat dieser Goldglanz, der die ganze Kirche füllt. Seine ernste und gleichmäßige Verbreitung führt eigenthümlich ab von der Welt und ihrem lauten Leben draußen, Sinne und Seele werden isolirt, um sich bloß der Betrachtung des Heiligen zu widmen. Auch die Araber hatten ihrerseits in die Wandverzierung Neues und Hübsches gebracht. Denn diese Muhamedaner fürchteten in ihrer Beschränktheit den verführerischen Eindruck von Thier- und Menschenbildern, als könnten sie das Volk zum Götzen-

dienst zurückleiten: sie mußten daher für die leeren Wände andere Malereien ausdenken, und nichts schien ihnen dazu passender, als Koransprüche. Diese hielten sie ja nicht nur für die lauterste Wahrheit, sondern auch für die höchste Poesie im menschlichen Worte. Sie schrieben den Koran daher auf die Moscheenwände und umkleideten die Sprüche mit Verzierungen, welche zum arabischen Schriftcharakter paßten. Die Normannen mochten keineswegs die gewohnten und gefälligen Wandverzierungen und Arabesken der Sarazenen ausschließen. Dem System aber der byzantinischen Bildermosaik sich zu entziehen, wäre ganz unmöglich gewesen; galt doch damals in Italien das Byzantinische noch als das eigentlich Hohe und Heilige aller Kirchenbaukunst. Wohl aber machte sich der germanische frische fröhliche Sinn, der germanische klare ordnende Verstand hier wie dort geltend. Er vermied das Kleinliche und Phantastische, was dem Arabischen anhing, aber auch das gar zu feierlich Steife und Starre, in welchem die byzantinische Malerei sich festgebannt hatte, das gar zu Mystische und Symbolische, worin sie sich gefiel. Bei aller Strenge und Größe der Zeichnung blickt dennoch durch alle Bilder etwas menschlich Heiteres, etwas lieblich Natürliches hindurch.

So sind diese Kirchen entstanden, und so erfreut man sich nun, ins Mittelschiff eintretend, zuerst der zierlichen Säulenreihen, durch welche man zu beiden Seiten in die dunkleren Seitenschiffe blickt. Auf reich verzierten Kapitälen spannen sich weite, obwohl unvollkommene Spitzbogen in die Hochwände. Man geht in der Kirche hinauf, während die Blicke, wohin sie auch fallen, über zahllose Bilder auf den goldenen Wandflächen gleiten; noch mehr werden sie durch wunderbare Lichtscheine, durch das Wechsel-

spiel von Licht und Schatten gefesselt. Leicht merkbar ist die leise Steigerung der Mosaik. Unten breitet sich in einfachen Figuren der Steinboden, in gemäßigten Farben steigen Figuren zwischen Feldern des kostbarsten Marmors an den Wänden empor, bald aber wird Alles Goldgrund, auf welchem die farbenreichsten Gemälde glänzen. Immer aber zieht die Kuppel die Blicke empor, denn aus ihrer hellen Höhe fließt es wie magisches Licht hernieder, und immer haftet Denken und Ahnen wieder in dem feierlichen Halbdunkel der großen Altarnische, wo sich alle Kraft und Kunst der Mosaik sammelt zu den funkelndsten Farben und machtvollsten Bildern. Absatzweise, auf immer höheren Stufen, steigt man zum Chor, und indem man sich umwendet und noch einmal das Ganze überschaut, klärt und fügt sich in unserm Geiste das Verständniß des Bauwerks, das Gefühl seiner innern Harmonie.

Diese Kirchen sind wie eine stets offene Galerie von Bildern aus der Bibel. Als das Volk noch keine Bücher las, lernte und deutete es die heilige Geschichte vor diesen Bildern. Und wie tiefsinnig sind sie geordnet! Man beginnt mit lauter kleinen Szenen, die überall voll Handlung, doch ist diese überall gleichsam gedämpft und beruhigt. Je näher den Altären, desto würde- und ruhevoller werden die dargestellten Personen. Die kleinste Andeutung muß hier für die kindlich rasche Phantasie des Volkes genügen, daß es sich sofort Bedeutung und Wechselbeziehung der Propheten und Apostel vorstelle. Bei den Altarnischen hört vollends das unruhige menschliche Handeln auf, für die hochheiligen Personen dort gibt es nur ein reines göttliches Sein, ein allerfüllendes Herrschen. Eine solche Kirche will also Geist und Gedanken noch tiefer führen, als bloß

von Bild zu Bild; sie soll, was im gothischen Dom so herrlich gelungen ist, ein Sinnbild des herrlichen Weltalls sein, das in seinen Tiefen die göttlichen Geheimnisse birgt. Deßhalb fügen sich diese vielfachen Räume, dieses mannigfaltige Säulen- und Bogenwerk so ineinander, daß Alles sich zusammenfasse und abschließe zum erhöhten Halbrund des Hauptaltars. Will das große aufgeschlagene Bilderbuch die ganze Menschengeschichte anschaulich machen, so soll die Folgereihe der Bilder auf die letzte Offenbarung hinführen, auf die Lösung aller Geheimnisse des Welt- und Menschenlebens, auf Christus, der über dem Hauptaltar sich in hehrer Gewalt als Allherrscher und Allerlöser darstellt. Aus der Kuppel aber bricht ins irdische Halbdunkel gleichsam etwas vom Himmelslichte herein.

Die Kirche des Klosters della Martorana hat diese Grundideen noch am unvollkommensten ausgedrückt, gleichsam mehr im Gefühl, als klar durchgebildet. Die alterthümliche Weise, wie man in diesem ältesten der noch stehenden kirchlichen Bauwerke der Normannen verschiedene Baustile zusammenfügte, hat etwas Rührendes. Im Einzelnen zeigt sich aber viel Zierliches und Sinnreiches, sowie Anderes, was für die Kunstgeschichte zu denken gibt. Auch die vielbesprochenen Inschriften sind zu erwähnen. Durch die byzantinische Mosaik laufen bekanntlich sehr reichlich Namen und Sprüche. Diese fremdartigen Schriftzeichen und Verkürzungen scheinen auf den ersten Blick arabisch, das wird denn auch von Vielen gleich so angenommen: bei näherer Betrachtung löst sich Alles auf in altgriechische Schriftcharaktere. Höchstens auf einem Säulenstück oder einem eingemauerten Stein am Eingange, die aus Moscheen herübergebracht wurden, findet sich sehr vereinzelt eine arabische Inschrift.

Eine solche scheint auch auf dem Dache der Palatina noch zu stehen. Diese Pallastkapelle ist ganz in die alte Königsburg hineingebaut, die schönste Schloßkirche, die jemals ein Fürst gehabt hat. Sie glänzt inwendig, wie die ausgelegten Wände des köstlichsten Schmuckkastens, und zugleich wohnt in ihr etwas ganz seltsam Feierliches. Man geht immer wieder hinein und fragt sich: was ist doch der Grund dieser unerklärlichen Anziehungskraft? Ich glaube, der Grund liegt darin, daß nirgendwo in Europa eine Kirche steht, in welcher sich in das Christliche so tief märchenhaftes Wesen einsenkt. Alles glänzt und funkelt so geheimnißvoll zwischen den Bogen und Säulen hervor. Hier schwimmen noch orientalische Töne in der Luft, und warum nicht auch arabische?

Das Herrlichste aber bleibt der Dom zu Monreale, der so eigenthümlich sich darstellt in der Reihe der weltberühmten Dome der Christenheit. Er ist ein großer weiter Feenpallast, und Alles glänzt von Gold und Farben. Eine stille unsichtbare, aber die Seele durchschauernde Hoheit weht durch diese weiten Räume. Es kann gar nichts so Majestätisches, so furchtbar Erhabenes geben, als Christus hoch in der letzten Chorrundung. Noch in den letzten Winkel des Domes blickt seine hehre Gewalt. Diese göttlich-menschliche Hoheit, die Alles überwältigende Größe Christi, der der Allgegenwärtige, der herrschende Gott ist, der Erlöser und der Richter,.— dieser Ausdruck ist von der Kunst nur einmal erreicht. Es ist eben das Höchste der Kunst: die Darstellung der erhabensten Ideen durch leibhafte Persönlichkeit. Die rechte Hand Christi, welche er einladend, segnend, dräuend ausstreckt, scheint unten in der Kirche wie hervortretendes Bildhauerwerk: steigt man

aus dem breiträumigen Schiffe, über dessen herrlichen Säulen sich die Schwibbogen sanft ausweiten, dreimal die paar Stufen höher bis zur letzten Chorrundung, so sieht man, daß auch jene Hand Christi nur Mosaik ist. So energisch ist aller Ausdruck. Im Chor ist die Zeichnung des Fußbodens so lebhaft, die Rosetten oben sind so farbenglühend, der Bilderglanz strahlt von den Wänden so funkelnd in die Seele, daß auch der Gleichgültigste in seinem Innern wach gerufen wird, als müsse er hier etwas von Weltgeheimnissen ahnen.

Höchst anziehend bleiben auch die Bilder an den Wänden. Das Beste und Bedeutendste von Allem, was in der Bibel vor sich geht, ist mit größter Kraft und Feierlichkeit und doch ungemein naiv dem Verständnisse des Volkes vorgeführt. Da schwebt Gott über den Wassern; dann erschafft er in verschiedenen Bildern die Himmelslichter, die sprossenden Kräuter und Bäume, die Thiere des Feldes und Vögel des Himmels; dann steht er sinnig da, anzuschauen daß Alles gut sei. Eva, eben erschaffen, hat sich das Haar schon mit Perlen geschmückt, als sie Adam zugeführt wird. Bald sehen wir das schöne stolze Weib zweifelnd vor der Schlange stehen; ach, sie läßt sich verführen, Schrecken und Angst folgt; nach der Vertreibung aus dem Paradiese sitzt Eva nachdenklich traurig hinter dem Spinnrocken, während Adam die Erde hacken muß. Gar hübsch ist es, wie die Arche lustig gezimmert wird: der kluge Künstler läßt sie gleich auf dem Stapel machen, daß sie besser schwimmen kann. Alles ist durch die einfachsten Mittel auch jedem Kinde verständlich gemacht. Als Noah die Taube fliegen läßt, sieht man die Raben, wie sie den schwimmenden Leichen die Augen aushacken. Christus ist

immer als Heiland dargestellt, heilend die tausend Gebrechen der armen Menschen. „Sein Leben war Wohlthun." Das zweifelnde Lächeln der Frau am Brunnen ist ebenso natürlich wahr, als daß Petrus bei der Fußwaschung vor scheuem Erstaunen an den Kopf faßt, während die andern Jünger ihre Sandalen wieder anziehen, still glücklich, daß so hohe Gnade ihnen geschehen. Wie verklärt erscheint der erstandene Christus in schimmernder Kleidung! Wie ganz entzückend ist das Wiedererkennen in Maria Magdalena gemalt, als sie Christus zu Füßen sinkt: „mein Herr und mein Gott!"

Wahrlich, eine solche Kirche war ein mächtiges Erziehungsmittel. Das Volk, das täglich diese Bilder in unvergänglicher Frische sah und die erklärende Bibel dazu hörte, mußte eine große geistige Lebensnahrung gewinnen, die sein Sinnen und Denken bestimmte. Wie riesengroß stehen da Petrus und Paulus, die Apostelfürsten, in den Seitennischen! Wie erhaben, mild und schön tritt immer Christus auf! Und all die Apostel, wie sind sie immer so edel und geistig gehalten gegenüber den orientalischen Gesichtern in den Patriarchenidyllen, wo z. B. Jakob, als ein ächter Jude gemalt, den väterlichen Segen stielt! Manche Figur und manches fremde Thier ist für unser Wissen und Fühlen etwas kurios gerathen, das störte damals aber weder die Künstler, noch das beschauende Volk.

Auffallend ist dagegen die Treue und Sicherheit in den Gesichtszügen, wie sie für Christus, Maria und die Apostel auf allen Bildern als dieselben Porträts wiederkehren. Lag die Ursache blos im byzantinischen System, welches die zufällig einmal entstandenen Gesichtszüge festhielt? Oder reichte eine wirkliche Ueberlieferung dieser so charakteristischen

Gesichtszüge in die ersten Menschenalter des Christenthums hinein. Vielleicht gibt ein genaueres Studium der Bilder in den Katakomben und anderswo, sowie kleiner Notizen in sämmtlichen alten Schriftstellern noch ungeahnte Aufschlüsse. Daß diese Porträts erst vom sechsten Jahrhundert an stehend werden, und vorher die symbolische Auffassung vorherrschte, ist noch nicht Grund genug, zu leugnen, daß schon früher Porträts vorhanden gewesen, zumal so viele Spuren, so viele Stellen in den Geschichtsschreibern, und am meisten die sprechende Eigenthümlichkeit der Gesichtszüge selbst darauf hindeuten. Als das Christenthum im kämpfenden gewaltigen Aufschwunge begriffen war, da verschwand alles Persönliche seiner Stifter gegenüber den weltumwälzenden, Erde und Himmel fassenden Ideen: das Symbolische allein schien auch in der Kunst das Rechte. Erst später, als das Christenthum siegreich über Welt und Zeiten stand, fingen die Menschen wieder an, sich des Natürlichen bei seiner Entstehung zu erinnern, und die Gesichtszüge Christi und seiner Apostel wurden wieder hoch in Ehren gehalten und wiederholt abgebildet.

Man hat gesagt, daß die Münchener Allerheiligenkirche an die Pallastkapelle zu Palermo erinnere; in ähnlicher Weise, jedoch viel nüchterner, gibt die Basilika in München bei dem Eintreten einen Eindruck, wie der Dom zu Monreale. Dagegen wüßte ich kein Bauwerk neuerer Zeit, welches dem Kreuzgang, der an den Dom stößt, nur irgendwie zu vergleichen wäre. Dieser Kreuzgang gehörte zur Benediktinerabtei, welche der königliche Normanne neben seinen Dom baute. Es sind vier Reihen von Säulchen und Bogen, die ein nicht großes Hofviereck einnehmen. Auf das Zierlichste greifen sie in einander, nichts desto weniger

ist jede der mehr als zweihundert Säulchen und Kapitälchen etwas Besonderes für sich allein. Aus jedem Schaft wächst oben ein Gewinde von Menschen und Thieren, von Blumen und Arabesken hervor, die sich zum niedlichen Säulenköpfchen verschlingen. Ein Dichtergeist von sprossender Phantasie und fröhlichster Laune hat all diese Kapitälchen zusammengebündelt, und ein feiner Künstlersinn hat sie ausgemeißelt. Um nur ein paar Beispiele zu geben: ein Kapitäl stellt ein volkreiches Turnier, ein anderes die ganze Geschichte der heiligen drei Könige, ein drittes das Leben König Wilhelms dar. Dazwischen rankt Gethier und Gevögel und Blätterwerk aller Art. Lachende Natürlichkeit blickt hervor, mögen die Steingebilde noch so klein und noch so verwaschen sein. Wandelt Einer in diesen Kreuzgängen, läßt er Schritt für Schritt dies bunte kleine Weltgewimmel an sich vorüberziehen, gewiß, er kommt in eine Stimmung, in welcher er mit ebenso ruhig behaglicher Laune eine Reise ins Menschengewühl anträte, als er sich seelenvergnügt in sein beschauliches stilles Stübchen zurückzöge. Shakespeare dichtete zu seinen hohen Dramen des Schicksals und der großen Geschichte Lustspiele voll bunten Menschentreibens, Lustspiele voll Lachen und Märchenduft: so etwa schmiegt sich dieser Klosterhof unter die Mauern des erhabenen Doms. Warum bauen wir nichts Aehnliches mehr? Die Kosten wären ja so gering. Fehlt der nöthige Welthumor den Künstlern oder den Bauherren?

VIII.

Kaiser Friedrich der Zweite.

Die Normannenzeit war die Periode der Eroberung und der Kunstblüthe, es folgte die Hohenstaufenzeit, die glücklichste, welche seit dem griechischen Alterthum Sizilien erlebte. Das Andenken an große politische Fortschritte, an hochgehobene Stimmung des Volkes, an Blüthe in Literatur und Wissenschaft, Blüthe in Handel und Gewerben knüpft sich an das Andenken Kaiser Friedrich II. Der Eintritt der Hohenstaufen in die Geschichte Siziliens war freilich hart und blutig. Kaiser Heinrich VI., der Gemahl von Rogers Tochter, wurde, als dessen Geschlecht erlosch, Erbe des Königreichs. Die Regierung der beiden letzten rechtmäßigen Könige war erfüllt von Unruhen und Verschwörungen, welche durch die unzähmbare Wildheit des Adels entstanden: Heinrich brach dem Adel den Nacken. Als Eroberer und König war er in Palermo eingezogen: bei dem ersten Anzeichen neuer Verschwörung verhängte er Beil und Kerkertod und vernichtete seine Feinde. Das war

im Stil jener Zeit, und König Roger hatte zu Zeiten noch grimmiger gewüthet. Heinrichs Sohn war Friedrich, der vollends alle Rebellen niederwarf, die empörten Sarazenen aus der Insel wegführte und in Unteritalien ansiedelte, die Krone von Jerusalem an Sizilien brachte, und die sizilischen Waffen in zahllosen Schlachten glänzen ließ. Größer strahlt sein Ruhm für Sizilien als Friedenskönig, für Italien als Begründer seiner nationalen Literatur, für Deutschland als einer der gewaltigsten und glorreichsten seiner Kaiser, für die ganze Welt als Vordenker und Wachrufer großer und wohlthätiger Kulturideen.

Welcher Deutsche, der die uralte herrliche Hauptstadt Siziliens betritt, fühlt sich nicht freudig getroffen, blickt ihm dort von Thoren und Gebäuden unser alter Reichsadler entgegen! Er sollte zwar, wie manche Italiener in ihrem Deutschenhaß vermeinten, nicht hohenstaufischer, sondern normännischer Abkunft sein: neuere Forschungen aber haben ihn wieder als ächten schwäbischen Aar dargethan. Da oben von der alten Königsburg, welche mit weiten Kastellmauern auf der Höhe der Stadt, jenseits eines weiten Platzes sich erhebt, von dort nahm der deutsche Adler seinen höchsten Flug. Noch heißt ein Gemach, an dessen Decke hübsche Jagdbilder in Mosaik glänzen, Kaiser Friedrichs Zimmer. Da waltete der genialste und zugleich der liebenswürdigste Mann des Mittelalters. Von dieser Burghöhe übersah er seine geliebte Stadt: hier war er aufgewachsen in dieser himmlischen Klarheit und Milde der Luft, in dieser Fülle von Allem, was schön und herrlich, wo zum üppigen Glanz des Hoflebens, zu ausgesuchten Jagden, zu jeglichem Wissen und edlen Künsten sich Morgen- und Abendland die Hand reichten. War es ein Wunder, daß Friedrich II.

Sizilien, sein schönes Volk, seine wohllautende Sprache so liebte? daß dies blühende Paradies den Hochbegabten dichterisch anregte? daß er in Palermo das Wissen der christlichen und arabischen Welt gesammelt leuchten ließ?

Immerhin blieb es merkwürdig, daß erst dieser Deutsche, und zwar hier, im entlegensten Süden der Halbinsel, Italiens Schriftsprache und Literatur die Entstehung gab. Nur das Lateinische galt damals für gebildet und vornehm, es allein war die Sprache der Literatur. Welcher Italiener hätte sich nicht geschämt, italienisch zu schreiben: dies war ja nur eine gemeine Volkssprache, die verachtet auf den Gassen lief. Friedrich II. aber erkannte unter ihrem niedrigen Gewande die edle Schönheit, und weil der Deutsche zu adeln strebt, was er liebt, so ließ er die weiche Sprache erklingen in Liedern voll süßer Melodie. Zu gleicher Zeit gingen von ihm anregende Strahlen aus, welche den Drang zum Wissen und Forschen entzündeten und die besten Köpfe aufriefen, schöpferisch thätig zu werden. Denn wie sein eigener Geist sich ungeduldig sehnte, alle Gebiete des Wissens zu durchmessen, und wie er darin die höchsten Genüsse fand, so hatte er auch den edlen Ehrgeiz, die Völker geistig höher zu heben. Ein neues Leben erwachte um ihn, voll nationaler Frische, voll Begeisterung für Poesie und Wissenschaft.

Da erschien in seinen prangenden Gärten, wenn die Abendkühle sich mit dem köstlichen Duft der Blüthen mischte, der hohe Fürst, gefolgt von seinen ritterlichen Söhnen Manfred und Enzio, die Sänger waren, wie er selbst, und von geistvollen Staatsmännern, wie der Kanzler Pietro delle Vigne und Roffredo von Benevent, der berühmte Rechtsgelehrte. Ehrerbietig begrüßten den Kaiser klangreiche Troubadours aus der Provence, und feingebildete

Italiener, welche vor Begierde brannten, es ihnen gleich zu thun. Es sind uns genannt: Ranieri Inghilfredi und Ruggierone aus Palermo, Odo delle Colonne und Matteo de Rico aus Messina, Giacomo aus Lentini, Tommaso di Sasso, und noch mehrere Andere. Auch begabte Frauen erschienen und wurden freudig begrüßt. Denn auch ihnen waren schöne Lieder gelungen, wie der Sizilianerin Nina, oder sie strahlten sonst durch Geist und Schönheit, denen Friedrich II. eifrig huldigte. Und welche Frau hätte ihm, dem schönsten Manne, widerstanden? Diese Damen trugen reizende Gewänder, auf den christlichen Schleiern schimmerte arabische Stickerei. An dem Hofe dieses Fürsten, der aus dem edelsten Blut der Germanen, aus deutschem und normännischem entsprossen, lag der blanke Erzhelm und der stählerne Ringpanzer zwischen den feinen Klingen und den üppigen seidenen Gewändern von Bagdad und Kahiro, und vor den Thoren seines Palastes mischte sich die leichte sarazenische Leibwache unter die langen wuchtigen Schwerter und Hellebarden der Deutschen.

Doch auch in des Kaisers Abendgesellschaft durften Turbanträger kommen mit langem Bart und Kaftan, wie die beiden Söhne des großen Averroes, welche zu Marokko eine Schule gestiftet hatten. Sie und andere berühmte Aerzte und Naturforscher berief der Kaiser aus allen Ländern zu sich. Dieser Fürst, in welchem sich der ideale Sinn mit dem offensten Blick für das Reale, für das Naturwirkliche vereinigte, liebte neben der Philosophie und der Kunst des Kriegs und der schönen Rede vorzüglich die Naturwissenschaften. Für sie legte er große Sammlungen an, ließ den Aristoteles und Ptolomäus, Hippokrates und andere bedeutende Werke aus dem Arabischen

und Griechischen übersetzen, und selbst schrieb er Bücher voll feiner Naturbeobachtung. Doch auch wer sonst etwas Wissenswürdiges den Zeitgenossen zu verkündigen hatte, wer ein Werk herauszugeben wünschte, begab sich an den Hof Friedrich II. Dort war er sicher, Förderung und offene Kassen zu finden, und was mehr hieß, Männer, die ihn verstanden und würdigten. Denn der Kaiser, der selbst sechs Sprachen redete, beförderte ebenso die klassischen Studien, als die Wissenschaft des Arabischen und Hebräischen. So hatte er die besten Köpfe seiner Zeit um sich versammelt, mit denen er seine hohen Schulen, für die er reichlich Bücher aufkaufen ließ, besetzte, eine Akademie zu Palermo errichtete und seine Abendgesellschaften belebte.

Was geistigen Genuß gewährte, was des Nachdenkens würdig, was die Zeit bewegte, das wurde in diesen abendlichen Versammlungen mitgetheilt. Hierhin und dorthin verloren sich die Gruppen in lebhafter Unterhaltung. Der Kaiser setzte sich: die Gespräche hörten auf, die Lustwandelnden kehrten zurück, um den Vorträgen zu lauschen, die jetzt begannen. Da hörte man in den kaiserlichen Gärten zu Palermo, unter Lichterglanz und Sternenschimmer, tönende Gedichte in italienischer Sprache. Alles hielt den Athem an und lauschte, und prüfte im Stillen, ob die Ideen fein und klar gegeben, und ob die Sprache zu einem glänzenden Gefäß geschliffen sei, das köstlichen Inhalt darbot. Die hohen Gebirge schauten in den edlen Kreis, und ein Dichter nach dem andern trat auf, bis der Kaiser dem Sieger lächelnd zunickte. Dann brach Alles in Jubel und Klatschen aus; denn Friedrich war ein ebenso gerechter als guter Kenner.

Italien aber vernahm überrascht und entzückt die neue

sizilianische Weise. Was der Erhabenste unter den Fürsten that, das konnte nicht ohne Eindruck bleiben. Ohnehin war man gewöhnt, nach dem Hofe zu Palermo zu schauen, als nach dem Muster von schöner Pracht und Bildung. Friedrich ließ von seiner Akademie und unter seinem Vorsitz die italienische Sprache förmlich für eine edle erklären: damit hatte er ihr den Ritterschlag gegeben. Von Sizilien aus nahm nun die nationale Literatur Italiens ihren Anfang, und noch lange nannte man, was in italienischer Sprache erschien, sizilianisch. Die erste italienische Grammatik ging von Palermo tonangebend die Halbinsel hindurch bis zum Po und Arno. Jedoch mußte noch Dante das gute Recht, welches die Volkssprache auf die Literatur habe, in einer besondern Schrift vertheidigen. Als aber des Mittelalters größter Dichter der Welt die göttliche Komödie gab, da war bereits der Gipfel der Bahn beschritten, obwohl Petrarca noch glaubte, sein Bestes müsse er lateinisch dichten.

Kaiser Friedrich aber hatte zuerst den großen Schritt gethan, der die Völker mündig machte; denn unter der steinalten lateinischen Lehrmeisterin wären niemals die Ideen und die Geister flügge geworden. Aber auch der Wissenschaft gab Friedrich die Sporen und die Freiheit. Wie selten im Mittelalter fühlte sie sich so fest im Sattel und wagte so weite Ritte! Das dreizehnte Jahrhundert war so reich an schöpferischen Menschen, neuen Ideen, und kulturhistorischen Thaten, als das Zeitalter der Reformation und — vielleicht dasjenige, in welchem wir selbst unter Kämpfen Leiden und Eroberungen athmen.

Ganz eigenthümlich aber gehören Kaiser Friedrich II. einige staatsbildende Gedanken an, welche er durch That

und Beispiel in seine Zeit hineinstellte. In seinem Erbreiche, das mit Herz und Hand ihm eigen gehörte, — auf seiner sizilischen Insel, die frei und selbstständig im Meere schwamm, — unter einem Volke, das ihn mit hellen Sinnen und regem Handelsgeiste umgab, — hier fand er Raum und Antrieb, nach seiner eigenen Weise die Menschen glücklich zu machen. Wir wollen die vorzüglichsten dieser neuen und humanen Gedanken, wie sie in seinem Gesetzbuch für Sizilien und in seinen dortigen Einrichtungen mehr oder minder deutlich auftreten, hersetzen.

Ewiger Landfriede soll herrschen für alle Staatseinwohner, das Fehderecht soll abgethan, und jede Gemeinde verantwortlich sein für Raub und Schaden auf ihrem Gebiete.

Das geltende Recht soll in Büchern Allen verständlich abgefaßt sein, das Gerichtsverfahren auf einfache und klare Grundsätze gestellt, und statt des Zweikampfes und anderer Gottesurtheile soll nur der Beweis für den Verstand gelten.

Die Religionen, wie die Völker, welche ein und dasselbe Reichsband umschließt, sollen sich Duldung gewähren.

Die geistliche Gewalt soll in weltlichen Dingen sich der weltlichen Gewalt unterordnen, und ihre Güter sind nicht steuerfrei.

Die öffentliche Gewalt soll nicht zersplittert sein unter Feudalherren, welche wie kleine Könige schalten, sondern über Allen soll die königliche Macht stehen und das Gesetz, vor welchem Alle gleich sind.

Nicht bloß um Steuern zu bewilligen, sondern um das Wohl des Landes zu berathen und mit dem Könige die Gesetze zu beschließen, sollen sich die Stände des Volkes

versammeln, und zwar soll dieses Parlament regelmäßig, im Frühjahr und im Herbst, stattfinden.

An Leben und Kraft des Staatswesens hat der Bürgerstand nicht minder Antheil, als Klerus und Adel: deshalb muß er mit Beiden sein Recht im Parlamente haben. Da vorzüglich der Bürgerstand Träger der Zukunft, so ist er vorzugsweise zu fördern, sowohl durch stetige Vermehrung der herrenfreien oder königlichen Städte, wie durch Freiheit des bürgerlichen Gewerbes, insbesondere durch Freihandel.

Dies sind, wie leicht zu erkennen, sieben Grundsätze, welche erst der moderne Staat zur vollen Reife und Wahrheit bringt. Damals waren es nur erst Leuchtthürme, die Friedrich in dem verworren treibenden Halbdunkel seiner Zeit aufrichtete, wo noch mitten durch erhabene Ideen sich Raub und Fehde jeglicher Art hindurchzog. Auch im Kleinen sorgte der Kaiser fürstlich und väterlich für Sizilien. Wie jede Art Gewerbfleiß an ihm einen Gönner fand, wie er insbesondere Handel und Landbau förderte, so betrieb er auch die Anlage von Zuckerpflanzungen und die Kameelzucht, welche nach ihm auf der Insel wieder einging.

Es war ein königlicher Gedanke, in seinem Erbreiche für die damalige Zeit einen Musterstaat hinzustellen. Noch höher mußten ihn seine Ideen tragen, wenn er auf die Zinnen seines Pallastes stieg, da wo jetzt die berühmte Sternwarte steht, wo sich die himmlische Aussicht breitet über die Reichthümer von Stadt und Hafen und blühenden Thälern, der Blick tief hinein in das Bergrund, das mit kühn und stolz geschwungenen Linien und doch höchst anmuthig die riesige Goldmuschel einfaßt, der Blick weithin über das leuchtende Meeresblau, dessen Wellen von drei

Welttheilen herüberrauschen. Hier auf Sizilien war der Angelpunkt der Welt des Mittelmeers, hier erhoben sich vor Friedrichs Seele die hohen lichten Alexanderpläne, wie er in Bildung und Handel das Beste vom Orient und Occident einige, wie er ein Völker verbindendes Reich gründe, bestehend aus Sizilien Calabrien und Apulien, das obere Italien dazu gerechnet, vielleicht auch die Provence und Stücke von Griechenland und Syrien und Palästina, ein schimmerndes Reich, das die Länderperlen des Mittelmeers umfasse, das aber seinen Anhalt und Hintergrund finde am gewaltigen Deutschland, dessen Stämme und Stände man in ihrem schwerfälligen Gefüge, in ihrer freien Selbstentwicklung nicht stören dürfe, das aber unerschöpflich sei an starken Kräften jeglicher Art. Wohl waren solche Gedanken „des Schweißes der Edlen werth".

Bei ihrer Verfolgung mußte Friedrich II. aber mit der einzigen Macht, die ihm die Spitze bieten konnte, tödtlich zusammentreffen. Das Papstthum konnte ihm nimmer Italien überlassen, es sei denn, es hätte aus der Höhe seiner weltlichen Machtstellung niedersteigen, es hätte sich wieder, wie vom Szepter der Ottonen und ersten Salier, zu evangelischer Einfachheit niederdrücken lassen. Thörichte Hoffnung! Man setzte vielmehr von Rom aus Alles daran, dem gefährlichen Neuerer das Recht der Legation über Sizilien zu entreißen; denn seitdem das normannische Schwert Sizilien für das Christenthum wieder erobert hatte, wurde der König, wie oben bereits erwähnt ist, geborner Legat des römischen Stuhls, und als solcher die höchste kirchliche Behörde im Lande. Also brach ein schrecklicher Kampf aus, der die Welt verheerte. In unsern Tagen haben wir die unerbittliche Wuth von Prinzipien-

kämpfen kennen gelernt. Es handelt sich immer nur um dies oder jenes Staatsgebiet, diese oder jene Einrichtung. Der tiefere Grund aber ist die Unmöglichkeit, die moderne bürgerliche Gesellschaft, welche nach voller Freiheit und Gestaltung ringt, mit jedem Rest früherer historischer Gebilde zu versöhnen. So schien auch auf der Höhe des Mittelalters der Preis des Kampfes zwischen Papst und Kaiser nur Italien zu sein, in Wahrheit aber war die Frage: soll der Papst Mitkaiser bleiben, oder wieder rein kirchliches Oberhaupt werden? Aus dieser einen Frage gingen zahllose scharfe Spitzen hervor, die in Leben und Blut des Zeitalters eindrangen. Deshalb war der Streit so grimmig und hartnäckig, deshalb loderte sein Feuer aus jeder Ritterburg und Bürgerwohnung hervor, wie aus jeder Kanzel und Klosterzelle.

Niemals hatte der römische Hof einen gefährlicheren Feind, aber seine hochgeschwungene Art ging dennoch nicht durch alle Wurzeln der feindlichen Macht, weil sie bereits der Schutt von Jahrhunderten bedeckte. In ungeheurer Anstrengung brach Friedrich II. vor der Zeit zusammen. Doch auch der glücklichere Gegner fing an zu siechen an geheimen Wunden. Für immer war der Gedanke zunichte geworden, die europäischen Fürsten zu Lehnskönigen des Papstthums zu erniedrigen. Es folgte die Zerrüttung im Heiligthum der Kirche, die französische Gefangenschaft, das Schisma, und endlich nahm das deutsche Volk den Kampf mit der römischen Kurie auf, denn Kaiser Friedrich II. Gedanken waren nicht mit ihm zur Ruhe gegangen.

Nach seinem großen Leben voll Licht und Schlachten ruht jetzt der Kaiser im Dome zu Palermo. In malerischer Pracht und Hoheit erhebt sich diese Kathedrale, ihre

vielgeschmückte Langseite zugekehrt einem häuserfreien Viereck, das sich unten auf den weiten Platz öffnet, auf welchem man zur Königsburg hinansteigt.

Wenige Gebäude vereinigen so vieler Jahrhunderte Baustile: der eine setzte sich an den andern, und zwar, wie es mir nach längerer Betrachtung schien, in folgender Weise. Ursprünglich stand hier eine große einfache Basilika, die Hauptkirche der Stadt, welche ihrerseits über einer noch älteren und kleineren Kirche aufgeführt war. Die Sarazenen verwandelten das Gebäude in eine Moschee, und bedeckten es mit so kleinen Kuppeln, wie sie noch in der Reihe auf jener Langseite stehen. Als die Kirche wieder die Weihe zum christlichen Gottesdienst empfangen, als sich unter den Normannen der Handel nach Frankreich und Italien belebte, ahmte man hier den Baustil nach, der in der mächtigen berühmten Handelsstadt Pisa sich entfaltet hatte. Der Kirche wurde ein mächtiger Glockenthurm vorgesetzt, und auf ihre vier Ecken kamen vier Thürme, und man überzog sie, insbesondere auch den Chor, von außen mit Verzierungen, wie man sie in Pisa gesehen. Hundert Jahre später blühte der gothische Stil. Das Innere der Kirche empfing seine leichten Spitzbogengewölbe und das Aeußere seinen gothischen Schmuck, der in reichstem Arabeskengewinde noch an sarazenischen Geschmack erinnert. Das fünfzehnte Jahrhundert unterbrach die Einförmigkeit der Langseite durch eine sehr zierliche Säulenhalle, welche dem Portal vorgebaut wurde. Leider wollte sich auch der neurömische Kuppel- und Rundbogenstil noch breit machen. Man brachte im Innern möglichst runde Bogen an, und ließ noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts über der Kirche eine mächtige Kuppel aufsteigen, welche unschön genug ge-

rieth. Wer nun hineintritt, wird unangenehm durch die weiße Nacktheit überrascht. Die hübsch verzierten Weihwasserbecken, die Apostelstatuen von Gagini' dem größten Meister unter den Bildhauern Siziliens, die antiken Granitsäulen, welche die Kuppel tragen, das kunstreiche Chorgestühl, der von Lapislapuli glänzende Altar, — das Alles verliert sich in der einförmigen Leere. Wie konnte man auch im Süden, der von Gluth und Farben schimmert, auf diese weiße Nacktheit einer ganzen großen Kirche verfallen?

Doch jeder Fremde wendet sich alsbald zu der Seitenkapelle, wo die fünf Grabmäler Friedrich II., seiner Gemahlin, seiner Eltern Kaiser Heinrich VI. und Konstanze, und des Vaters der Letztern, des gewaltigen König Roger, sich erheben. Es sind kolossale Steinsärge, wie für ein Riesengeschlecht, ernst und einfach, von dunkelrothem Porphyr. Friedrichs Sarg ruht auf vier schreitenden Löwen, jede weitere Verzierung erschien kleinlich. Wir Deutsche wollen hoffen, daß man nicht zum zweitenmal es wagt, die Ruhe der großen Todten zu stören, wie vor achtzig Jahren, als man vom hohen Chor, wo sie nach alter Sitte hingehörten, sie herunter brachte in die Nähe der Kirchenthüren, und freche Neugier auch das Grabmal Friedrichs öffnete. Der Kaiser hatte einen köstlichen Smaragd am Finger und lag in Prachtgewändern, in welche der Adler gestickt war, die Krone trug er auf dem Haupte, goldene Sporen an den Stiefeln, zur Seite lag ihm der Reichsapfel und das gewaltige Schwert.

VIII.

Die sizilianische Vesper.

Wie ein Juwel in der Geschichte glänzt die standhafte Treue, mit welcher die Sizilianer den Hohenstaufen anhingen. Während der Papst wiederholt ihre Unterthaneneide für nichtig erklärte, während hundert Hebel arbeiteten, sie zum Abfalle zu reizen, die Bannblitze über die Insel fuhren, und so viele Fürsten und Völker zur päpstlichen Fahne übergingen, — da bewahrten die Sizilianer ihre Treue. Bloß eine Partei vermochte die päpstliche Kurie wider die Hohenstaufen aufzubringen, des Volkes Herz aber hing an Friedrich und seinem Stamme. So mächtig war der Eindruck dieser großen Persönlichkeit.

Bekannt ist das schreckensvolle Loos, dem Friedrichs Geschlecht anheimfiel. Sein Sohn Konrad, der tapfere Eroberer von Neapel, wurde drei Jahre nach ihm, mitten unter Siegen, vom Fieber hinweggerafft. Ein anderer Sohn, der ritterliche Sänger Manfred, trat nun als König auf, nicht auf rechtmäßige Geburt sich stützend, sondern

auf seine Tugenden; denn er war ein hoher und heldenhafter Fürst, und wie sein Vater Freund und Förderer alles guten Wissens. Der Papst hatte das Hohenstaufen-Erbe, das ihm gar nicht gehörte, den französischen Prinzen angeboten. Nach langen Bedenken nahm Karl von Anjou an, gespornt von seiner Gemahlin, die nicht länger Gräfin heißen wollte, während ihre Schwestern Kronen trugen. Die französische Rüstung zog heran. Bei Benevent trat Manfred Anjous Heer entgegen, die deutschen Gewalthaufen warfen Alles vor sich nieder: da brach in seinem Rücken italienischer Verrath aus, und der Sieg wandte sich. Manfred stürzte, den Tod suchend, in das blutigste Gemenge. Seine Leiche wurde grablos den Thieren des Feldes vorgeworfen, und Anjous Beile wütheten unter seinen Anhängern. Manfreds edle Gemahlin flüchtete mit ihren Kindern auf das feste Schloß von Luceria, doch sie sah von seinen Zinnen nur die Schaaren ihrer Feinde und nirgends einen Retter. Sie mußte sich in des Siegers Gnade ergeben. Dieser ließ ihren drei kleinen Söhnen die Augen ausstechen und Mutter und Kinder in den Thurm werfen. Die unglückselige Frau starb vor Gram, ihre Tochter Beatrix blieb noch achtzehn, ihre drei Söhne, Heinrich Friedrich und Etzel, noch dreißig Jahre im Kerker. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Benevent zog der letzte Hohenstaufe aus Bayern heran, der kleine Konrad, wie die Italiener den sechszehnjährigen Sohn Konrads nannten, er wollte um sein Erbe werben mit kühnem Degen. Glücklich war sein Anfang. Mehrere Fürsten und Städte in Italien begrüßten seine Banner. In Sizilien hielten die Franzosen nur noch Palermo Messina und Syrakus besetzt, die ganze Insel war vom Fürsten von Antiochien, der mit

einem Sarazenenheer landete, für den Hohenstaufen erobert. Doch das Schlachtenglück überlieferte ihn gefangen in die Hände des Räubers seiner Lande, und dieser ließ den jungen Helden, den Letzten des erhabensten Geschlechts in der Christenheit, im Jahre 1268 zu Neapel auf öffentlichem Markte enthaupten. Das war wider alles Völkerrecht, denn Konradin war als geborener König in sein rechtmäßiges Erbe gekommen. Jetzt lagen alle Söhne und Enkel Friedrichs darnieder, all die jungen Eichen waren an der Wurzel gefällt. Anjou und seine Franzosen glaubten sich für immer sicher im frohen Besitze des Hohenstaufen-Erbe, vierzehn Jahre lang ließen sie ihren Lüsten freien Lauf, — da erhob sich ein furchtbarer Rächer, das sizilianische Volk selbst war es.

Die Sizilianer konnten nicht vergessen, wie tückisch und blutig den Hohenstaufen das Verderben bereitet war. Sie wurden erbittert, daß der alte und eigentliche Königssitz ihrer Insel zur Provinz erniedrigt wurde. Und ihr Grimm wuchs täglich, bei Anblick der Raubsucht und des frechen Leichtsinns der Franzosen; denn wo hätten sich diese nicht schon in fremden Ländern schnell verhaßt gemacht? Das sizilianische Volk war in kurzer Zeit zum Aufstande reif, nur der Führer fehlte. Findet sich bei diesen Südländern ein tüchtiger Führer, der ihre Kräfte und Leidenschaften einigt und richtig leitet, so hat noch fast immer ihr ungestümes Andrängen sein Ziel erreicht. Johann von Procida war der Führer. Von vornehmer Familie aus Salerno, hatte er als Naturforscher Architekt und Minister sich hervorgethan, hatte hoch im Vertrauen Friedrichs und Manfreds gestanden und war mit der Insel Procida bei Neapel belehnt worden. Von ihm ging Plan und Antrieb einer

großen Verschwörung aus. Er verband sich mit Walter von Caltagirone, Alaimo von Lentini, und andern vornehmen Sizilianern. Anjou sollte vertrieben, Peter von Arragonien, weil er Manfreds Tochter habe, König werden. In Spanien regte Procida den König Peter an, die Flotte zu rüsten; nach Constantinopel reiste er im Pilgergewande, Geld zu holen; als Mönch verkleidet war er bald hier, bald da in Sizilien, die Feinde der Franzosen sammelnd, lehrend, anreizend. Nur mühsam konnten die Messinesen und Palermitaner noch das Feuer ihres Hasses verbergen. Die Franzosen merkten, daß etwas vorging, und verboten Jedermann, Messer zu tragen. Procida war mit seinen Rüstungen noch nicht fertig: aber plötzlich sollte Sizilien roth werden von Franzosenblut, so weit seine Gärten und seine Küsten sich dehnten. Es kam auf einmal, Allen unvermuthet, wie ein dunkles Volksgewitter, wie eine plötzlich hervorbrechende Naturgewalt.

Es war am dritten Ostertag des Jahres 1282, da gingen die Palermitaner, wie es alte Sitte war, nach der Kapelle zum heiligen Geist, welche vor dem Montalto Thore liegt. Vor der Kirche war ein hübscher Platz, und als es Abend wurde, vergnügte sich das junge Volk mit Spiel und Neckerei. Auch die Franzosen mischten sich darunter und wollten ihren Spaß haben. Die Sizilianer aber wandten sich von ihnen, und es fiel manches bittere Wort. Die Franzosen schrien: „Ihr seid Empörer, Ihr habt doch Alle Messer!“ Mehrere wurden angegriffen, durchsucht, keine Waffe fand sich. Da kam mit ihrem Verlobten eine junge schöne Dame daher. Ein frecher Franzose, Drouet, tritt auf sie zu und beschuldigt sie, auch sie trage einen Dolch, und greift ihr, um die Waffe heraus-

zuziehen, in den Busen. Sprachlos über solchen Schimpf starrte der Verlobte ihn an, und als er eben in zornige Worte ausbrach, stürzte sich ein junger Mann auf den Frevler, hatte im Nu ihm den Degen entrissen und stach ihn nieder. „Tod den Franzosen!" erscholl es plötzlich ringsum, hundert Dolche blitzten in der Luft und bohrten sich ein, wo ein Franzose ging oder stand. Die Ueberfallenen suchten sich eilig zu schaaren, sie wollten sich durchhauen, sie hatten bessere Waffen, aber immer auf's Neue sahen sie sich umdrängt von wüthenden Haufen: die Franzosen konnten nicht vor- noch rückwärts. Zweihundert Sizilianer hatten sie niedergestreckt, aber auch der letzte Franzose lag in seinem Blute, auch ihrer waren zweihundert.

Während dies auf dem Platze vor dem heiligen Geist-Kirchlein vor sich ging, kam die Stadt in Aufregung. Jede neue Nachricht, jeder Blutige oder Todte, welchen die Seinigen heimbrachten, vermehrte den Grimm. Schon wälzte sich durch alle Straßen, als gerade die Vesperglocken läuteteten, der wilde Ruf: „Tod den Franzosen!" Man hörte nur noch Klirren der Waffen, dumpfe Schläge, Flüche und Geschrei der Erschlagenen, dazwischen den hellen Klang der Vesperglocken. Man überfiel die Verhaßten in ihren Quartieren, erschlug sie in den Wirthshäusern, verfolgte sie auf die Dächer. Wo ein Franzose über die Straße eilte, wurde er mit Messern Lanzen und Steinen angefallen, bis er lag. Die Letzten flüchteten in Kirchen und Klöster, besonders zu den Dominikanern, welche es mit dem Papste hielten. Doch auch die Letzten, und selbst wenn sie flehend die Altäre umschlangen, wurden ermordet. Viele Franzosen hatten in der Angst sich in Kleidung von Bauern

und Arbeitern gesteckt und suchten dem Gemetzel zu entfliehen. Doch man rief den Verdächtigen zu: „Sagt Ceci e ciceri!“ (Wicken und Erbsen), und da keine französische Zunge so viele Zischlaute hervorbringt, rettete nicht Flucht und nicht Verkleidung. Die ganze Nacht durch währte in Palermo das Toben und Wüthen: hier allein fielen mehr als zweitausend Franzosen. Blitzschnell wußte das die ganze Insel, jede Ortschaft erhob sich, rasch daß Gleiche zu thun. Vier Wochen lang sah man Fechten Fangen Todschlagen auf allen Straßen, jedes feste Haus, worin die Gehetzten sich verrammelten, wurde von dem ergrimmten Volk erstürmt. Nur eine kleine Stadt mordete nicht, nur ein vornehmer Franzose wurde begnadigt. Dieser war Wilhelm von Porcelet, Befehlshaber in Calatafimi, der sich allgemeine Achtung erworben: er erhielt Ehrengeleit bis an's Schiff, das ihn nach Neapel trug, um dort zu erzählen, wie fürchterlich die Sizilianer den Untergang der Hohenstaufen gerächt.

Anjou wurde bleich vor Grimm und Furcht. Er schwur, seinen Landsleuten, welchen Sizilien ein solches Vesperbrod bereitet, ein schreckliches Todtenopfer zu bringen. Allein die Sizilianer hatten sich auch bereitet, ihn zu empfangen. Gleich das feste Messina widerstand ihm. Die Messinesen zeigten schon im Mittelalter sich so eisenköpfig, wie heutzutage. Wie heiß, wie unablässig auch der König stürmen ließ, all sein Wüthen half nichts. Patrizier und Gemeine, Greise und Knaben standen Tag und Nacht auf den Mauern. Die Frauen schleppten im selben Korbe Lebensmittel, die Tapfern zu erquicken, und Steine und heißen Kalk herbei, die Stürmenden damit zu treffen. Wenn draußen das Geschrei und Tosen des Angriffs dröhnte,

standen die Frauen, ihre Säuglinge auf dem Arm, und riefen den Männern zu, daß sie nicht in die Gewalt des Feindes kämen. Man sang damals schöne Lieder auf die Frauen von Messina. Unterdessen holten die Sizilianer eiligst den König Peter von Aragonien mit seiner Flotte nach Palermo und krönten ihn dort zum Könige. Er schrieb einen derben Brief an Anjou, er solle sich fortpacken: dieser antwortete noch gröber. Nun segelte unter dem Befehl des tapfern Admirals von Sizilien, Roger Lauria, die aragonische Flotte nach Messina, Anjou flüchtete nach Calabrien, aber noch unter seinen Augen wurden seine Galeeren zertrümmert und seine Heerhaufen geschlagen, wo sie sich stellten. Auch Heinrich von Clairmont, ein Baron von höchstem Ansehen, übte jetzt lang verholene Rache an ihm. Anjou war einst in rasende Leidenschaft für Clairmonts Gemahlin gefallen und hatte das schöne Weib überwältigt. Jetzt vergalt Clairmont den Frevel an seines Königs Tochter, dann ging er zu den Sizilianern über.

Verlassen vom Waffenglück, hielt Anjou in Rom donnernde Reden wider den Aragonier und forderte ihn heraus, Gottes Urtheil zwischen ihnen im Zweikampfe zu suchen. Der Spanier nahm an. Beide Könige wollten jeder mit seinem Leibe und hundert Rittern wider den andern streiten: wer siege, solle die Krone von Sizilien und Neapel haben. Kampfrichter solle der König von England sein, der Beiden verwandt war, in seiner Stadt Bordeaux wolle man sich treffen. Anjou bestellte in Neapel seinen einzigen Sohn zu seinem Vertreter, Peter bestellte in Messina seine Gemahlin Constanze, Manfreds Tochter, zur Statthalterin und gab ihr bei als Großkanzler Johann

von Procida und als Großrichter Alaimo von Lentini. Dann segelten beide Könige, der eine nach Spanien, der andere nach Frankreich, sich zum Waffengang vorzubereiten. Diese Mähre dünkte wundervoll der ganzen Ritterschaft in Europa, aus allen Ländern zogen Fähnlein nach der Garonne, um die Augen an den Degen zu weiden, welche die Könige wider einander kreuzen wollten nach den Gesetzen der Ritterschaft. Als der Tag erschien, stand Anjou auf dem Platze mit seinen hundert Rittern. Den ganzen Tag wartete er, und als sich der Abend neigte, nahm er den Großseneschal zum Zeugen, daß er vom Aufgang bis Untergang der Sonne vergebens gewartet. Gleich nach ihm kam in eines Knappen Kleidern Peter von Aragonien vor den Seneschal und erklärte: Anjou habe nicht ehrlichen Kampf gewollt, sondern ihm Nachstellungen bereitet. Dann nahm er die Waffen, ritt dreimal um den Kampfplatz, legte Handschuh Schwert und Lanze vor dem Seneschal nieder und eilte in seine Lande. So kläglich endigte dies große Ritterstück.

Unterdessen hatte der Admiral von Sizilien Neapel wiederholt angegriffen, um den jungen Anjou zum Kampfe hinaus zu locken. Endlich gelang sein Vorhaben; der Prinz setzte mit seinen Schiffen den Fliehenden nach: auf offenem Meere aber wandten diese ihre Schiffe, griffen ihn an und nahmen seine Galeeren. Da aber das Schiff, auf welchem der Prinz befehligte, sich nicht ergeben wollte, ließ, wie erzählt wurde, Lauria seinen besten Schwimmer in's Wasser, der unter den Wellen hinschwamm und das französische Schiff anbohrte, daß es anfing zu sinken. Mit seinem königlichen Gefangenen zog der Admiral triumphirend nach Messina. Da verlangten alle Sizilianer, der

junge Anjou müsse sterben auf offenem Markte, zur Sühne für Konradin. Doch Constanze verleugnete nicht ihres edlen Vaters Blut, sie erwiderte, darüber könne erst König Peter nach seiner Rückkehr entscheiden, und rettete dem Gefangenen das Leben.

Als bald darauf die beiden Könige starben, die Sizilianer aber nicht aufhörten, Neapel anzugreifen, legte sich der Papst in's Mittel und brachte Peters Nachfolger so weit, daß er Sizilien zu Gunsten der Anjous entsagte. Auf der Stelle wählten die Sizilianer des Entsagenden Bruder zu ihrem Könige. Ihn zu behaupten, nahmen sie muthvoll den Krieg auf gegen Papst, Neapel, Frankreich, Aragonien. Es war ein schwerer blutiger Krieg und dauerte fast fünf Jahre lang: doch sein Ende war, daß die Sizilianer ihre Freiheit und ihr neugewählter König die Krone von Sizilien behauptete.

Dies war der schließliche Ausgang der sizilianischen Vesper. Ihr schreckliches Andenken steht nicht vereinzelt in der Palermitaner Chronik. Die Blätter der Geschichte dieser Stadt sind blutig gefärbt. Wiederholt hat sich das Volk urplötzlich zu furchtbarem Aufstand erhoben. Todesverachtend, mit glühender Wildheit, mit einer Herzenshärtigkeit ohne Gleichen hat es sich auf Diejenigen gestürzt, die es haßte. Die Jahre 1848 und 1860 haben zwei neue Beispiele von solchen Ausbrüchen der Volkswuth geliefert. Woher das? Woher dieser Vulkan im Paradiese?

Vergessen wir nicht, daß Palermo einst die Hauptstadt der Araber in Sizilien war. Zweimalhunderttausend Sarazenen, so rechnete der gelehrte Airoldi aus arabischen Berichten zusammen, wohnten einst in der prangenden Hauptstadt Balirma und nur einhunderttausend Christen,

dazu ein Heer von dreißigtausend Mann, in welchen sämmtlich das sarazenische Blut am heißesten siedete. Leicht möglich unterlief bei diesen großen Zahlen etwas orientalische Aufschneiderei: sicher aber blieb von solchen Sarazenenmassen, wie sie einst Balirma in sich faßte, genug Bodensatz zurück, daß auch im christlichen Palermitaner Volk sarazenische Wildheit nimmer auslöschte.

Ich kam eines Morgens in Palermo an einem Kloster vorbei, da griff mir plötzlich ein junger Mönch an den Arm und rief: „Hier ist die Tafel, in unserm Kloster ging's los!“ Nun dachte ich gerade nicht an die blutigen Palermitaner Tage vor drei Jahren, er aber führte mich vor eine Marmortafel in der Mauer, und erklärte mit leidenschaftlicher Geberde ihre Inschrift: daß die Verschworenen im Jahre 1860 hier ihre Sitzungen gehalten, und daß die Klosterglocke zuerst zum Aufstande geläutet. Auf meine Bemerkung, seine Mönche hätten damals wohl tapfer mitgefochten, fuhr er scheu zurück und rief: „Nein, Herr, wir streiten mit dem Schwerte des Wortes wider die Volksunterdrücker!“ Dabei aber glühten seine Augen vor Kampflust und möglicher Weise dachte er: es wäre wieder Zeit, daß die Klosterglocke läute zum mörderischen Flintengeknatter.

IX.

Von Palermo nach Alcamo.

Als ich von Deutschland abreiste, stand in allen Zeitungen: „Sizilien ist am Rande des allgemeinen Aufstandes.“ Wenn ich in Rom mich erkundigte, hieß es: „Die ganze Insel ist voll bewaffneter Banden.“ Je bevorzugter die römische Stellung des Befragten war, und je tiefer er in die italienischen Dinge eingeweiht war, desto deutlicher gab er zu verstehen, man setze bei einer Reise durch das Innere jenes Landes Börse und Leben auf's Spiel. Allein diese Ansicht reimte doch nicht sofort mit der Reihe von Thatsachen, die ich mir aus italienischen Blättern über Sizilien zusammenstellte. In Neapel, dacht' ich, wirst du Näheres hören. Aber merkwürdig, hier wußte man wenig oder nichts von sizilianischen Zuständen. Wenn in Rom alle Nachrichten zusammenflossen, wenn man dort genau Buch führte über jeden Punkt der Erde, wo sich Unangenehmes für die Piemontesen begab, so schien sich Neapel um die berühmte große Insel so wenig zu kümmern, als

läge sie nicht nahe bei, sondern weit draußen, weit hinter den Säulen des Herkules. Ganz ähnliche Stimmung klang in der Antwort zurück, welche mir der erste beste Kellner in Palermo gab. Ich hatte nach dem Werth eines neapolitanischen Geldstückes gefragt, und die Antwort lautete: „Wir kümmern uns nicht um neapolitanische Münze, wir haben unsere eigene." So gleichgültig verhalten sich noch jetzt die beiden Länder zu einander, welche „die beiden Sizilien" heißen und nur durch die schmale Meerenge getrennt sind.

Es blieb nichts übrig, als die sizilianische Reisefrage in der Hauptstadt Palermo selbst zu entscheiden. Hier stimmte nun Alles in Folgendem überein: „Ein neapolitanisches Bandenwesen, das gegen die Armee den Krieg im Kleinen und gegen politische Feinde den Raub im Großen betreibe, habe auf der Insel nie bestanden und stehe auch noch nicht zu fürchten. Allein das Gesindel, das aus alter Gewohnheit gelegentlich einen Reisenden ausplündere, sei jetzt ansehnlich durch die jungen Leute vermehrt, welche vor der verhaßten Aushebung sich geflüchtet. Sie zögen bewaffnet und ein paar Tausend stark im Innern umher, hier eine kleine Bande und dort wieder eine. Diese Leute hätten Hunger, hätten Geld Kleidung Maulthiere nöthig, insbesondere brauchten sie Schuhzeug, denn ihre Berge seien rauh und steinig. Von ihnen sei daher ein Angriff wohl zu besorgen. Wer sich aber nicht widersetze, wer sich ruhig ausziehen lasse und dafür von den Wegelagerern ihre alten Lumpen annehme, dessen Leben sei ganz ungefährdet." Ja vielleicht könne man sich auch mit den Leuten abfinden, sie würden wohl mit sich reden lassen." Das lautete, im Ganzen genommen, doch nicht gar zu schrecklich. So dach-

ten auch drei junge Regierungsassessoren aus Preußen, die sich in Italien mir zugesellt hatten. Es waren zwei nette Rheinländer und ein rechtes Berliner Kind, das aber an Muth und Reiselust hinter Keinem zurückstand. Leicht gab also eine andere Stimme den Ausschlag, einzig zwar, jedoch gewichtig in Palermo. Sie gehörte dem Gastgeber zur berühmten Trinacria, dem vielkundigen Herrn Ragusa, an den ich eine geschätzte Empfehlung hatte. Er erklärte: „Nichts, nicht das Geringste werde uns von Wegelagerern widerfahren, wenn wir einen kundigen und treuen Führer hätten, und einen solchen wolle er uns mitgeben.“

Der Mann kam und sah aus wie Muth und Verschlagenheit, und nicht wie sein Lämmchenname Giuseppe Agniello. Auch die Zeugnisse, welche ihm andere Reisende ausgestellt, lauteten günstig. Es fiel mir auf, daß für die letzten Jahre eine große Lücke in seinen Papieren war: doch es hieß, er habe genug andere Beschäftigung gehabt. So wurde denn rasch mit diesem Führer abgeschlossen, auf fünfzehn Tage und mehr: täglich mußte er sechs Maulthiere stellen, vier für die Reisenden, zwei für's Gepäck; stets in den besten Gasthöfen übernachten; Morgens uns Frühstück, Mittags kalte Küche, Abends einen guten Tisch liefern; Alles auf seine Rechnung und Gefahr. Da füllte er seine großen Körbe mit Kaffee und Zucker, Butter und Braten, Orangen und Kartoffeln, Wurst und Pfeffer und allem Möglichen, dazu Becher und Besteck, und andern Tags ritten wir in Morgenfrühe aus den Thoren. Den Zug eröffneten zwei halbbepackte Maulthiere, zwischen deren Säcken und Körben sich ihr alter Eigenthümer, sowie der Führer noch immer behagliche Plätze schafften. Der Sohn des Ersteren, ein sechszehnjähriger kraushaariger Bursche,

lief nebenbei, die Thiere anzuregen. Meines war das kräftigste und trabte lustig voran, während eines und das andere dem Willen seiner jetzigen Reiter noch nicht gehorchen wollte und in den Vorstädten öfter stehen blieb. Das geschah unter dem Gelächter hübscher Mädchen, deren freundliche Blicke wir als gut Geleite mitnahmen. Auch eine erstaunliche Menge alter Frauen steckten die Köpfe aus den Thüren, eine eigentliche Hexe war jedoch nicht darunter. Wenn es im heißen Italien viel mehr alte Weiber gibt, als bei uns, so sehen sie dafür entschieden malerischer aus.

Unser Weg zog sich in's breite schöne Thal und rechts an den Bergen hin. Weithin sah man die weiße Straßenlinie um die Vorsprünge biegen und leise immer höher steigen. Es ist ein köstliches Gefühl, in die unbekannte Weite hinein zu reisen: und hier in Sizilien, wo so viel Fremdartiges mich umgab, wurde ich so fröhlich, als durchzög ich wieder wilde Länder. Links unter uns war die grüne Thalmulde eingesenkt, drüben an der andern Seite erhob sich steil erhaben der Bergzug, prangend in tausend Farben. Jeder Rückblick zeigte das strahlend blaue Meer immer größer, immer herrlicher. Licht und golden war der Tag, und Berg und Thal und See so voll Glanz und Schimmer, wie ich selten Aehnliches gesehen. Es ist, als wenn aus Felswand und Thalgrund eine verborgene Gluth hervorbräche, gleich wie der blaue Aether als lautere tiefe Lichtfluth erscheint. Als wir höher kamen, dehnte sich in der Tiefe die Thalmulde wie ein grüner Anger, überwuchert von Haidekraut, aus welchem hier und da nacktes Gesträuch hervorstand. Das Haidekraut waren Orangengärten, und die Sträuche stattliche Bäume, die ihr volles Laub noch nicht hatten. Höheren Geistern, die da droben in der un=

durchdringlichen Lichtfülle wohnen, mag sich unser kleines irdisches Thun und Ringen auch wohl vorstellen, wie eine Käferwelt im Haidekraute. Auch uns könnte es einst so scheinen, wäre nicht eines dabei, nämlich Gedanken aus der Ewigkeit, die schon jetzt sich rühren in dieser kleinen Erdenwelt.

Wer den Dom von Monreale schon gesehen, steigt wieder ab vom Maulthier, um nochmal Abschied zu nehmen, und wer ihn noch nicht kannte, wird nur schwer sich trennen. Unser Führer hatte zu thun, ehe er Alle wieder in den Sattel brachte. Als wir nun die einst königliche Stadt, welche noch wie ein Fürst in Lumpen erscheint, hinter uns hatten, eröffnete der Führer sein Begehren, politische Papiere, die wir etwa bei uns hätten, zu vernichten oder wohl zu bergen. Wir lachten ihn aus und sagten, wir seien einfache Reisende. Er schien aber nicht recht zu trauen und erzählte Folgendes. „Vor drei Jahren habe er in Palermo zwei Tage lang einen preußischen Diplomaten bedient, dieser sei vor der belagerten Citadelle von Messina angehalten, und man habe bourbonische Papiere bei ihm gefunden. Den preußischen Herrn hätten die Piemontesen zuletzt freigeben müssen: er aber, der bloße Bediente, sei sofort in Palermo eingesteckt, und dritthalb Jahre habe er sitzen müssen. Ein rechtskräftiges Urtheil sei niemals über ihn ausgesprochen, wenigstens habe er nichts davon gehört oder gesehen." Diese Geschichte, deren wir uns aus den Zeitungen jetzt erinnerten, konnte uns natürlich nicht lieb sein. Das Land war im Kriegszustande, und wimmelte von allerlei Leuten, die sich Geld machen wollten. Das Unsinnigste fand am ersten Glauben, und nun waren drei Preußen beisammen und ich gar aus der

bayerischen Hauptstadt München. Bayer zu sein, war aber in den Augen des Volkes etwas Fürchterliches. Denn ganz erschreckliche Heldenthaten wurden erzählt, welche die Bavaresi jüngst im Kriege mit den aufständischen Sizilianern verrichtet hätten. Daß nicht ein wahres Wort daran, hätte kein Mensch dem dummen Volke begreiflich gemacht: die Lüge war mit Arglist ausgestreut und saß einmal fest. Königin Marie, die bayerische Prinzessin, funkelte als die Alles mächtige Heldin den Aufständischen vor den Augen. Jeder Deutsche, der im königlichen Heere focht, mußte ein Bayer sein, und mancher Schweizer stempelte sich selber dazu.

Hinter Monreale wand sich der Weg alsbald steiler in die Höhe, nacktes Kalkgestein trat weiß und breit hervor, überwuchert von dunkelm uraltem Epheu. Auf dem Joche, wo nach beiden Seiten die Rinnsale von Regenstürzen niedergingen, stand ein einsames bröckelndes Kapellchen: noch einmal entzückte hier der helle Meeresglanz hinter Palermos Gärten, und dann war's vorbei mit Meer und Städten und jeglichem Anbau. Tief hinein ging es in ein langgewundenes Thal, das so nackt und kahl, als gäbe es keine ödere, so von aller Welt verlassene Gegend. Und wir waren noch gar nicht weit von Palermo. In der Tiefe rauschte ein Bach, aus den blauen Lüften kamen scharfe Pfiffe, ein Geierpaar schwamm dort oben. Stundenlang zog sich die übrigens hübsche Straße in dem finstern Thale hin. Selten einmal, wie ganz verloren in der Oede, ließ sich zwischen den Felsblöcken, welche die Berghänge besäeten, ein Glöckchen hören. Eine Kuh weidete dort oder ein armes Eselein. Diese Berghänge voll würziger Kräuter sollten in Deutschland sein, welche prächtige Viehheerden sollten darauf gehen! Stellenweise aber schien Alles be-

baut, bis auf die höchsten Berggipfel, und der junge Waizen sproßte grün zwischen dem Gesteine. An Fleiß also fehlte es den Leuten nicht; denn dort oben klettern hacken säen war mühsam genug. Allein man sah es auch, der Anbau blieb locker und nachlässig: die Leute kamen gewiß weit her und machten ihre Arbeit nur roh und eilig ab.

Als wir tiefer hinabzogen, wehte erfrischende Luft entgegen, und vor uns war, eingespannt zwischen den klaren Berglinien, ein niedriges Stück Horizont gleichwie dunkelstes Himmelblau; aber es hatte eine eigene Farbe, es mußte Meer sein. Richtig, als wir aus der Schlucht heraus, lag ausgebreitet ein neues Goldmuschelland, größer und ebener als das Palermitaner, und nicht minder herrlich bebaut, ganz beladen mit Grün und Schimmer. Cactus und Feigen streckten sich wie stämmige Bäume zwischen Weinstöcken und mannshohem Waizen. Wo der Südländer den Oelbaum sieht, läuft es ihm wie Fett über die Zunge, der Oelbaum gilt als Zeichen der größten Fruchtbarkeit: schön ist der niedrige Baum mit den graugrünen Weidenblättern eigentlich nicht. Hier aber bildete er hin und wieder Wäldchen mit hochgeschwungenem Laubwerk. Das Meer zog eine ruhig klare Bucht in das Land, als wollte es Theil haben an seiner Fülle. Ein paar Segel, ohne Zweifel Fischerböte, standen unbeweglich über der blauen Tiefe.

Die Städtchen Monte celebre Sala Partinico sahen von weitem gerade so aus, als müßten sie sich wehren, daß sie nicht erdrückt und erstickt würden von überwucherndem Grün und Baumwuchs. Drinnen, du lieber Himmel, da schaut's ganz anders. In der letztgenannten Ortschaft, die einige Tausend Einwohner zählt, machten wir Mittag,

und zwar auf der Straße. Denn in der einzigen kleinen Stube des Wirthshauses war es vor Dunst nicht zum Aushalten, weil dasselbige eine dunkle Loch zur Stube Küche und Schlafkammer diente. Mit Ruhe konnten wir also eine sizilianische Stadt beschauen. Es sind verwunderliche Ansiedlungen. Aus rohen Felssteinen denke man sich vier niedrige Mauern, die ein kleines Viereck einfassen, darüber ein Ziegeldach, das beinahe platt ist, und in der vorderen Mauer noch eine große viereckige Thüröffnung: da steht das ganze Familienhaus. Luft und Licht dringt durch die Thür auf den Schmutzboden, der vielleicht gepflastert ist. Etwas Kalkbewurf draußen scheint ein gerechtes Verlangen; zweifelhaft ist schon, ob auch inwendig geweißt werden soll; aber nur entschieden Vornehme haben über der Thür noch ein Zimmer mit Fenster, und dann auch sicher einen Balkon davor. Nun denke man sich weiter eine Anzahl solcher viereckiger bekalkter Steinklumpen mit einem Thürloch darin an einander gehängt, in Reihen eng beisammen, die einen felsigen Abhang hinunter gehen; man denke sie sich nackt auf nacktem Felsboden; mitten durch die Landstraße, an welcher die bessern Häuschen stehen; nirgends Garten oder Baumgrün, Alles grau und kahl wie der staubige Steingrund: — das ist eine Stadt, und es wohnen zehn- und zwölftausend Menschen darin. Wie das Haus, so das Geräth. Es ist etwas mehr, als man in Indianerhütten findet, und Alles ausgedacht wie von Naturkindern. Der höchste Besitz, zu welchem sich das Begehren des Einwohners versteigt, besteht in Maulthier und Wägelchen. Kein deutscher Vollbauer fährt stolzer einher, als solch ein fetter schwerer Sizilianer auf seinem viereckigen leichten Bretterkasten mit

zwei Rädern darunter. Der Kasten hat immer noch ein klein wenig Raum mehr, als sein Kutscher bedarf, da hinein kommt die Ladung, und mit blitzendem Auge sieht er einen Jeden darauf an, ob nicht sein Fahrzeug wundervoll bemalt ist, gelb und roth und blau mit Heiligengeschichten, und ob es in der Welt ein helleres Glöckchen gibt, als das Gebimmel an seinem Maulthier.

Wenn die Mittagsgluth niederwogt, kann sie einsam in den Gassen liegen, sie sind wie ausgestorben. Anderes Leben aber herrscht darin Morgens und Abends: da erfüllt sie unabsehlich schwärzliches Gewimmel. Kinder Säue Hühner fallen am ersten in's Auge, und die letztern haben wenigstens ihre Federn an. In jeder Hausthür stehen schwatzende Frauen und drehen die Spule. Die Männer lungern auf Bänken und Steinblöcken, welche zum Sitzen daliegen. Das Alles lebt Tag ein Tag aus von der Hand in den Mund, liebt sich, streitet sich, arbeitet wenig und verhungert doch nicht; denn eine Hand voll Früchte findet in Sizilien noch jedes Kind alle Tage. Sonntags aber und noch öfter in der Woche ist Kirchenfest: der Goldflitter und Lichterglanz strahlt vom Altare ein bischen Poesie in die dunkeln Steinhütten. Und wenn sie drinnen auch nicht von der Predigt und der Politik reden, haben sie doch viel zu erzählen, wie schrecklich List und Wuth der Liebe der Habsucht der Rache diesem oder jenem Nachbar mitgespielt. Am meisten jedoch reden sie vom Essen: das Leben dieses Völkchens ist ein langer staubiger Sommertag mit wenig Essen und viel Gewitter.

Wir ritten den ersten Tag bis Alcamo, und zwar, da der Führer zur Eile drängte, von Partinico sechs Stunden lang, ohne aus dem Sattel zu kommen. Die Gegend war

ein hügelwelliges Land voll Sonnengluth, bald üppige Fruchtgärten, bald Ackerfelder, die unabsehlich weit dieselbe Saat trugen, wie in Pommern oder Mecklenburg, in den Gegenden, die nicht Berg und Wald, aber große Rittergüter haben. Ortschaften erscheinen selten. Als wir vor der Herberge abstiegen, dachte Jeder im Stillen: kein Mangel an Hitze und Mühsal auf einer sizilianischen Reise. Indessen, da Agniello eine Küchendepesche vorausgeschickt, standen viele gute Sachen bereit, und mit zufriedenen und ernsten Mienen gab er sich daran, seine Kochkünste darzuthun. Darin groß und bewundert zu sein, erschien ihm als des Lebens Höhe, und wir waren sehr zufrieden mit seinem Ehrgeiz, weil im Wirthshaus weder Koch noch Kellner war. Der Sizilianer reist auf seiner Insel, wie in einer Wüste. Er bringt Geschirr und Speisen mit, auch wohl das Bette, und verlangt vom Gasthaus nur Zimmer und Küchenplatz. Der Preis wird bei Eintreten in's Haus gefragt und behandelt, und der Wirth muß dann schon irgend eine rohe List aussinnen, wie er dem Reisenden ein paar Geldstücke mehr abzwacke. Solches Nachsinnen ist ein stehender Zug in seinen Mienen. So wenig an Glanz und Fülle unserer Gasthöfe, so wenig ist im Innern Siziliens an die herzige Freundlichkeit, an Lust und Lachen zu denken, wie man sie doch noch in vielen deutschen Wirthshäusern gewohnt ist. Sorgt vollends der Führer für Alles, Trinkgeld eingeschlossen, so kommt und geht der Reisende ohne Guten Tag und Adieu.

Bis das Abendessen fertig, strichen wir in Alcamo umher. Die Stadt liegt kaum eine Stunde vom Meere, man blickt auf seine schöne Bucht von dem freien Platze vor dem Thor, wo die hohe Kalksteinplatte, auf welcher

Alcamo steht, steil abbricht. Es ist da eine herrliche erfrischende Aussicht. Junge Männer vergnügten sich in der Abendkühle mit einem Spiele, das ich noch nicht kannte. Ein eiserner Ring wird auf der Erde befestigt, und nun gilt es, mit dem Stock eine Kugel, die auf dem Boden rollt, durch den Ring zu treiben. Das Spiel ist nicht leicht und will gewandte Leute. Wir gingen dann die breite Hauptstraße hinab: hier glaubt man, hin und wieder maurische Reste an den alten Gebäuden zu sehen. Alcamo war ein Lieblingsplatz der Sarazenen, und nach dem Falle von Palermo eine Zeitlang ihre feste Burg Gewiß steckt den Einwohnern noch Maurisches im Wesen. Sie sind im Gesicht dunkel bronzirt, im Wuchs kurz und kernig, und Trotz und Wildheit spricht aus den scharf geschnittenen Zügen. Ihre Mundart aber ist die unverständlichste in ganz Sizilien. Gruppen von Hunderten und mehr standen auf dem Markte. Jeder Mann hatte seinen kurzen schwarzbraunen Mantel um, und über dem Kopfe die Kaputze, welche das halbe Gesicht bedeckt. Wer dazu ihre scheuen und wilden Blicke bemerkte, konnte glauben, es seien kriegerische Kapuziner oder Derwische, die sich eben zum nächtlichen Fehdezug versammelten. Lüfteten sich aber die schwarzen Kutten, so schimmerte wohl hier und da heller spanischer Schmuck in Knöpfen und Schärpen. Frauen gingen selten vorüber; sie waren erst recht von Kopf bis zu Fuße verhüllt, die ärmeren in Kaputzen, die vornehmeren in lang wallende Schleiermäntel: kaum Stirn und Augen blieben frei. Wer sollte denken, auf einer europäischen Insel noch so viel orientalische Dummheit zu finden? Nicht einmal die liebe Sonne soll hier das Frauenantlitz sehen.

Agniello hatte gute Tafel gedeckt und der Wein war nicht schlecht. Wir ließen es uns schmecken, obwohl wir zur Noth am Tische Platz hatten. Denn es wurden in den vier Ecken unserer kleinen Stube vier Betten aufgeschlagen: zwei eiserne Tragböcke, ein paar Bretter darüber mit Matraze Laken und Decke, und das Bett war fertig. Jeder konnte schlafen, wie ein Prinz, wenn ihm die Matraze weich genug, und des beißenden Kleinlebens nicht zu viel unter der Decke. Möglich wäre es auch, daß Einer langen Ekel mit auf's Lager nähme, wenn er zu viel an Wänden und Geräth umher geschaut. Denn es ist ganz unglaublich, wie die reinlichsten Wirthshäuser noch vor Schmutze starren, und es ist nichtmal homerischer.

Während wir auf dem kleinen Balkon unsere letzte Cigarre rauchten, hatten wir seltsame Zuschauer. Wir blickten zum mildklaren Abendhimmel hinauf und zu den Steingebäuden, die mit hohen Zinnen und vergitterten Fenstern uns umgaben, und siehe, da ließ sich hier eine wächserne Nase sehen und dort wieder eine, und immer kamen mehr, und alle gehörten schwarzweißen Nonnen. Hatten wir in der Stadt nach den Bewohnern eines stattlichen Gebäudes gefragt, so waren es Mönche oder Nonnen. „Ein Kloster, ein Kloster, ein Kloster!“ so ging das immer fort. Halb Alcamo, sagt man, soll aus Mönchen und Nonnen bestehen, und die Stadt hat über zwölftausend Einwohner. Das wäre ja noch ärger, als in den Städten des Dalai Lama. Gewiß, der Beruf für beschauliches Klosterleben kann ein innerer und wahrhafter Beruf sein, und ist zu achten, wie jeder andere: erfahrungsgemäß wird er aber gar nicht so häufig ausgetheilt. Sind denn die Sizilianer

anders geeigenschaftet, als die übrigen Menschenkinder? Oder muß etwa in Alcamo so viel Gebet und Geläute sein, weil hier die Sarazenen vielleicht so viel sündigten? Ich habe indessen weder in Alcamo, noch sonst auf der Insel eine besondere sizilianische Frömmigkeit gefunden, wohl aber eine sehr verbreitete Gewöhnung zum behaglichen Nichtsthun. Es hegen zwar die meisten Eltern den frommen Wunsch, ein Kind im Kloster zu haben, und ist es von Altersher gebräuchlich, Mädchen und Buben, für die man kein Unterkommen weiß, in die weiten gut nährenden Klöster zu stecken: diese Ursachen allein würden die zahllosen Klosterzellen Siziliens nicht bevölkern. Von zweihundert sizilianischen Menschen tragen einer, in einigen Gegenden auch zwei die Mönchskutte oder den Nonnenschleier. Dazu kommt das Heer der Weltgeistlichen. Mit der Statistik der geistlichen Besitzthümer ist es auffallend schlecht bestellt: die gemeine Rede geht aber, ungefähr ein Drittheil des sizilianischen Grund und Bodens sei Kirchen- und Klostergut.

Nun wäre es großes Unrecht, wollte man verschweigen, daß es in diesen Klöstern eine Menge gelehrter und schriftstellerisch thätiger Männer gibt, daß sie mit heißer Liebe an ihrem Vaterlande hängen, und daß sie gegen Fremde freundlich und duldsam sind. Es kann auch Keiner sagen, daß die Klöster bei ihren großen Reichthümern in Ueppigkeit lebten, oder daß unter diesem Mönchs- und Nonnengewimmel, menschliche und vielfache Ausnahmen abgerechnet, eigentlich gar keine Zucht und Sitte herrsche. Das Eine zu leugnen, oder das Andere anzudeuten, wäre Unrecht. Doch was zuviel ist, ist zuviel. Das Land kann diese Last von unthätigen und bloß verzehrenden Kräften nicht

ertragen. Es kann nicht gesunden, so lange ein so ungeheurer Theil von Grund und Boden „der todten Hand“ gehört. Von den Sizilianern selbst aber kann die Heilung nicht mehr ausgehen, das Uebel verzweigt sich zu tief in ihre Zustände und Gewöhnungen: eine andere starke Hand muß hier durchgreifen.

X.

Griechen und Römer in Sizilien.

Als der Morgen dämmerte, verließen wir die Mönchs- und Nonnenstadt. Zartes Purpurroth glomm auf den Berghöhen, und die Thäler lagen noch in kühlem Schatten. Wir bogen rechts von der Landstraße in eine Niederung, welche ein schleichender Bach bewässerte. Alsbald verlor sich der Weg in einem wahren Gewirre von Blumen und blühendem Gesträuch. Der Boden war mit Veilchen gestickt, welche die Köpfchen an einander stießen, und zwischen wilden Myrthen und Oleandern verbreiteten wilde Rosen den würzigsten Duft. Blühende Einöde war es, und fern alles Menschenleben. Da ich ein wenig hinter meinen Reisegefährten zurückgeblieben, glaubte ich beinahe wieder auf den einsamen weitlichten Prairien Amerikas zu sein. Und doch war der Unterschied fürchterlich! Dort in der jungfräulichen Natur Amerikas muß man immer an die hellen Ortschaften und Städte denken, die nach ein paar Jahren die grüne Wildniß beleben, dort scheint Alles

lachende Zukunft, — auf Siziliens Fluren liegen Schweigen Trauer und Trümmer der Vergangenheit. Wohl viele Völker haben hier einst in heiliger Morgenfrühe vor dem Hauche des göttlichen Wesens ihre Häupter gebeugt: alle sind sie versunken und vergraben in jenes einförmig graue Meer, das wir Vergangenheit nennen, und das unaufhörlich mit seinen dunkeln Wogen herandrängt auf Jegliches, was sich noch der aufgehenden Sonne freut. Von den prangenden Städten sind jetzt ringsum auf Hügeln und Breiten die Glieder zerstreut wie bleichende Knochen. Nur Schattenrisse vom Leben und Dasein jener Völker blieben in der Geschichte haften.

Ein Volk allein lebte mit seinem Geist und Wirken unsterblich fort, das edelste des Alterthums, das griechische Volk, von dessen geistigen Gütern und Ideen die ganze gebildete Welt ehemals zehrte, gleichwie einst der Orient den bedeutendsten Inhalt seines geistigen Lebens von den Indiern erzielt, und gleichwie in der neueren Zeit die Völker auch durch die Gedanken und Werke der Germanen befruchtet werden.

Etwa anderthalbhundert Jahre kann man auf die Gründung der Griechenstädte in Sizilien rechnen, von dem Tage an, wo der Athener Theokles mit einer größern Schaar Ansiedler bei Taormina an's Land stieg, bis zum Jahre 582 vor Christus, wo zwei Adelige aus dem sizilischen Gela den ersten Tempel von Agrigent bauten. Nun folgten die zweiten anderthalbhundert Jahre, und diese waren erfüllt von Freiheit, frischer That, und herrlichen Erfolgen. Sizilien überholte selbst den blühenden Städtekranz am Tarenter Meerbusen. Wie es scheint, hatte die Insel längere Zeit das Beste vom Welthandel des Mittel-

meeres in Händen. Wie wäre sonst das ungeheure Anschwellen ihrer Städte denkbar! Denn auch die üppigste Fruchtbarkeit des Bodens hätte solche Menschenmassen nicht ernährt. Welche Bedeutung üben nicht jetzt in Europa Städte, die ihre Bevölkerung nach einer ganzen oder halben oder nur viertel Million zählen! Es hatte aber Syrakus weit über, Agrigent nahezu eine Million Einwohner: die eine Stadt war durch den orientalischen, die andere durch den afrikanischen Handel emporgeschossen. Und Syrakus und Agrigent waren nicht die einzigen Großstädte. Die Mauern von Segest und Selinunt mußten ebenfalls einige hunderttausend Menschen einschließen: ihre Ruinen sind zu groß für geringere Städte. Dann gab es noch viele berühmte Namen, Himera Messana Tauromenion Naxos Katana Leontinoi Megara Thapsos Hybla Kamarina Gela und andere Städte.

Sie alle hatten das volle Bewußtsein ihrer Macht und Schätze, aber es belebte sie auch der schöne griechische Geist: sie hatten Freude an Kunst und Zierde, Freude an Adel und Würde des Lebens. Dichter Redner Geschichtschreiber ließen sich hören, Mathematiker und Philosophen offenbarten tiefe Naturgesetze, Staatsweise gründeten treffliche Einrichtungen, Künstler jeder Art schmückten die Vaterstadt. Sizilien offenbarte, welche strömende Fülle von Kraft und Glück in seiner Natur und bevorzugten Lage enthalten sei. So weit das Mittelmeer an seine Küsten schlug, soweit trugen die Wellen den strahlenden Ruhm der sizilischen Städte. Gern kamen aus Griechenland die Architekten Bildhauer und Erzgießer herüber, sie fanden hier Lust und Gelder, um Werke auszuführen, deren Größe bisher undenkbar schien. Und je höher im Mutter-

lande ein Dichter und Philosoph glänzte, um so gewisser machte er seine sizilianische Reise, damit er von reichbelebten Städten und Fürstenhöfen goldene Weihgeschenke und unsterbliche Ehren empfange.

Eigenthümlich aber stellt sich zu dem Geistesleben des altgriechischen Mutterlandes der Sizilianer Wesen und Treiben. Alles bezeugt uns, daß ihre geistigen Genüsse in's Große gingen. Die vornehmen Herren, welche sich zu Fürsten aufwarfen, waren nicht gewaltthätige Kriegsleute, sondern hochgebildete Männer, die es für ihre größte Ehre hielten, ihren Hof zum Sammelpunkt berühmter Dichter und Philosophen zu machen. Beide Hierons werden als eifrige Dichter gerühmt; der ältere Dionys setzte Alles daran, einen Dichterlorbeer von Athen heimzubringen; und der jüngere Dionys verstand noch immer genug, um nach seinem Sturze als Lehrer der Philosophie in Korinth aufzutreten. Wenn die griechischen Dichter, Arion der Liederreiche, Pindar der gewaltige Hymnendichter, Simonides der feine geistvolle Elegiker, Bachylides der Witz und Verse Strömende, — in Sizilien landeten, wurden sie vergöttert. Äschylus, der Dichter des ehern schreitenden Völkerdramas, kam mehrmal herüber: der große Zuschnitt des sizilischen Lebens in Volksmassen und Fürstenherrlichkeit schien ihm zu gefallen. Als er in Syrakus zwei Dramen schrieb, schwärmte Alles für's Theater, in jedem vornehmen Hause hörte man tönende Schicksalsverse. Äschylus starb in Gela: prachtvoll wurde dort sein Denkmal, festliche Spiele umringten es, als wäre ein großer Fürst und Held gestorben. Sappho die Herrliche kehrte mit ihrem Gefährten Alkäos, dem Unersättlichen in Lied und Leben, nach der lesbischen Heimath zurück: zum An-

denken aber, daß die schönheits- und seelenvolle Dichterin unter ihnen geweilt, errichteten die Syrakusaner ihr ein Denkmal.

Nicht minder verbreitet war Lust und Liebe zur Philosophie. Icetas von Syrakus und Petron von Himera lehrten schon frühzeitig die Achsendrehung der Erde und die Mehrheit der Welten, in Agrigent eröffneten Empedokles und Akron beide zur selben Zeit berühmte Schulen, und der Philosoph Dion faßte mit seinem Freunde Plato den Gedanken, durch philosophische Bildung den jüngeren Dionys zu einem Musterfürsten zu erziehen. Als Plato „der Göttliche" zum zweitenmale nach Syrakus kam, entstand ein wahres Zusammenströmen von Philosophen, und ihre Beschäftigung kam so sehr in Mode, daß man aller Orten sah Männer zusammen stehen, welche in den Sand geometrische Figuren zeichneten, aus denen sie die kühnsten Schlüsse zogen, wie man den Zusammenhang der Dinge begreifen müsse.

Wer endlich wüßte nicht, wie hoch die schönen Künste in Sizilien geehrt waren! Die Ruinen der größten und prachtvollsten Tempel, welche die griechische Welt besaß, reden noch davon, und wir wissen auch, daß sie angefüllt waren mit Meisterwerken der Bildnerei Erzgießerkunst und Malerei. Der kluge und edle Scipio konnte, als er Karthago eroberte, den Sizilianern nichts Lieberes thun, als daß er ihnen die Kunstwerke, welche die räuberischen Punier fortgeschleppt hatten, zurückschickte, nach Segest seine Diana, nach Himera seine bronzene Stadtgöttin, nach Agrigent den berühmten Stier des Phalaris. Die alten Geschichtschreiber sind auch der Bewunderung voll, wie großartig die Prytaneen und Gerichtshallen, die

Odeen und Theater, wie prächtig die Marktplätze Wasserleitungen und viele andere öffentliche Gebäude in den Städten Siziliens geschmückt seien.

Allein, bei all dieser Herrlichkeit, bei all dieser Freude am Wissen und Dichten, — wie unverhältnißmäßig klein ist doch die Zahl der großen Dichter und Künstler, der Philosophen und Geschichtschreiber geblieben, welche Siziliens eigener Boden erzeugte! Von Dichtern sind nur Lyriker zu rühmen, und unter ihnen nur zwei klassische, der eine am Beginn, der andere am Ende der Reihe, — Stesichoros, dessen Oden voll edlen Schwunges noch der sterbende Sokrates sich hersagen ließ, und Theokrit, dessen liebliche Lebensbildchen (Idyllen) köstlich bleiben für alle Zeit. Der alexandrinische Kanon nennt uns zwar noch andere Sizilianer als Dichtergrößen: wären sie es aber gewesen, so wären sie wohl nicht so vollständig verloren gegangen. Die wenigen philosophischen Genies aus Sizilien sind genannt, nur noch etwa der lehrreiche Aristoteliker Dikäarchos ist ihnen zuzuzählen. Unter den Geschichtschreibern standen Philistos und Timäos in Ansehen; allein nach Allem, was wir über den kleinen Thukydides und den scharfkantigen Tacitus der Sizilianer wissen, dienten ihre Werk hauptsächlich dem pragmatischen Wissen und ebenso wenig zur Erhebung und Freude der Seele, wie das ihres unbedeutenderen Landsmannes Diodoros. Auch von großen Künstlern, wenn Sizilien mehr als den Pythagoras von Lentini und den Erzgießer Perilaos zu Agrigent wirklich geboren hätte, würden uns wohl Namen und Geschichte überliefert sein.

Das Kulturverdienst der sizilischen Griechen bestand also nicht gerade im Erzeugeu und Schaffen des geistigen

Erbgutes, welches uns Hellas hinterließ: darin wurden sie weit von den Griechen des Mutterlandes überragt. Die Sizilianer waren freudig zum Genießen, und sie boten für all das Schöne und Hohe, das ihnen aus dem Mutterlande herüberkam, eine rasche und große Empfänglichkeit. Nicht Athen und Korinth, nicht Rom Karthago und die Perserstädte konnten sich an Größe und Reichthümern mit den beiden Weltstädten Siziliens messen, mit Syrakus und Agrigent: von so größerem Werthe war es für die ganze griechische Welt, daß in diesen Großstädten die Männer der Kunst und Wissenschaft zusammenströmten, daß hier ihre Werke besprochen, genossen, und mit Ehren und Gütern reichlichst belohnt wurden.

In drei Stücken waren indessen die Sizilianer durchaus eigenthümlich.

Die größten Genies, welche ihre Insel hervorbrachte, waren Empedokles und Archimedes, der Syrakuser ein Begründer der Wissenschaft von den mechanischen Kräften der Agrigenter Naturphilosoph Mathematiker Arzt Lehrdichter Sumpfentwässerer und Hafenbaumeister, kurz ein Allerweltsgenie. Auch die andern hervorragenden Denker Siziliens nahmen gewöhnlich eine Richtung auf das Praktische und Gemeinnützige. Medizin Mathematik Technik waren Lieblingswissenschaften. Und sollte nicht Wahlverwandtschaft zwischen dieser Richtung und den zahllosen Werften und Werkstätten bestehen, wo man die kunstreichsten Galeeren baute, die schönsten Gemmen Cameen und Medaillen schnitt, und die farbenreichsten Teppiche, die schönsten Vasen, und die feinsten Mosaiken machte?

Auch Philosophie und Redekunst erhielten hauptsächlich von Sizilien aus einen Anstoß, der bis in die spätesten

Zeiten fortwirkte. Freilich war es nicht der heilvollste. Sizilianische Denker zersetzten gerne kritisch den Bestand aller bisherigen Philosophie, und zeigten in scharfsinniger Dialektik, daß ihre Vordersätze haltlos, ihre Schlüsse nichtig seien. Sie standen durchaus nicht an, zu behaupten, die Wahrheit sei überhaupt unfindbar, d. h. für Menschen gebe es keine. Allein gerade hierdurch wurde der himmlische Genius des Sokrates und Plato geweckt, welche nun darlegten, daß man entweder den Bestand urwahrer Ideen im geistigen Wesen des Menschen zugeben, oder überhaupt das höhere Ich des Menschen leugnen müsse. Nun mußte auch Sizilien die erste Hochschule der Rhetoriker werden: Tisias und Korax zu Syrakus, Polos zu Agrigent, besonders Gorgias zu Leontinoi wurden darin berühmte Lehrer. Sie machten eine neue Wissenschaft daraus, wie man durch die bloßen Künste der Rede jeden gewollten Eindruck, jeden beliebigen Beweis erzeugen könne. Es beruhte diese neue Wissenschaft auf feiner Lüge; denn ist es nicht Blendwerk, wenn die bloße Kunstform der Rede überzeugen soll, und die innere Wahrheit dabei gleichgültig bleibt? Das heißt das blinkende Gefäß verkaufen statt des ersehnten Inhalts. Doch wie dem auch sei, so groß das Aufsehen war, welches Gorgias zuerst in Athen erregte, so tief blieb leider der Eindruck auf die Literatur. Das rhetorische Wesen ließ sich nicht wieder verwischen, die Römer nahmen es von den Griechen an, und die neuere Welt hat es lange genug im Geistreichsten und Eitelsten aller Rhetoriker, in Cicero, verehrt.

Noch ein Drittes, dessen wir uns täglich erfreuen, verdanken wir Sizilien, die Ausbildung des Sitten- und Charakterlustspiels und der feineren Posse. Meister des

einen war Epicharmos, Sophron der anderen. Nicht die seelenerschütternde, seelenerhebende Macht des Tragischen, nicht die höhere Idee, welche selbst in den tollsten Sprüngen des Aristophanes wiederglänzt, brachten sie auf die Bühne, sondern den Menschen wie er leibt und lebt, um ihn zu bessern oder an seiner schwachen Natur sich zu ergötzen. Dies sizilische Schauspiel wurde hochberühmt, Fürsten und Philosophen der Insel versuchten sich darin. Später nahmen es, nach Menanders Vorgang, die Griechen und die Römer an, und aus den Stücken des Terenz und Plautus ist es auf Moliere übergegangen und auf unsere deutsche Bühne gekommen, welche, nebenbei gesagt, noch ziemlich Weges vor sich hat, ehe sie das alte sizilianische Vorbild erreicht. Diesem diente auch, um das Theater recht zur Leidenschaft des Volkes zu machen, Musik und Tanz. Die Sizilianer erfanden die kunstreichsten musikalischen Instrumente, und ihr Theater hatte eine größere Liste von verschiedenen Tänzen, als jetzt vielleicht alle Tänzerinnen Europas zusammen genommen.

Doch wir wenden uns von dieser dürftigen Skizze, die nur eine Anzeige des altgriechischen Lebens und Treibens auf Sizilien sein kann, zurück zur Geschichte der Insel. In ihr vollblühendes Leben im Alterthum griffen allmählig drei Ursachen lähmend, und bald auch zerstörend ein: Nachbarkriege, Parteisucht, Ueppigkeit.

In der schönen antiken Welt dachte man nicht anders, als daß eine Stadtgemeinde, die zur Größe aufstrebe, unbarmherzig erst ihre Nachbarstädte vernichten müsse. Die Kriege gingen darauf aus, die feindliche Stadt zu zerstören, ihre Reichthümer und hübschen Weiber an sich zu nehmen,

das übrige Volk in die Sklaverei zu verkaufen. Solche Kriege wütheten mörderisch auch unter den sizilischen Griechenstädten, und die eine ließ die andere im Stich, wenn Feinde aus fremden Ländern sie zu erobern kamen.

Innerhalb ihrer Mauern aber bekämpften sich die Parteien. Stolze Adelsherrschaft, roher Uebermuth der Volksmasse, Auftreten eines Mächtigen, der Gold Söldner und Muth hatte, und Ehrgeiz genug, um als Fürst zu walten, dann wieder Verschwörungen und Aufstände, — das folgte sich in ruhlosem Wechsel. Gewiß hätte das rege politische Treiben und Ringen die Kräfte in gesunder Bewegung erhalten, allein das Unglück wollte, daß der Sizilianer nichts ohne maßlose Leidenschaft that, daß seine innern und äußeren Kriege mörderisch blieben, daß sie beständig Leben und Macht zerstörten, ohne auf andern Punkten Ersatz zu schaffen. Die glücklichsten Zeiten genossen die sizilischen Städte, wenn sich Fürsten in ihnen behaupteten, und man kann nicht verkennen, daß eben so häufig hochsinnige Männer zur Herrschaft aufstrebten, als das Volk sie sich gefallen ließ.

Allein gerade unter ihrer Herrschaft nahm der Luxus überhand. Luxus schadet keinem Volke, so lange er nur seine Nerven nicht matt und weichlich macht. Dies war aber in Sizilien der Fall. Zwar werden von seinen Städten nicht Geschichtchen erzählt, wie von den Sybariten, die auch ihre Rosse an Tanzmelodien gewöhnten, und im Stande waren, unwillig zu werden, wenn ein Rosenblatt das weiche Lager störte. Indessen bewährte sich auch in Sizilien eine gewöhnliche Erfahrung. Handelsstädte, welche rasch zu Gold und Reichthümern kommen,

gerathen eben so leicht in übermüthiges Prunken und Schwelgen.

Natürlich erwachte nun in kräftigeren Völkern die Lust, sich der herrlichen Insel zu bemächtigen, deren Bewohner in Hader und Ueppigkeit verloren schienen. Das reichste Land der Welt zu besitzen, große Handelsstädte, deren Volk nach Millionen zählte, auszubeuten, — nichts Lockenderes gab es auf dem Erdenrunde. Es folgten also auf die dreihundert Jahre des Aufblühens zweihundert andere, deren Geschichte fast ununterbrochen fremde Angriffe bilden. Auch die klugen Athener machten ihren Versuch. Weil sie aber gleich das starke Haupt der Insel, Syrakus, zu fassen suchten, so gingen ihre Flotten und Kriegsheere in's Verderben. Afrika schickte unaufhörlich raubgierige Schaaren. Denn es war auf der Küste, die Sizilien im Süden gerade gegenüber liegt, Karthago eine gewaltige Kriegs- und Handelsmacht geworden. Es hatte im Westen der Insel mehrere feste Plätze angelegt, und dachte schon damals, als Xerxes Griechenland überzog, auch mit den Griechen auf Sizilien ein Ende zu machen. Ihre vereinigte Macht zertrümmerte die karthagische Rüstung in der glorreichen Schlacht bei Himera. Allein der thörichte Haß, welcher die Griechen unter einander zerfleischte, ruhte nicht. Die Punier mischten sich in die Streitigkeiten der Städte, kamen mit ihren Flotten Elephanten und wilden Numidiern, halfen der einen Stadt, schleiften die andere, und machten eine ganze Reihe zu unterwürfigen Verbündeten. Als auch Agrigent gefallen, richteten die Karthager ihre Pläne auf die andere griechische Großstadt der Insel. Zwar Syrakus schlug alle Angriffe tapfer zurück, und sein heldenkühner Agathokles trug den Krieg selbst nach Afrika. Dennoch wurde

die hartnäckige punische List und Kraft Herr über den größten Theil der Insel, und da Syrakus unbezwungen blieb, machten die Karthager Panormos zur neuen Hauptstadt. Die hundertundfünfzig Jahre der punischen Besetzung brachten der Insel nur Unheil. Die Karthager waren grausame Herren, und sie verstanden die Kunst, ein Land bis auf den Grund auszubeuten. Endlich wurden sie durch ein Volk vertrieben, dessen Charakter noch eiserner, noch unbarmherziger war, — die Römer.

In dem Kriege, den Rom und Karthago mit einander auf Tod und Leben kämpften, lag Sizilien mitten zwischen Beiden. Seine Behauptung mußte für die Karthager, seine Eroberung mußte für die Römer die Entscheidung bringen. Die ganze Insel wurde fünfzig Jahre lang schrecklich verheert, und am Ende des zweiten punischen Krieges, als endlich auch das heldenmüthige Syrakus von Marcellus Cohorten erstürmt war, gehörte ganz Sizilien den Römern.

Sieben Jahrhunderte blieb es römisch, eine lange lange Zeit voll öfterer Verheerung, beständiger Ausbeutung, hülflosen Niedergangs. Die Römer haben Sizilien wenig von dem Guten gebracht, was sie selbst besaßen, und haben ihm Alles genommen, was sie ihm nehmen konnten. Mit der römischen Eroberung begann eine allgemeine Flucht der Künste und Wissenschaften. Die Insel war für die Römer das große Werkhaus, aus welchem sie die Kunstwerke und ihre Bildner, Theaterkünstler Möbelmacher und Teppichweber bezogen, vor allen ihre Köche, denn „Sizilianer Koch“ klang einem Feinschmecker noch verheißender, als jetzt Pariser Küchenruhm. Sizilien leidet noch heute unter den römischen Spuren. Sein Landbau kann nicht

emporkommen, weil der Boden aus übermäßig großen geschlossenen Gütern besteht. Das rührt aber schon von den römischen Herren her, welche aus Sizilien große Waizengüter machten, die sie unter einander vertheilten und mit Sklaven besetzten. Viele Tausende von Sklaven dienten einem einzigen Herrn, der ihren blutigen Schweiß in Rom verschwelgte, und ihnen wie Arbeitsthieren mit glühendem Eisen seinen Stempel vor die Stirn drückte. Achtzig Jahre lang sah Sizilien diese Gräuel: da brachen schreckliche Aufstände unter den Sklaven aus. Ein Heer von zweihunderttausend Sklaven eroberte Taormina, in ihrer Verzweiflung zertrümmerten sie ein römisches Heer nach dem andern. Jeder der beiden Sklavenkriege dauerte drei Jahre, und die wilde Flamme der Empörung wurde nicht anders gestillt, als in weiten Blutlachen.

Der letzte Sklavenkrieg wurde einhundert Jahre vor Christus beendigt. Von da an lag Sizilien gleichsam leblos unter den Geiergriffen römischer Prätoren. In aristokratischen Republiken findet man gewöhnlich, daß die Großen sich gegenseitig durch die Finger sehen, wo es darauf ankommt, aus den Provinzen Reichthümer zusammen zu schlagen. Als der Prätor Verres sogar die heiligen Götterbilder von den Altären riß, bloß um sich an ihrer Kunst oder Pracht daheim in Rom zu ergötzen, wagten die Sizilianer nur noch, Ciceros Beredsamkeit anzuflehen, daß er den Tempelschänder vor Gericht belange.

Die römischen Bürgerkriege brachten neues unsägliches Elend; vor Siziliens Küsten wurden die furchtbaren Seeschlachten geschlagen; Sieger und Besiegte fielen plündernd in's Land ein. Nicht umsonst hatten Seeräuberflotten in Sizilien Schlupfwinkel und Ausrüstung. Schon Cicero

fand Syrakus so verödet, daß er das Grab des Archimedes unter Trümmern erst wieder entdecken mußte. Augustus schickte nach Syrakus und sechs andern Städten, um sie wieder zu bevölkern, römische Ansiedler. Natürlich konnte die Despotie der Kaiserzeit Siziliens Leiden nur vermehren, obgleich einzelne Kaiser sich verdient machten, indem sie die Tempel herstellten, Bäder Amphitheater und andere öffentliche Gebäude errichteten. Einheitliche Verwaltung, Ausrottung der örtlichen Beschränktheit und Vorurtheile, gesteigerten Verkehr mit Europa, — das erhielt Sizilien von den Römern: immerhin ein Ersatz für die früheren Bürgerkriege. Ein anderes römisches Geschenk bestand in den blutigen Fechterspielen. Syrakus, auf dessen Plätzen sich einst die Künstler und Philosophen drängten, erhielt das große Privileg, nächst Rom die stärkste Zahl öffentlicher Fechter zu unterhalten.

XI.

Segeste und Castelvetrano.

Wenn in Zeiten, die wir nicht wünschen wollen, Einer den Rhein hinabkäme und, das Siebengebirge hinter sich lassend, sähe er nichts vor sich, als den hochragenden Kölner Dom, die Stadt aber, welche das herrliche Gebäude umgibt, und all die übrigen Ortschaften wären vom Erdboden verschwunden und die ganze Gegend nackt und leer, — der Reisende, indem er näher und näher käme, würde sich wundern, daß der Dom vor seinen Augen nicht wüchse und größer würde: er merkte daran, welch ein großes, der Entfernung spottendes Gebäude er vor sich habe. So ungefähr ist der Eindruck, welchen der Segester Griechentempel auf den Reisenden macht. Ein Fluß freilich, wie der breitglänzende Rhein, wo wäre der in Sizilien zu finden? Sind doch die Flüsse in diesem Lande den größten Theil des Jahres nur trockene Wahrzeichen, wo das dürstende Land strömendes Wasser haben sollte und nicht hat. Nicht besser ergeht es den beiden Flüssen Segestes, die den home-

rischen Namen Simois und Skamander führen. Gleichwohl ist die Umgebung des Tempels nicht kleinlich: es bilden sie breitansteigende Höhen in rothbraunem Grundton, und am glänzenden Himmel blaue hochgeschwungene Berglinien. Das Gebäude selbst erhebt sich auf einem Hügel dicht vor einem kahlen Bergrücken: und so gewaltig sind seine Umrisse, daß es dicht vor so mächtiger Höhe nicht kleiner wird, sondern daß die Bergwand selbst als sein natürlicher und passender Hintergrund erscheint.

Der Tempel stand auch im Alterthum nicht in der Stadt selbst, sondern diese bedeckte einen runden freien Berg, der sich links vom Tempelhügel und hoch darüber erhebt. Am Fuße, vor einer armseligen Steinhütte, sprangen wir vom Pferde und kletterten in den Waizenfeldern, die ihn umzogen, den hohen Berg hinauf. Oben war Alles Trümmer und wildes Kraut und vielfarbigstes Blumengedränge, ganz übersponnen von summenden Bienen. Eidechsen und kleine Schlangen schlüpften uns über die Füße, und jeden Augenblick schwirrten Wachteln auf. Mit einer guten Doppelflinte hätte man in zehn Minuten die Jagdtasche voll gehabt. In so großen Schwärmen waren die Wachteln, die eben von Afrika herübergezogen, hier eingefallen.

Doch jeder Jäger hätte die Flinte sinken lassen, wenn er auf den luftigen Gipfel kam. Dort liegt ein altes griechisches Theater, die Bühne in Stücken, aber noch deutlich in ihren Theilen zu erkennen, der Umkreis der Steinsitze erhalten. Auf der Höhe dieser Stufen — welch eine Augenweide! Welche schimmernde herrliche Landschaft liegt unten ausgebreitet! Ueber weite grüne Fluren blickt man hin zum glänzenden Meerbusen und darüber hinaus zur

hohen See, links dehnen sich rothbraune Höhen und an deren Ende ein Prachtberg wie der Pellegrin, rechts ein lang hinwallender Bergzug mit Domen und Zacken. Einzelne runde Bergkegel, welche auf ihren Häuptern graue Städte tragen, blicken aus duftiger Ferne herüber. Das mußte hier eine Lust sein für die Segestaner. An so sonnigen hellen Tagen saßen sie hier oben auf den hohen luftigen Stufen, schmausten, hatten Augen und Ohren voll von den Helden und tönenden Reden auf der Bühne, von den Chören und Flötenspiel im Orchester, und dann blickten sie wieder in die weiten geschmückten Gefilde hinab und ließen es sich von Grund aus wohl sein in der köstlichen reinen Luft, und ringsum wetteiferte das Leuchten des ewigen Meeres mit dem Aetherglanze des Himmels.

Auch uns ward ein erinnerungsreiches Stündchen dort oben, — ein paar Zeitpünktchen nur, die rasch verfliegen und doch fruchtreich und unvergänglich in der Seele haften. Die Luft war so voll Glanz und Stille, sagenvolle Einsamkeit ringsum, nur das Bienensummen war hörbar und das Flüstern der heißduftenden Blüthen, wenn ein leiser Windzug vom Meere heraufspielte. Als sollte hier nichts, nicht das Geringste sich mehr erheben, außer den Bergen selbst, so ist Alles niedergebrochen, Alles verödet. Nirgends ein Mensch, nirgends nur ein Baum zu sehen. Der Tempel allein erhebt sich als der riesige Wächter über die einsamen trauernden Gefilde.

Wir stiegen über die Trümmerfelder wieder hinab. Alles ist entsetzliche Verwüstung. Von der Hochburg liegt nur noch dürftiges Mauerwerk am Boden. Zerbrochene Bausteine Marmorfriese die Grundmauern von Häuserreihen und Säulenstücke liegen unaufhörlich den Berg hinunter

verbreitet. Reste öffentlichen Weges von Marmorquadern sind bloßgelegt, man sieht Ruinen von Brunnen und Kellern, verfolgt die Spuren von zwei Mauern, welche hintereinander erst die innere, dann die äußere Stadt umschlossen, und erkennt die Plätze, wo Thore und Grabmäler standen. Eine halbe Stunde hat man zu thun, ehe man sich durch Trümmerwerk, durch das Gewirr von Zwergpalmen wilden Finocchi und anderm Kraut den Berg hinunterarbeitet, und wieder die Höhe hinauf, auf welcher der Tempel steht. Der Fußsteig läuft längere Zeit durch hohe dichte Disteln, und da er nur selten begangen wird, so hat das stachliche Gestrüpp wieder Zeit, den Weg zu überwuchern. Auf den Bildern freilich, welche uns die Maler von dem Tempel machen, bringen sie eine Verzierung von hohen Agavenalleen hinein, und von den Bildern gerathen sie dann auch wohl in die poetischen Reiseergüsse. In Wirklichkeit aber ist die Tempelhöhe nur ein Distelberg, und die Geier, welche Mancher da hat schreien hören, sind wohl nur krächzende Raben und Dolen gewesen. Diese brechen, wenn man die kolossalen Stufen des Unterbaues beschreitet, aus dem Dachgesims hervor, und flattern in schwarzen Schaaren um die hohen Säulen. Hinter dem Tempel ist eine düstere Schlucht in den Kalkstein gerissen. Die Umgegend ist jedoch nicht reine Wüste und Wildniß, sondern zur Hälfte sogar bebaut. Aber sie ist nackt und menschenleer, und nichts ist einsamer, als diese Tempelgröße in solcher Einöde. Das Gebäude steht in seinen Haupttheilen noch ebenso, wie die letzten Segestaner Baumeister es hinterließen. Ungeheure Mühlsteine, von sechs Fuß Durchmesser, deren zehn über einander schon eine Säulenhöhe von dreißig Fuß bilden, warf so leicht keine Menschenhand zu Boden, und das

Feuer konnte dem Tempel auch nichts anhaben. Ganz fertig ist er aber, wie bekanntlich mehrere der antiken Riesentempel, nie geworden. Auch die Alten bauten, wie unsere deutschen Reichsbürger an ihren Domen, nur dann an solchen Tempeln, wenn ihre Städte wieder gute Zeiten hatten.

Die Segestaner haben nicht zuviel davon gehabt. Es hieß, ihre Stadt sei von geflüchteten Trojanern gegründet, und diese alte Sage schien Grund genug, um ihnen Haß und Spott der andern Städte aufzuladen, und eine Fehde nach der andern zu entzünden. Trojanische Erinnerungen kommen hier stromweise: man ist in Gegenden, die sich schon des Knaben Phantasie wunderbar ausmalte, als er zuerst vom frommen Aeneas und vom großen Dulder, dem Meerpflüger Odysseus, hörte. Dort in der Seebucht, dem Ausladeplatz der Segestaner, wo jetzt durch Handel Salzgewinn Thunfischfang und Korallenarbeit Trapani den sizilianischen Städten ein Beispiel regen Lebens gibt, gleichwie die Weinstadt Marsala in der Nähe, dort landete einst der fromme Aeneas, seinen Vater Anchises zu bestatten und am Grabhügel festliche Spiele zu feiern. Dort liegt Carini, die Heimath der schönen Lais, der berühmtesten aller Hetären, jener griechischen Frauen voll Geist Bildung und großer Schönheit, die in wilden und wechselnden Ehen Abbilder der Göttinnen sein wollten, zu einer Zeit, wo die ächte Ehefrau noch in Dienstbarkeit halb verborgen lebte. Ragt doch auch bei Trapani der Eryx, der weithin sichtbare Hochberg, auf dessen Höhe einst die berühmten Altäre der Venus Idalia flammten. Dort, wo auf dem Berggipfel einst ihr Tempel sich „bis an die Sterne" hob, umrauscht vom heiligen Haine, da ist Alles jetzt kalkige Oede, und wer dort oben in der armseligsten aller Städte Siziliens

wohnen muß, der hält sich für einen unseligen Verbarinten. Denn endlose kalte Nebel umlagern den fünftausend Fuß hohen Berggipfel, und die Alten sind recht unbarmherzig gewesen, daß sie, bloß um der trojanischen Erinnerungen willen, die liebeglühende Göttin oben in die kalten Bergnebel stellten.

Unser Rückweg von Segeste zog sich um den Berg hin, auf welchem die alte Stadt lag, und hier hatten sich unter üppigstem Wein- und Feigenwuchs die Cactus und Agaven so wild ausgereckt, daß man sich mit genauer Noth durchwinden konnte. Unsere Dornen und all das stachlichte Holz, das in tropischen Wäldern wächst, reißen Einem doch nur das Zeug vom Leibe und zeigen wenigstens ganz ehrlich ihre kleinen Piken: diese graugrünen Ungethüme aber scheinen an weicher Ueberfülle zu leiden, wehe aber dem, der dazwischen geräth. Plötzlich strecken sie tausend eiserne Stacheln hervor, welche wie in Gift getaucht sind. Die Sizilianer, die keinen frischen lustigen Wald mehr haben, lieben das stechlustige Zeug und pflanzen es allenthalben. Freilich braucht man nur ein Stückchen in die Erde zu stecken, gleich wuchert es weiter, und fertig ist die Hecke um Gärten und Felder. Aus der Aloefaser wird grobes Gewebe gemacht, die Blätter des Cactus zerschneidet man Schafen und Ziegen als Futter, und die Stämme beider Pflanzen dienen zum Brennen. Der Cactus trägt außer hübschen Blumen auch kleine röthlichgelbe Früchte, die süßlich, aber kühlend schmecken, wenn man es versteht, sie aus ihrer stachlichen Hülle herauszuholen. Es wird auch eine Art Brot daraus gemacht, welches gerade so aussieht, wie Münchner Kletzenbrot, schmeckt aber wie trockner Syrup mit Sägespänen.

Wir geriethen nun in eine düstere Kalksteinschlucht, in welcher ein Bach lief, der nicht bloß helles, sondern auch rieselndes und plätscherndes Wasser hatte. Oefter waren wie in Marmor kleine Becken ausgeschliffen. Das war ganz hübsch: da es aber außer Wasser und Gestein nicht viel Weg gab, mußte man ihn mühselig suchen. Auf einmal standen wir vor einem nie gesehenen Schauspiel. Wie? so viel Schnee im sizilianischen Frühling? Weiß war die ganze Schlucht, gleichsam weiß ausgeschlagen, und in ihrer Tiefe wimmelte es von waschenden Weibern. Gewiß einige Hundert waren in Arbeit. Das war ein Gepatsche und Gekreische, ein Armverdrehen und Gesichterschneiden. So weit man sehen konnte, bedeckte Ufer und Felsgehänge trocknendes Weißzeug. Es überschlich uns gerechter Weise ein Bedenken, ob wir uns in diese sprützende krähende Wasser- und Weibergefahr wagen sollten. Doch unser Aeltester, der Maulthierherr, ritt gleichmüthig hinein, und glücklich kamen wir durch, erhielten sogar manchen verschämten Gruß, und was die liebe Natur betrifft, so gab es da Vielerlei zu sehen, was weiß und rosig ist. Noch lange Zeit stießen wir in der Schlucht hier und da auf ein lebendiges Wäschereibildchen, dessen Hauptmännin sich abseits vom großen Schwarme ein stilles Plätzchen gesucht. Ohne Zweifel auf fünf Meilen weit war man aus der dürren Umgegend zum Waschfest gekommen in diese Einöde. Jetzt war mir klar geworden, warum die liebliche Nausikaa und die stolze Heldengudrun an's einsame Meer zu waschen gingen: ihr Haushalt war noch etwas uranfänglich. Ueberhaupt, will man die guten Seiten der Kultur schätzen lernen, muß man sich nur vom Inselrande Siziliens in sein Inneres begeben. Es hat mir auf Reisen

in menschenleerer Gegend schon mancher Vogel geschmeckt, den ich eben geschossen, und es ist ohne Zweifel höchst idyllisch, wenn ein frisches Böcklein geschlachtet, ausgeweidet, und am Feuer auf freier Berghöhe gebraten wird, die Natur sieht einem dabei in Herz und Magen hinein: ich halte es aber doch mit dem Lande, wo die Gutsbesitzer der Natur im Stalle durch die Kunst aufhelfen und richtige Mastochsen liefern.

Als wir uns aus der Felsenschlucht wieder hinaufwanden, erhielten wir einen Vorgeschmack von sizilianischen Maulthierwegen. Wege sind es allerdings, doch ein geübter Bergsteiger kann auf ihnen Hals und Beine brechen, wenn er nicht beständig vor seine Füße sieht. Und auf solchen Wegen muß man die Früchte von den Feldern und dann zum Verkaufe an die Küste führen, eine Maulthierlast hinter der andern. Wir kamen endlich, aus der Tiefe immer höher steigend, auf einen freien Bergrücken, wo sich weitlichte Aussicht darbot. An ganz hellen Tagen soll man von hier Afrika sehen. Mit Begierde verfolgt das Auge über Berg und Hügel hin die dunkle Küstenlinie Siziliens, wie sie in die helle Meerfläche einschneidet. Man erkennt das lilybäische Kap, die Westspitze der Insel, das Sebastopol einst der Karthager, welches die Römer nicht zerbrechen konnten.

Auf solchen hohen Punkten, wo man zur See und in's Innere der Insel schaut, klärt sich sofort im Geiste Bau und Gestalt dieses Dreiecks im Meere. Im Norden, von Messina bis Trapani, zieht sich die Fortsetzung des Apennins, ein schroffer Gebirgskamm, dessen Zacken wohl sechstausend Fuß Höhe erreichen und dessen mittlere Erhebung

zweitausend beträgt. Nach Europa gekehrt stürzt dieser Bergzug steil ab, die Insel hat also im Norden nur ganz schmalen Küstenrand. Nach Süden aber, nach Afrika hin, stemmt sich eine breite Hochebene an, die gleichsam striemenartig mit Berg- und Hügelzügen bedeckt ist und sich nach Südosten immer mehr verkleinert, bis sie im Kap Passaro ihre äußerste Südspitze erreicht. Die Westspitze ist die lilybäische, der Ostpunkt bei Messina. Das europäische Meer also ließen wir bei Trapani und Palermo: das Stück, welches jetzt auf der andern Seite des Kap Böo hervorglänzte, gehörte dem afrikanischen Meere an, welchem wir nunmehr uns zuwandten, nach Süden zu.

Das Stadtnest Vito, durch welches wir zunächst hinabkamen, sah afrikanisch genug aus. Seine Bevölkerung verkommt im Schmutze, und es schien ein Wunder, daß der eine Theil nicht auf den Ortsstraßen den Hals brach, und daß über dem andern Theil ihre Steinhütten nicht zusammenstürzten: so gefährlich sahen Straßen und Häuser aus. Bald aber, das ist sizilianische Landesnatur, waren wir mitten wieder in Fruchtfeldern, wo Saat und Bäume segenschwer, und im Mittelpunkte dieses Anbaues kamen wir vor die Stadt Salemi, hüteten uns aber wohl, hineinzureiten, so höchst malerisch sie sich auch darstellte. Denn das Hinein wäre ein steiles Hinauf gewesen, da ihre Häuser hoch um einen lustigen Berggipfel gereiht sind, gleichsam wie ein niedergehender Fächer, auf welchem die alte ruinenhafte Hochburg den Knopf bildet. Fünfzehntausend Menschen nisten da oben wie Krähen in der Luft. Noch lange Zeit, während wir über Hügelbreiten und durch zerrissene Thäler ritten, sahen wir den hohen Kegel von Salemi.

In dieser Stadt nahm Garibaldi vor drei Jahren den

Titel Diktator von Sizilien an, „im Namen Viktor Emanuels eingeladen dazu von den befreiten Städten der Insel." Drei Tage vorher war er mit tausend Freiwilligen bei Marsala gelandet, am nächsten Tage bestand er in der Nähe bei Calatafimi seinen ersten Strauß. Der Sieg eröffnete ihm den Weg nach Palermo und durch die Insel: sein Gelingen bestand im fortwährenden Angreifen, sein Glück war der Glaube des niedern Volkes an Garibaldi und das Mißtrauen in den Reihen seiner Gegner. Als Garibaldi vor der Festung von Messina stehen blieb, schickte Viktor Emanuel seinen Cialdini mit gezogenen Kanonen und nahm die Insel für sich selbst. Eine sonderbare Umwälzung! Adel Geistlichkeit und Landvolk, die sonst am Alten hängen, erheben einen Aufstand, um ihr geliebtes Sizilien eigenherrlich zu machen; der Volksgeneral der italienischen Revolution kommt, ihnen zu helfen; ehe sie sich's versehen, sind sie von Piemontesen überschwemmt und — gefesselt. Garibaldi richtete damals eine allgemeine Aushebung ein, sie brachte ihm von der ganzen Insel noch nicht viertausend Mann, und auch diese bestanden zum besten Theil aus Freiwilligen. Auch mit blanker Beisteuer beeilten sich die Sizilianer nicht sehr. Jetzt läßt Viktor Emanuel die jungen Leute einfangen, um sie unter seine Fahnen zu stellen. Er umstellt die widerhaarigen Städte und keilt und preßt sie so lange, bis die Steuern und Rekruten herausfallen.

Unser Nachtquartier war Castelvetrano. Die Stadt zeigte sich bereits von Menschen überfüllt, denn andern Morgens feierte man ein großes Madonnenfest, und Nachmittags sollte Wettrennen sein. „Der Morgen gehört der Kirche," hieß es, „der Nachmittag dem Lande". Die

ganze Nacht durch kamen neue Gäste, das Trappeln der Maulthiere, das Geschrei der Reitesel hörte nicht auf. Ein Wettrennen ohne Pferde? Freilich! Der Romane begnügt sich gerne mit seinen Maulthieren, der Germane dagegen liebt stattliche Rosse und Ochsen, aber er baut auch schöne breite Wege für sie.

XII.

Selinunt und Sciacca.

Den nächsten Morgen gab es einen wunderschönen Ritt. Der Weg ging durch schimmernde Gartenebene. Wohin man sah, Dickicht von Waizen und Reben, von Bäumen voll Feigen-Oliven Mandeln und Johannisbrod, dazwischen glühten die Orangenblüthen, und standen die geschälten Stämme der Korkeichen. Die Luft war Glanz und Milde, war voll Blüthengeruch und Wachtelschlag. Die Hecken, zwischen denen wir zogen, schienen endlose Ketten von Blüthengehängen. Gelber Ginster und rothe Rosen herrschten vor, alle Blumenfarben wetteiferten, auch Narzissen zeigten sich und eine Menge Orchideen. Frischer Windstrom, der uns von Zeit zu Zeit entgegen kam, vergrößerte das Behagen.

Das dauerte gut zwei Stunden lang, dann kamen wir aus den Fruchtgärten auf eine baumlose Fläche, und auf einmal — den Anblick vergesse ich nimmermehr — lag das Meer da still und groß im tiefblauen Glanz, und

scharf davor zeichnete sich in der Luft eine lange weiße Trümmerreihe, eine niedergeworfene, einst herrliche Stadt, aus welcher noch Thürme hervorragten, auch sie halb oder ganz gebrochen. Wir eilten darauf zu, stärker strömte uns die Seeluft entgegen, in's Riesige wuchsen die weißen Trümmer: schon erklimmten Alle durch Busch und Dorn ihre Höhe. Da waren die Thürme bloße Säulenstücke, und das ganze weite Trümmerfeld, groß genug zum Grabe einer Stadt, besteht nur aus ein paar Riesentempeln, niedergeworfen von Erdbeben. Ringsum ist alles weit, licht und still, — Oede auf dem Meere, dessen Brandung in gleichförmigem Takte seit Jahrtausenden heranrauscht, — Oede in der baumlosen Ebene, auf welcher sich kaum hier und da eine Steinhütte blicken läßt voll armer fieberbleicher Menschen. O es wird Einem weh in der Seele, daß so stolze mächtige Völker, die erfüllt waren von so edlen hohen Ideen, wie diese Riesentempel es bezeugen, vergehen konnten und nichts hinterließen, als diese weite Oede und diese Ruinen!

Wenn jemals Etwas gebaut wurde, daß es den Angriffen der eisernen Hebel, des Feuers, ja selbst der unaufhörlich bohrenden Zeit trotze, so war es diese Tempelburg. Und wie feste stand die irdische Ewigkeit? Ein Erdstoß, — und sie lag wie hingemäht. Aber Säulen und Wandblöcke liegen wie tapfere Soldaten noch in Reih und Glied: so fest war ihr Gefüge, so wuchtig ihre Schwere. Wo ein Säulenstück weit abgestürzt ist, scheint es ein kleines Haus zu bilden, und wo zwei sich an einander lehnen, öffnet sich darunter eine weite Grotte, in welcher eine ganze Gesellschaft tafeln könnte. Hinter dem großen Tempel stand weiter nach dem Meere hin ein

kleinerer, auch hier bezeichnet die Lage der Wand- und Säulenstücke noch den Grundriß. Dahinter, dem Meere am nächsten, wo die Trümmer noch höher aufgeschichtet sind, erhob sich der dritte, und wie es scheint, der kunstvollste Tempel. Die Säulen sind hier sorgfältig kannellirt, und am aufgedeckten Theil des Pflasters sieht man, wie der Fußboden in mehreren Absätzen zur Zelle empor stieg, ähnlich wie in unseren Kirchen aus dem Schiff zum Chor und Altare Stufen erhöht sind.

Dies war der heilige Tempelberg von Selinunt, getrennt vom Stadtberg durch ein Thal, in dessen Tiefe einst der Hypsa strömte, jetzt Belice genannt und nur ein armselig Gewässer, das in Schlamm und Sande stockt. Die Meereswellen haben im alten Hafen den Sand hoch angehäuft, und ringsum schien da unten nur Sumpfland. Jetzt war es hellgrün überwachsen, in der heißen Jahreszeit aber brüten dort und an vielen Stellen der Umgegend giftige Dünste. Grimme Geister erheben sich aus dem Boden, der so viel Herrliches hinabschlang, und ihre unsichtbare Geißel schlägt qualvoll Alles darnieder, was nicht flüchtet. Stille und Oede soll walten, wo ein furchtbares Schicksal über die edle Griechenstadt hereingebrochen. Soweit man schaut, dehnt sich nackte baumlose Ebene. Nur fern im Osten senken sich ein paar Bergzüge in's Meer, das weithin mit weißer Brandung die Küste zeichnet und einsam und endlos leuchtet, nie mehr befahren von Kahn noch Segel. Kein Bild, kein Wort schildert die tiefe stumme trostlose Verlassenheit der Riesentrümmer.

Ich hätte ein paar Tage bleiben mögen, hier lesen denken schreiben, vor allem hier oben, auf diesen Trümmern voll unsäglicher Pracht und Trauer, ruhen und sinnen

Angesichts des ewigen Meers, — als müßte man hier tiefer einschauen in die Tiefe des endlosen Stroms der Dinge und Völkerschicksale, der unsichtbar und allgewaltig um die Erde zieht. Endlich stand ich auf, um in das Thal hinab und jenseits zum Stadtberg zu steigen. Ein Fußweg führte im Korn und Gestrüppe auf der ebenen Höhe weiter, bis nach etwa einer Viertelstunde diese plötzlich abbrach, und da! — war das nicht herrlicher und erhabener, als alles Menschenwerk? Gerade unter mir rollte und brauste, glänzte und schäumte das Meer. Die ungeheure Fläche, von ferne so ruhig scheinend, war in wilder Bewegung. In weiten Bogen hinter einander jagten die Wellen auf den Strand, und donnernd überstürzten sich die weißen Kämme, und tiefauf schäumte und schleifte und schlürfte das Meer, als wollte es Strand und Land in sich hineinziehen, bis immer neue Wogen sich tobend herandrängten, weithin rauschend. Das Schauspiel war so fesselnd, daß ich ruhig auf der Düne hängen blieb, versunken in den Anblick der wogenden leuchtenden Wasserwelt. Der frischeste Wind wehte, und doch war Alles voll Wohlgeruch und Sonnenglanz. Nun wurde es zu spät, noch auf den Stadtberg drüben zu gehen. Ohnehin war dort nicht viel zu holen, und wozu auch jeden alten Trümmerhaufen auf der Reise sehen und verzeichnen? Es bleibt ja doch immer dasselbe Menschen- und Erdenloos. Drei kleine Steinhütten unterschied ich drüben durch meinen Feldstecher, und daneben zahllose Haufen von Schutt und Gestein, wie zu Segest. Wo einst steinerne Stufen zum Meer hinab führten, war jetzt zerrissene und verwachsene Düne.

Bei der Rückkehr fand ich unsere kalte Küche mit Wein

und Orangen ausgebreitet auf einem Säulenstück am Fuß des Tempelberges. Neben an war ein kleiner Pachthof, und da ich noch einen Blick hinein that, um etwas von der Ackerwirthschaft zu sehen, kamen mir die Leute, die besser als gewöhnliche Bauern gekleidet, mit freundlichen Weisungen entgegen. Auch der Hausherr erschien, erklärte voll Freude jedes Geräth, und ließ mir keine Ruhe, bis ich alle Weinsorten prüfte, die er im Keller hatte. Und es waren doch mehr, als ich vermuthete. Ich kam erst wieder los, als die Reisegefährten längst von dannen. Das war wieder ein Stück der liebenswürdigen Gastlichkeit, wie sie dem Reisenden auf der Insel häufig begegnet. Ihre Ursache liegt in einer alten Gewöhnung, in dem gutmüthigen und patriotischen Wunsche, daß es der Fremde in Sizilien nicht schlecht haben solle: lebhafte Neugierde bei den obern, etwas Berechnung bei den untern Klassen mischt sich hinein.

Das Meer blieb jetzt unser Freund. Das ist so köstlich auf dieser Insel, daß man aus den langen baumlosen Mulden und Hochbreiten immer wieder an's helle erfrischende Merr kommt. Nun aber hörten wir fortwährend sein Brausen, athmeten fortwährend sein kühles Wehen, und dann ging es über die kahlen Hügelwellen wieder auf den festen feuchten Sand am schäumenden Gewässer. Die Maulthiere machten entsetzt ihre besten Sprünge, wenn der weiße Gischt ihnen plötzlich zwischen die Beine lief. Ungern verließen wir den Strandweg in der Brandung, deren unaufhörliches Rasseln Schleifen Rollen eine eintönige und doch anziehende Musik verursacht. Die Sinne sind wie gefangen darin, und die Gedanken kommen und fliehen im langsamen ruhigen Takte,

wie das ewig wiederholte Heranwogen und Abfluthen der Wellen. Nachdem wir im losen tiefen Sande über eine hohe Düne geritten, empfingen uns prächtige Kornfelder. Waizen und Gerste standen schon hoch in Aehren, und da unabsehliche Strecken nur mit einer einzigen Frucht bestellt waren, konnte man diese gleichsam in ihrem Sonntagsstaate betrachten.

Ich hatte jetzt soviel von Sizilien gesehen, daß mir allmählig Natur und Anbau der Insel deutlicher wurden, und daß ich zu begreifen anfing, was mir, als ich es zuerst las und hörte, unverständlich: die paradiesische Insel, einst die berühmte Kornkammer der römischen Weltstadt und ihrer zwei Millionen Einwohner, sei nicht viel mehr als zu einem Zehntel wirklich bebaut.

Zwei Landestheile muß man wohl unterscheiden. Der eine ist sehr schmal und bedeutet doch fast Alles, der andere ist breit und dick, und ist doch gänzlich von jenem kleinen Theile abhängig. Das ist der Gegensatz zwischen Küste und Innerem.

Erhübe sich in Sizilien Hochgebirge, so hätte sich zwischen dessen Gipfeln und Schluchten ein Hirtenvolk gebildet, das kräftig eigenwillig und hartköpfig wäre wie alle Gebirgsvölker. Bestände die Insel aus anmuthigem Thal- und Hügelland, so würden dazwischen sich zahllose Dörfer und zerstreute Ansiedlungen finden. So aber ist Sizilien nichts als ein großer dreieckiger Felsblock im Meere, nichts als eine einförmige Hochebne voll nackter Berghänge und breitgezogener Anhöhen, und die Folge ist eine zweifache. Das Innere hat eine gleichförmige Bauernbevölkerung: diese aber hält sich gern zusammen, hier ein dicker Haufen

und dort einer, und was dazwischen liegt, ist unbewohnt. Ganz Sizilien zählt keine hundert Dörfer, aber fast viermal so viele Städte, und diese Städte haben durchgängig zehntausend bis fünfzehntausend Einwohner. Aber selbst, wenn die Bevölkerung auf Zwanzigtausend steigt, wenn sie Gerichts- und Verwaltungsbehörden an ihrer Spitze hat, so bleiben diese Städte doch nur Bauernstädte, wenn man große Ansammlungen von Steinhütten und einigen besseren Häusern überhaupt Städte nennen will. Der bei weitem größte Theil der Bewohner treibt eben nur Bauernarbeit, und hat bei aller geistigen Lebhaftigkeit und Springkraft des Südländers doch nur Bauernverstand und bäuerische Bildung. Daß ein Menschenkind nach Reinlichkeit Begehren trage, davon dämmert ihnen nur eine ungewisse Ahnung. Ohne Zweifel erwachte auch hier das menschliche Bestreben, der rohen Natur aus den Fingern zu kommen: indessen das Beste, was sich von vielen Bauernstädten Siziliens sagen läßt, ist, daß die häusliche Einrichtung dort bereits viel besser bestellt ist, als bei den berühmten afrikanischen Riffpiraten, und daß die Fortschritte darin seit den letzten zwanzig Jahren erstaunlich sein sollen. Malerisch aber sind diese Städte überall. Sie liegen meist auf Berghöhen: zerrissene Mauerkränze, die grauen Häuserreihen über einander geschichtet, das Ganze von den Trümmern einer Hochburg gekrönt, man kann dies Bild gleich aus der Natur malen. Der Grund, weshalb die Leute so mühsam auf freien Berghöhen wohnen, lag früher in der Unsicherheit des Landes und in der Aussicht, sich leichter zu vertheidigen, jetzt ist die Gewohnheit einmal da, und sie wird verstärkt durch die Furcht vor böser Luft in der Ebene.

Man kann sich nun schon vorstellen, wie es mit dem Anbau des Landes steht. Er könnte nicht ärmlicher, die Verhältnisse, welche ihn zurückhalten, könnten nicht unglücklicher sein. Ein Land voll Berghänge und steiniger Hochebenen bedarf der Waldung in der Höhe, aus deren feuchtem Schattenkreis stetig frisches Wasser heruntersickert, bedarf fleißigen und täglichen Anbaues, bedarf insbesondere sorgfältiger Düngung. Gerade das Alles fehlt in Sizilien. Das bebaute Land liegt nur in der Nähe der Städte. Rings um diese bildet es Oasen und noch etwas weiter Streifen an den Landstraßen. Aller übrige Grund und Boden, und er ist weit überwiegend, gleicht einer Steppe und dient nur zur Weide für Rinder Schafe und Ziegen. Man lasse also nur die Vorstellung fahren, als ob das Innere Siziliens ein Gewebe sei von üppigen Fluren, anmuthigen Dörfern, und parkumwogten Landsitzen. Es ist vielmehr zum größten Theil ein nacktes trauriges Land, wo Steppe und steinige Oede vorwalten, und man statt des geschmückten Landhauses nur eine elende Schilfhütte sieht wie verloren in der Einsamkeit.

Ganz anders verhält es sich mit Fleiß und Anbau an der Küste. Wo Gebirg und Tafelland sich steilab in's Meer stürzt, da umkränzt sie tief unten nur die Brandung, und der Mensch kann höchstens von der Seite hinan kommen, um auf Terrassen Wein zu bauen. Allein es gibt Stellen, wo die Steinhöhe, aus welcher das Inseldreieck besteht, von der See eingebuchtet oder doch eingeschnitten ist, wo die Flüsse von den Bergen strömen, und vereint mit den Meereswellen von altersher fruchtbares Erdreich anhäuften. Dort entstanden Fruchtebenen, Erdstücke wo Milch und Honig fließt. Besonders gesegnet ist

die Ostküste, an welcher sich auch die Griechen zuerst anbauten. Dort liegt die große herrliche Ebene von Catania, die nicht minder fruchtbaren Felder von Lentini Augusta Syrakus und Noto. Aber auch in den kleineren Einschnitten, welche vom Meer in den Felsenstock hinein gehen, wie bei Palermo Partinico Trapani Marsala Milazzo Cefalu Termini Messina, siedelten sich Stückchen vom Paradiese an. Bloß auf diesen Plätzen, und dort allein, werden Südfrüchte gebaut, Citronen und Orangen, Oel Wein Seide, und seit einigen Jahren auch Baumwolle. Fleißig sind die Bewohner hier im hohem Grade, der Anbau wird täglich besser und lohnender, besonders in den letzten zwanzig Jahren sind erhebliche Fortschritte gemacht. Doch auch hier fehlt noch Vieles. Man braucht nur das Sammeln und Ausschütten der Oliven anzusehen, oder die Oelmühle, die überaus roh und einfach aus zwei Mühlsteinen gemacht ist, und man begreift sofort, warum sizilisches Oel jeden Salat verdirbt: zur Ausfuhr ist es gar nicht zu brauchen, es sei denn nicht zum Essen bestimmt. Ein Weingut muß natürlich seinen Keller haben; er besteht aber nur aus einem offenen Schoppen über der Erde, wo der Wein, nachdem er roh und unsauber gekeltert ist, noch schlechter aufbewahrt wird.

Auf all den genannten Punkten an der Küste liegen Städte, die etwas bedeuten, nur sie geben den Ton an; denn nur in ihren Mauern ist Handel und Verkehr, Bildung und Reichthum. Wer die Hauptplätze am schmalen Küstenrande besitzt, hat die Insel: wer in einer Küstenstadt landet, kann mit kleinem Heerhaufen eine Stadt des Innern nach der andern leicht erobern. All die Bauernstädte bilden nirgends ein geschlossenes Ganzes, haben nirgends

eigenen festen Willen: sie blicken alle nach der Küste und dem Meer, dort liegt für sie das Gesetz ihres Lebens und Gedeihens. Es war daher ein richtiger Gedanke, die neue Eintheilung Siziliens so anzulegen, daß jede seiner sieben Provinzen ihr Stück vom Meere hat.

Wo sich, außer in den beglückten Küstenebenen, kräftigerer Anbau findet, da waltet noch eine besondere Eigenschaft des Bodens vor. So ist es die vulkanische Natur des Aetnagebiets, die seine ungeheure Fruchtbarkeit erzeugt. In andern Gegenden, wie besonders bei Militello Spaccaforno Girgenti Selinunt Caltanisetta Castrogiovanni Leonforte Lentini, bestehen die Anhöhen aus Millionen und Millionen versteinerter Muscheln und anderer Seethiere, deren Ueberreste, die immer von Neuem der Pflug aufwühlt, die Ackerkrume düngen. Wären nicht diese Reste von Seethieren, und auf andern Stellen wieder fruchtbare vulkanische Aschen, durch ganz Sizilien verbreitet, so wäre es unbegreiflich, wie die Insel nicht längst zum unfruchtbaren Steinblock geworden.

In der That hörte ich von Vielen bestätigen: es mehrten sich die traurigen Anzeichen, daß die große Hauptmasse der Insel mit jedem Jahre trockener und unfruchtbarer werde. Wahrlich, es wäre kein Wunder. Seit Jahrhunderten ist in Sizilien die Waldung ausgehauen abgefressen ausgerodet. Forstwirthschaft war unbekannt. Die Gemeinden lagen mit den großen Grundbesitzern im Streit über das Recht, Ziegen und Schweine in den Wald zu treiben, Raff- und Leseholz zu sammeln, Kohlen zu brennen und dergleichen. Während der Prozesse, die sich seit undenklichen Zeiten hinschleppten, suchte jeder Theil rasch allen

Nutzen aus dem streitigen Gegenstande zu ziehen. Darüber ging der Wald zu Grunde. Die Engländer, welche zu Napoleons Zeiten die Herren auf der Insel spielten, haben das letzte gute Holz mitgenommen. Jene unheilvollen Streitfragen über die Rechte am Wald wurden endlich von der Regierung geschlichtet, aber mit dem Walde war man fertig. Elende Ziegenwirthschaft, die Todfeindin alles jungen Anwuchses, herrscht jetzt durch die ganze Insel.

Nun hat Sizilien neun Monate des Jahres brennende Hitze: aber es hat keinen Schatten mehr, — es hat keine kühlen Plätze mehr, wo sich Grün und Kraut vor der sengenden Sonne bergen könnte, — es hat keine natürlichen Wassersammler mehr, wo in Waldlaub Moos und feuchter Erde sich das Wasser halten könnte. Die Folgen sind schrecklich. Weil der Wald das Regenwasser nicht mehr an sich hält, so stürzt es in Regentagen mit tausend raschen Strömen in's Flußbett, die Flüsse schwillen wüthend an, und reißen in zerstörendem Laufe Pflanzung und Erdreich ihrer Ufer mit sich fort. Das dauert wenige Tage, dann versiegen die Flüsse plötzlich. Weil die kleinen stetigen Zuflüsse und Bäche, die sonst aus den Waldungen kamen, aufhören, so werden die Flüsse trockner, ihr langsames Gewässer stockt, und die giftige Sumpfluft beginnt von ihren Ufern aufzusteigen. Da fehlt in der langen heißen Zeit der Erde die Bewässerung; ohne Wasser will aber keine Saat, keine Pflanzung gedeihen, und was viel ärger ist, die Ackerkrume selbst nimmt ab, sie fliegt davon, und der nackte Fels tritt zu Tage. Wenn nämlich Wasser das Erdreich nicht feuchtet, es nicht schwer und zähe macht, so

verwandelt die Sonnengluth es in leichten Staub: da reißt der nächste Wind es in die Luft, da reißt der nächste Regen es in die Tiefe.

Versteht man nun, warum in Persien, in Syrien und Palästina, in ganz Kleinasien, in ganz Nordafrika die bleichen Steinknochen der Erde zum Vorschein kommen? warum ihr blühender Leib in jenen weiten Strichen so dürr und trocken geworden? Selbst die Rosengärten von Schiras und die Blüthenebene von Saron begeistern keine Dichter mehr. Und wie? Fangen nicht auch Spanien und Griechenland, Sizilien und Unteritalien, ja fängt nicht selbst der französische Süden schon zu veröden an unter einer unheimlichen Naturgewalt, die still und unmerklich, aber unaufhörlich und entsetzlich wirkt? Der versteinernde Tod sollte wirklich bereits über den schönsten Kulturländern der Erde schweben? Mit einem Wort, schreitet das Gesetz der Wüstenbildung über die Mittelmeerränder auch in die europäischen Völker hinein? Nein, es ist nicht möglich, das kann Gott nicht wollen. Amerika Kapland Australien sind noch nicht fertig, um die auswandernde Bildung in sich aufzunehmen. Und dort erführe sie vielleicht Schlimmeres, als daß sie in der Wildniß sich anbauen müßte. Denn die Veränderungen, welche schon in kurzer Zeit das dortige Klima im geistigen wie im körperlichen Wesen der europäischen Ansiedler hervorbringt, machen es zweifelhaft, ob überhaupt in jenen Wild- und Neuländern unsere heutige Kulturblüthe gedeihen kann, ob sie sich dort weiter entwickeln kann. Die fortschreitende Verwüstung Europas müßte also unaufhaltsam der Niedergang aller höheren Menschheitsbildung werden.

Gewiß, das Gesetz der Wüstenbildung besteht: aber zu

wirken fängt es doch erst an, wenn der Mensch ihm die Zügel schießen läßt. Wo Volk und Regierung schwächlich werden, wo sie dem Wüstendämon nicht grüne Walddämme, wo sie Sonne Sturm und Sturzbächen nicht geschütztes Erdreich, das sie durch Bewässerung fest und schwer machen, entgegenstellen, — nur da bekommt der verheerende Dämon Gewalt über das Land. Viel ist schon verloren, im Orient und Afrika, wie es scheint, unwiederbringlich: aber in Europa läßt sich der größte Theil noch wieder gewinnen. Hat doch die fortschreitende Technik und Naturwissenschaft früher ungeahnte Mittel entdeckt, die fruchtbare Kraft des Erdbodens zu beleben, dem Menschen aber die Arbeit zu erleichtern. Freilich Arbeit wird's kosten, starke und langwierige Arbeit: in dem Muthe dazu liegt der Hoffnungsanker.

Während ich solchen Gedanken nachhing, waren wir einen Hügelkamm hinaufgezogen, und tief zu unsern Füßen senkte sich ein ungeheurer Golf, in dessen Mitte ein märchenhafter Anblick. Am dunkel glänzenden Meere erhob sich auf weißen Felsen eine hellweiße Stadt mit Zinnen Kuppeln und Thürmen, auf ihrem Gipfel ein altes Kastell, und ringsum dahinter und darüber ein hoher Kranz von grauen Steinbergen. Unser Standpunkt war die eine Vorgebirgsecke, in duftiger Ferne gegenüber ragte die andere, unten dazwischen zog sich die weiße Brandungslinie in wundervoll schönem Bogen. Diese Rhede aber, als wir näher hinab kamen, erschien düster und einsam: nur ein paar armselige Küstenfahrer lagen dort, welche im Winde knarrten und ächzten. Traurig und trümmerhaft, wie verlassen von allem Leben, hing über uns die Stadt auf ihren Felsen.

Dieses Sciacca war ein Lieblingsplatz der Mauren und zu ihrer Zeit volkreich, der Handel blühete, und die warmen Bäder waren viel besucht. Als wir durch die lange bezinnte Stadtmauer in's Thor einritten, kamen sarazenische Erinnerungen in Menge. Die Frauen waren verhüllt von weißen Schleiertüchern, Mädchen gafften einen Augenblick nach den Fremden und flüchteten dann in die Häuser, die Männerwelt schien durchaus dunkel bronzirt und klein und kraushaarig. Mehrere Häuser haben, wie es scheint, gar kein Dach. Das sind aber nur die viereckigen Binnenhöfchen zu den Häuschen, die inwendig der Mauer, welche sie von der Straße absperrt, ihre Haustreppen haben: die eine Thür in der Mauer an der Straße schließt zugleich Höfchen und Häuschen. Die Einrichtung wäre niedlich und traulich, wenn sie nur nicht so schwarz von Schmutz und Alter wäre. Bessere Häuser bestehen ebenfalls aus hohem Mauerwerk mit ein paar Löchern darin und ohne Balkone: sie sehen mehr aus wie dürftige kleine Kastelle zu einstweiligem Schutz, als wie behagliche Familienwohnungen. Kirchen gibt es genug, durchgängig aber von schnörkelhafter Gestalt.

Die Handelsstadt Sciacca ist, wie die meisten Küstenorte dieser Gegend, aus Furcht vor Piratengriffen nicht unten an die See gebaut, sondern als Bergfestung. Da aber der Kaufmann auf's Meer und zu seinen Schiffen sehen muß, da Jedermann gern eine tägliche Handvoll Licht und Luft von der See haben will, so haben all diese Städte auf ihrer Höhe einen freien Platz mit einer Mauerbrüstung nach dem Meere hin, wo man auf die weithin glänzende Fläche blickt. Dort wird es den ganzen Tag nicht leer, und Abends ist es der Lieblings-

platz für Alt und Jung. An unserm Abend in Sciacca wehte dort ein scharfer Wind herauf: das Meer war düster und öde, die Brandungslinie schimmerte weißgrau durch nebliche Dünste, und der Mond hing über den kahlen geisterhaften Bergen, wie in einem halbzerstörten Dom eine letzte einsame Lampe, die noch mühsam im Winde flackert.

XIII.

Anbau des Landes.

Es ist ein trauriger Anblick, welchen ein großer Theil von Sizilien bietet, das Land, welches Pindar einst besang als

Das leuchtende Eiland in wonnigem Glanze,
Die fette Flur Sikelias,
Welche mit reicher Städte Giebeln sollte
Prangen das herrliche fruchtschwere Land.

Jetzt sind oder gelten mehr als zwei Zehntel der Insel unzugänglich allem Anbau: sie sind völlig verlassen. Nur ein einziges Zehntel und wenig darüber ist mit Feld und Gärten wohl bestellt. Zwischen diesen herrlichen Fruchtstellen, die rings den Inselblock umkränzen, und jener öden Wildniß liegt nun die Hauptmasse des Bodens, und diese ist halbe Wildniß. Volle sechs Zehntel von Sizilien, sage drei Fünftel des ganzen Landes, sind wohl des Anbaues fähig, müssen ihn aber beinahe gänzlich entbehren. Man säet und erntet dort alle drei Jahre und jedesmal höchst

dürftig, nur das dritte oder vierte Korn der Aussaat wird gewonnen. Es sind eben Steppen. Die Fächerpalme und anderes hohes Unkraut wuchert immer weiter und verfilzt sich so dicht in einander, daß nur mit Mühe das Maulthier seinen engen Pfad hindurch findet. Diese Strecken müssen es doch hauptsächlich gewesen sein, welche im Alterthum Nahrung für die sechs Millionen Inselbewohner lieferten, gleichwohl aber noch unabsehliche Züge von Kornschiffen nach Rom sandten. Heutzutage bringt Sizilien nicht eiu Waizenkorn mehr hervor, als es selbst nöthig hat. Allerdings kommt mancher schöne Acker in Abzug, der ehemals Aehren trug und jetzt mit Südfrüchten bestellt ist; allein im Ganzen und Großen kann dieser Ausfall doch nicht sehr in's Gewicht fallen. Sizilien ist heutzütage außen blank und innen wurmstichig.

Ist es möglich, in Europa den Feldbau dürftiger und liederlicher zu betreiben, als es in Sizilien geschieht?

Von den Städten aus wird hier das Land gerade nur so weit angebaut, als Einer am Morgen mit seinem Ackergeräth reiten kann, wenn er Tags über arbeiten und Abends wieder zu Haus sein will. Aus allen Thoren sieht man Morgens paarweise Maulthiere ziehen, das eine trägt den Mann, das andere sein Geräth und Säcke für Saat oder Aernte. Nun reitet er eine halbe, eine ganze Stunde, auch wohl zwei Stunden weit, bis er auf seinem Ackerstücke ist. Da wird in Hast und Eile und Einsamkeit die Arbeit verrichtet, und zwar mit dem elendesten Werkzeug. Ein klassischer Mann könnte hier schwärmen, so edel antik ist alles noch. Der Pflug ist ein bloßer Haken, der die Erde ein Bischen in Rinnen aufreißt, in

welche die Saat geworfen wird. Ist das Korn reif, so schneidet man die Aehren obenhin mit kleinen Handsicheln ab, und klopft sie gleich auf dem Felde entweder mit einem Stocke aus, oder man sucht eine Stelle, die einigermassen eben ist, schüttet die Aehren auf und treibt Maulthiere oder Ochsen darüber, bis ihre Hufe das Korn ausstampfen. Zu dieser Arbeit benützt der Bauer auch wohl die Landstraße, wenn sie breit genug. Nachdem das Korn noch ein Bischen gereinigt, hat der Bauer seine Aernte im Sack und reitet ab. Es liegt auf der Hand, wie viel bei so sauberer Behandlung verloren geht.

Diese Art des Anbaues, welchen der Kleinbauer von den Städten aus betreibt, ist noch die bessere. Der bei weitem größte Theil des Landes gehört aber der Geistlichkeit oder einer Anzahl hochadeliger Familien. Diese lassen von ihrem weiten Grundbesitze, wenn sie nicht Alles verpachten, nur die fruchtbaren Stellen bebauen oder solche, die nicht gar zu weit von bewohnten Orten liegen. Wer zur Saat- oder Aerntezeit durch Sizilien reiset, sieht auf den Feldern Arbeiterreihen, zehn zwanzig oder mehr Leute arbeiten zusammen. Das ist, wie in den norddeutschen Gegenden großer Rittergüter, ein Zeichen, daß der Boden, so weit man blicken kann, einem einzigen Herrn gehört. Wenn aber in Norddeutschland die Schloßfenster noch in der Nähe blinken, kommen in Sizilien diese Arbeiter wohl drei oder auch fünf Stunden weit. Ihr Sammelplatz ist dann ein Feuer, über welchem drei Stangen stehen, die oben sich zusammenlehnen. Daran hängt ein antiker Kessel, unten steht ein antiker Dreifuß, nebenan ein oder anderer großer antiker Thonkrug mit Wasser. Vielleicht, wenn die Leute ein paar Tage bleiben, ist auch ein leichtes Obdach

von Schilfrohr errichtet, sonst legen sie sich des Nachts auf nackter Erde um das Feuer. Schlechter haben es gewiß auch die Sklaven der römischen Lords nicht gehabt. Ist nun der Acker bestellt, und man kann sich denken, wie nothdürftig, so bleibt er ganz verlassen liegen: kein Mensch kümmert sich darum. Nach Monaten reitet ein Aufseher hin, nachzusehen, wie der Waizen steht, und wie viel Leute und Thiere nöthig sind, um eine rasche Aernte zu machen.

So reitet man nun stundenlang, und in der baumlosen Gegend läßt Nichts sich blicken, als in der Ferne etwa ein armseliges Lehm- oder Steinhaus, gedeckt mit Schilfrohr. Das ist die Wohnung des Massaro, der vielleicht einige Hundert Tagwerke in Pacht hat. An Geräth und Einrichtung ist seine Wohnung unendlich arm: ein Blockhaus im amerikanischen Urwalde, in dessen Baumstämmen der Saft noch nicht trocken, bietet mehr Behagen. Es ist schon etwas besonders Gutes, wenn ein Brunnen neben dem Hause ist. Statt der Stallung steht vielleicht ein Schoppen da, völlig offen auf einer Seite, ein Strohhaufen dabei zur Streu. Das ist Alles, was das liebe Vieh zu seiner Bequemlichkeit hat. Der Viehstand bleibt also jämmerlich, von Stallfütterung, von Dunggewinn ist gar keine Rede: Feld und Vieh müssen sehen, wie sie ohne Nahrung fertig werden. Sie sind denn auch so undankbar, mit jedem Jahre weniger ergiebig zu werden. Und doch wachsen vielleicht die besten Futterkräuter auf der nächsten steinigen Höhe: man müßte sie nur anbauen ärnten und trocknen. Aber freilich, hätte der Bauer Dung genug gewonnen, wie sollte er ihn dann auf Maulthierrücken, oder auf dem armseligen Bretterkärrchen zu den entlegenen Feldern bringen, zumal ohne gebahnte Wege?

Hülflos, ja beinahe hoffnungslos sieht es jetzt mit dem Landbau im Innern Siziliens aus.

Es fragt sich aber, soll diese große Insel, welche die Nord- und Südfrüchte und die meisten Handelspflanzen erzeugt, die Schwefel und Steinsalz in Fülle, Schwärme von Fischen und die schönsten Korallenbänke an ihrer Küste hat, soll Sizilien an seinen Rändern immer mehr glänzen und im Innern immer mehr absterben? An Fleiß und Geschick fehlt es den Bewohnern wirklich nicht. Wenn man ihrem Thun und Treiben zuschaut, kann man seine Freude daran haben, wieviel heitere Laune, welcher Witz und Verstand im Volke steckt. Man braucht ihnen nur halb etwas anzudeuten, gleich verstehen sie, was man will, gleich zeigen sie Talent zu jeglichem Ding. Die edlen Anlagen des Süditalieners geben sich schon in seiner schönen äußern Haltung kund, selbst bei dem gemeinen Mann. Was könnte nicht aus diesen Völkern werden unter einer guten und kräftigen Regierung! Allein seit dem Untergang der Hohenstaufen, und das ist lange her, haben Sizilien und Neapel nur noch selten glückliche Zeiten gesehen. Es ist wahr, ihre Bewohner sind vielfach verkommen; aber muß man sich nicht wundern, daß sie unter der Last schlechter Einrichtungen, unter dem Druck von Jahrhunderten, die nur zehrten und nicht bauten, noch männlichen Kern bewahrten? Jetzt bedürfen sie eines starken und stetigen Antriebs, um sich aus ihrem läßigen verbittertem und verzweifelten Wesen heraus zu reißen. Eine hochherzige Regierung muß sich an die Spitze stellen, die Volkskräfte um sich schaaren, sie zum Handeln aufrufen. Des Landes Vertretern muß sie die traurigen Zustände darlegen, die Mittel zur Abhülfe zeigen, aber auch die glänzenden na-

tionalen Ziele. Die gefaßten Beschlüsse sind dann, unbekümmert was schreit oder stürzt, zu vollziehen.

Was Sizilien zunächst bedarf, wessen Mangel ihm dreifaches Wehe bereitet, das sind — Wege Wald und Wasser.

Die Insel muß nach allen Richtungen fahrbare Straßen bekommen. Die Leute müssen zu einander und sich anregen, die Landeserzeugnisse müssen den Weg zum Markte finden. Es stockt des Landes gesunder Blutumlauf, weil die Adern, das sind die Straßen, unterbunden sind. Wo gute Straßen sich herziehen, wird der Anbau besser, werden Ansiedler zahlreicher. Durch Straßen ist das Innere Siziliens für die Kultur gleichsam erst aufzubrechen.

Das zweite große Wehe ist Waldmangel. Wo der kühle schattige Wald verschwunden, wurde das Erdreich von der Sonnengluth ausgebrannt, in Staub verwandelt, von Wind und Wasserstürzen weggeführt. Wo früher Waldung, kletterte der Cactus die nackten Felsen heran, ein trauriger Ersatz. Und doch wurde er Lieblingspflanze des armen Volkes, weil im Herbst ihm die „indianische Feige“ fast die Kartoffel ersetzen muß. In der Wiederbewaldung der endlosen nackten Striche liegt das einzige Mittel, das fortschreitende Wüstwerden des Landes zu hemmen, und wieder einen Reichthum von beständig fließenden Quellen nnd Bächen zu gewinnen, ohne welche Land und Saat vertrocknet. Nur in Waldesschatten finden die Heerden in heißer Jahreszeit frische Nahrung, nur durch Waldholz kommen die Fabriken zu genügender Feuerung. Aber Wälder anlegen in Sizilien, — das erfordert zu ungeheure Kosten. Kein Zweifel, die Wiederbewaldung ist schwierig geworden, sehr schwierig, an vielen Stellen sogar unmög-

lich. Dennoch darf man damit nicht säumen. Schottland bietet ein ermuthigendes Beispiel: in nicht mehr als einem Menschenalter hat es seine nackten Steinhänge wieder mit grünem Wald bekleidet, und das ganze Land hat sofort diese Wohlthat empfunden. In geeigneten Gegenden ist anzufangen, im Aetnagebiet, in den Madonien, auf den weiten grünen Haidestrichen, welche jetzt nur Hirt und Heerde durchziehen, auf den einsamen Hochbreiten an zahllosen Stellen, die zu entlegen von den Städten den Anbau nicht lohnen. Wie viel wäre nicht schon dadurch gewonnen, wenn man nur erst anfinge, die Straßen und Flüsse mit Bäumen zu bepflanzen! Freilich muß man auch gescheidte junge Männer nach Ländern schicken, wo die Forstwirthschaft in Blüthe steht, nach Bayern und andern deutschen Ländern: bis jetzt scheinen die Sizilianer in Forstsachen so klug wie Kinder.

Das Dritte, was Noth thut, ist ein System verständiger Bewässerung. Laufendes Wasser ist in Sizilien so kostbar, daß man es nach Strahlen in Federspulendicke vermiethet, und zwar um hohen Preis. Und dennoch gibt es in Unzahl Gegenden, wo versumpfendes Wasser böse Luft erzeugt, die Ursache bösartiger Fieber. Hier ist nur zu helfen durch Regeln und Austiefen des Flußlaufs, und durch ein Netz von Kanälen und kleinen Seen, welche das Wasser sammeln und zu heilsamen Zwecken über die Länder führen.

Das sind drei große Aufgaben, jede einzelne so groß, daß sie die volle Kraft und Geduld des Volkes in Anspruch nimmt, und doch muß man alle drei zugleich angreifen. Mit kleinen Mitteln, wie Anlegung von Musterwirthschaften,

Förderung des Futterkräuterbaues, Unterstützung der Zucht besserer Schafheerden, ist nur erst wenig gedient: den breiten Inselfelsblock muß man gleichsam im Großen anpacken. Die Regierung soll vorangehen, freudig soll das Volk mitarbeiten: ohne das vermögen die Beamten gar nichts, wo es sich um so durchgreifende Maßregeln handelt. Daran aber ist kein Zweifel erlaubt: diese Südländer haben Ehr- und Vaterlandsliebe, sie besitzen Nationalstolz, und man ruft sie nicht vergebens zur nationalen Arbeit auf, wenn es nur in rechter Weise geschieht. Ihre helle Einsicht verdunkelt sich so leicht, ihre Anstrengung läßt so früh nach, und ihre kindlich rege Phantasie nimmt eine andere Richtung, — gerade deshalb muß eine beständig anfeuernde Regierung dahinter sitzen, die zu Zeiten auch eine kluge Täuschung nicht verschmäht.

Denn — die größte, die am tiefsten einschneidende Maßregel ist noch gar nicht einmal genannt, eine Maßregel, die so große wirthschaftliche und gesellschaftliche Umwälzungen hervorbringen muß, daß sie eben nur nach einer furchtbaren Erschütterung möglich ist, wie sie Sizilien und Unteritalien jetzt erleben.

Wo ist Sizilien am besten angebaut? Im Gebiete des Aetna: dort ist die Bevölkerung so dicht, als irgendwo in Europa, und zugleich ist sie dort gesitteter und wohlhabender, als irgendwo sonst in ganz Unteritalien. Was ist der Grund? Fruchtbare Erde und Geschick und Fleiß der Anbauer sind auch anderswo zu finden. Dennoch besitzt das Aetnagebiet mit seinen noch nicht zwanzig Quadratmeilen eine Viertelmillion zufriedener Menschen, während das ganze übrige Sizilien mit fast vierhundertachtzig

Quadratmeilen zwar über zwei Millionen zählt, von diesen sind jedoch nur Wenige glücklich. Die Ursache dieses ungeheuren Unterschieds kann nur darin liegen, daß Grund und Boden am Aetna in kleine Bauerngüter vertheilt ist. Aehnliche gute Zustände sah man in Sizilien überall entstehen, wo große Adelsfamilien zu Grunde gingen und ihr weiter Landbesitz zerstückelt wurde. Nun ist aber noch über ein Viertel von Grund und Boden im Besitz weniger adligen Familien, und was viel unheilvoller, beinahe ein volles Drittel des anbaufähigen Landes befindet sich in Händen der Geistlichkeit. Hier also ist der Sitz des Uebels, hier muß man die Axt an die Wurzel setzen. Und das muß unerbittlich geschehen. Denn es ist schwerlich ein System denkbar, welches armseliger für die Landwirthschaft, auszehrender für den Grund und Boden, verderblicher für die Sittlichkeit des Volkes sein könnte, als die Art und Weise, wie man in Sizilien, und nicht hier bloß, sondern auch in einem großen Theile Unteritaliens, die nährende Erde ausbeutet.

Ich sagte früher, daß die sizilischen Städte, mit Ausnahme der Handelsorte an der Küste, bloße Bauernstädte seien. Sehen wir uns jetzt ihre Bevölkerung näher an. Die erste Klasse besteht aus Adligen Beamten und Geistlichen, welche von Gehalt und Güterrenten leben. An diese schließt sich die höhere Bürgerklasse, welche ihre Einkünfte theils aus Handel und Kaufmannschaft, noch mehr aus dem Ertrag ihrer Aecker und Gärten, am meisten aber aus einem höchst gewinnreichen Rechnungsgeschäfte zieht. Die Aufgabe bei diesem Geschäfte besteht darin, aus fremdem Land und fremdem Anbaufleiß sich Wucherzinsen zu machen. Die Spekulanten nehmen von den großen Grundbesitzern

ausgedehnte Striche Landes in Pacht, denken aber selten daran, es selbst bebauen zu lassen. Sie verpachten vielmehr den Ackerboden in kleinen Fetzen an Unterpächter, und den Weideboden an andere Spekulanten, welche Vieh zusammenkaufen und es auf die Hude treiben, um mit dessen Fleisch Häuten und Wolle ein Geschäft zu machen. Die Letztern können am Grund und Boden, wenn sie ihn auch niemals bessern, nicht viel mehr verderben: die kleinen Ackerpächter aber sind geradezu genöthigt, sich auf den kläglichsten Raubbau zu legen. Wie sollten sie den Gedanken fassen, gründlich zu düngen, Wassergräben zu ziehen, Bäume und Hecken zu pflanzen, wenn sie nur ein ganz kleines Stück Landes bebauen, wenn — was schlimmer ist — ihre Pacht nur drei oder vier oder höchstens sechs Jahre dauert, wenn — was das Allerschlimmste — sie von vornherein Brod- und Saatkorn, und wohl auch Ackervieh und Geräth, vom Pachtunternehmer leihen müssen, um die schändlichsten Wucherzinsen dafür zu zahlen? Ist der Bauer in Geldnoth, muß er vom Wucherer Korn zu fünfzig Thaler nehmen, das er nur zu dreißig wieder verkauft. Der Spekulant preßt dem Unterpächter für Land und Vorschüsse möglichst Geld und Korn ab, ohne ihm jemals seines Fleißes Früchte zu lassen: der Unterpächter aber preßt dem Boden die möglichste Ernte ab, ohne ihm jemals Nahrung zu geben. Beide liegen beständig in stillem Krieg mit einander, und betrügen sich, wo sie nur können. Darf man sich nun noch wundern, wenn der sizilianische Acker im Durchschnitt kaum noch das siebente Korn trägt? Das Uebel ist indessen schon alt; schon die Römer thaten die Ländereien an Pachtgesellschaften aus. Die Lehnsbarone benützten später ihr Uebergewicht, um

die Reste des freien Landes von den Eigenthümern an sich zu reißen.

Aus so armseligen kleinen Landpächtern besteht nun die große Masse der Städtebevölkerung im Binnenlande. Sie sind entweder Taglöhner, welche um Lohn für Fremde und, wenn es irgend sein kann, daneben auf winzigem Erdstückchen für sich selbst arbeiten, — oder bloße Ackersleute, die vom Pachtunternehmer Land und Vorschüsse bekommen, — oder Handwerker Krämer und Speisewirthe, die beständig danach trachten, neben ihrem Pachtland auch etwas Eigenland zu bekommen. Letzteres ist dann sofort am bessern Anbau kenntlich. Weil aber Land so selten zu kaufen ist, wird das einmal erworbene Eigenland in der Familie immer wieder zertheilt, bis die Splitter den Anbau nicht mehr lohnen. Jeder hält sein Häuschen und sein Stückchen von Gottes Erdboden so lange fest, als er kann, und häuft Zinsen und Schulden darauf. Dann kommt es öfter vor, daß sich kein Erbe mehr dazu findet, weil Keiner die Lasten des Grundstückes tragen will.

Wie ist nun Hülfe zu schaffen? Wir wissen nur mit Beispielen aus der Geschichte zu antworten. In allen Ländern hat die Geistlichkeit nach und nach Gütermassen angesammelt, — das Uebermaß hinderte einen Anbau, wie ihn des Landes Bestes erforderte, — zuletzt griffen die Regierungen zu und vertheilten das Land unter neue Anbauer. Das ist geschehen von den Zeiten Pipins und Arnulfs bis auf die Reihe der Fürsten und Minister der neueren Zeit, welche nothgedrungen Aehnliches verübten. In Unteritalien beginnen jetzt das Gleiche die Piemontesen: spätere Regierungen werden nicht umhin können, dasjenige, was Jene tumultuarisch und wie verhaßte Räuber einleiten,

in einer Weise fortzusetzen und zu vollziehen, welche ebenso den Ansprüchen der Billigkeit als des Landeswohls entspricht. Die geistlichen Herren sind doch einmal rechte Eigenthümer, man muß ihnen und ihrem Berufe wenigstens die Zinsen von dem Geldwerth der Grundstücke so lange lassen, bis die Zinsensumme das Kapital ausfüllt. Es sind aber zu gleicher Zeit Hülfs- und Tilgungskassen einzurichten, um die Bodenzinsen abzulösen, und den Bauer aus den Händen der Wucherer zu erlösen.

Es bleibt noch die zweite große Gütermasse übrig, welche in den Händen des Adels ist. Hier hilft schon die Zeit zerstückeln. Ein namhafter Theil des Großadels in Sizilien geht seinem Ruin entgegen. Er leidet unter dem stillen aber mächtigen Gesetze, welches in unserer Zeit so eigenthümlich auftritt, daß nämlich, wer nicht arbeitet, auch nicht hochleben soll. Dieser Hergang der Dinge wurde beschleunigt durch die Gesetzgebung. Im Jahre 1812 faßte das sizilianische Parlament den Beschluß, das gesammte Lehnswesen aufzuheben, die bloß herrschaftlichen Rechte unentgeltlich, die nutzbaren Rechte gegen Entschädigung. Der Entschluß war hochherzig, die Vollziehung stockte. Die Barone wußten der Regierung, welche zur Ausführung drängte, immer neue Hindernisse zu stellen. Endlich griff König Ferdinand vor etwa zwanzig Jahren mit seiner gewöhnlichen Energie durch. Die Baronialrechte über die Gemeinde, das verwickelte Durcheinander von Rechten am gemeinschaftlichen Grund und Boden, selbst die Fideikommisse wurden aufgehoben. Dies waren Maßregeln, welche einzelnen Adelsfamilien tödlich wurden, die Häupter von andern aber und die glücklichen neuen Besitzer anregten, um so eifriger sich ihrer Güter anzunehmen. Viel Heilsames ist in den letzten

Jahren von erleuchteten Männern unter dem sizilianischen Adel geschehen. Denn hier liegt die Ursache des stockenden Anbaues nicht schon in der Natur eines Besitzers, der wie es bei geistlichen Gütern nicht wohl anders sein kann, den vorhandenen Reichthum wohl vermehren, nicht aber den Ueberfluß in den Verkehr bringen darf. Es kann ein großer Grundbesitz, wenn nur die tüchtige regsame Kraft hinter ihm steckt, dem Lande höchst wohlthätig werden, weil nur er Arbeiten im großen Stil erlaubt. Viele Gegenden Siziliens lassen sich auch noch nicht anders, als in Masse, bewirthschaften. Entschieden aber ist dem Uebermaß des todten Grundbesitzes zu steuern. Vielerlei Mittel werden dafür angegeben. Sollte nicht ein wirksames Mittel in einer Art von steigender Grundsteuer liegen, welche für jedes folgende Tausend von Tagwerken, das über eine bestimmte Anzahl hinaus besessen wird, wachsende Abgaben fordert? Der Erfolg würde Weggeben und Zerstückeln jenes Landes sein, zu dessen fleißigem Anbau Kräfte oder Willen des Besitzers nicht hinreichen.

XIV.

Montealegro und Girgenti.

Eine Reise in Sizilien hat, wie im Orient oder in amerikanischer Wildniß, ihre eigenthümliche Lust. Man ist den ganzen Tag zu Pferde, sieht die Sonne früh über die Berge kommen und spät Abends in's Meer sinken, sieht jedes Wässerchen im Haidegrund und jeden Geier hoch in Wolken: kurz, die ganze Natur mit ihrem tausendfältigen Leben, mit ihrem rastlosen stillen Wandel und Wechsel, mit ihren tiefsten geheimen Lockungen dringt dem Menschen in Sinne und Poren ein. Da lebt man in freier Luft und fühlt sich wie ein Schwimmer auf weicher heller Woge. Und vielleicht der größte Reiz besteht darin, daß man nicht im Post- oder Bahnwagen sich dehnt, sondern stündlich Verstand und Kräfte anstrengen muß, um heil und sauber über Felsen und Flüsse zu kommen. Freilich gibt es auch Mühsale, das sollten wir baldigst recht inne werden. Und dann, was die Nacht betrifft, so möchte ich hundertmal lieber unter Zelt und Sternen schlafen, als in Siziliens Gasthöfen, in denen ausgesuchte Schmutzfinken hausen. Diese Herbergen

haben nur den einen Vorzug, daß an ihrem Küchenherde der Koch, den man mitbringt, schmackhafte Kost bereiten kann, wenn er Tags über seine Augen überallhin offen hatte, wo Anständiges sich erhandeln ließ.

Als wir Sciacca verließen, steckte die Sonne noch hinter den nackten Steinbergen. Der Rückblick auf die bleiche Stadt, auf die zerrissenen Thürme ihres Kastells, auf einen Hochberg zur Linken mit Burgruinen, und die weite graue steinbesäete Oede ringsumher, — es hatte etwas Beängstigendes. Der vortretende Hochberg war der Calogero, dessen warme Schwefelquellen schon das Alterthum gern benützte. Die Insel Pantellaria wurde vergebens zwischen den Wolkendämmen gesucht, welche auf der hohen See lagerten.

Ueber felsige Hügelrippen und durch tiefe Flußrinnen, in welchen statt des Wassers Heerden von ungeheuren Kieseln glänzten, ging es zum Seeufer, und dann wieder empor auf Dünen, von deren Höhe wir vielgestaltige Felsen und Wirbel im Meer überschauten und graues Vorgebirg, welches die Wogen umschäumten, und weiße Möven umflatterten. Und wieder kamen wir herab auf meinen Lieblingsweg hart am Strande, neben und fast zwischen den brechenden und donnernden Fluthen. Die See war fortwährend in starker Unruhe. Das Land ragte jetzt hoch über uns wie eine lange unabsehliche Mauer, an deren Fuße nichts als der Sandstreifen am wogenden Meere. Hin und wieder kamen oben auf dieser Erdmauer erhöhte Punkte und verfallene Wartthürme zum Vorschein, die noch aus der Sarazenenzeit stammten. Ein paarmal stürzten Wasser von der Hochebene, im breiten Falle und ohne daß in der Erdwand sich ein Rinnsal zeigte: ohne Zweifel wurden

oben Felder gewässert. Unser Weg zog sich über Kiesellager, durch lockere Sandhügel, und tückische Wassertümpfel. Oefter war die Weglinie so schmal, daß zur Noth ein Mensch oder Maulthier darauf gehen konnte. Das war die einzige Straße zwischen Sciacca und Girgenti, den beiden Hauptstädten an der Südküste. Stundenlang sahen wir keinen Menschen, nur ein geflickter Kapuziner kam daher, der sein armes Eselein durch den Sand trieb. Es war unsäglich einsam, zwischen Meer und Dünenbergen kam man sich vor wie abgeschnitten von aller Welt. Doch sieh, welch ein hohes Kulturzeichen! Mitten im wüsten Meeressande stießen wir auf einmal auf Männer, die Telegraphenstangen aufrichteten.

Bald darauf ging es wieder landeinwärts, und nun waren wir bald wieder umwogt und umduftet von den üppigsten blühenden Haiden. Alles wilde Kraut wetteiferte, sein Bestes zu thun. Große Bergseiten erschienen hier mit hellgelbem Ginster, dort mit hochrothem Klee überzogen, und wieder andere Stellen waren mit blauen Blumen völlig zugedeckt. Jedes Kind bei uns kennt die kleine Wolfsmilch: hier hatte sie sich zu Bäumen ausgewachsen, hoch wie Roß und Reiter. Allmälig kamen wir zu Wiesen hinab, in deren Mitte sich ein langsames tiefes Wasser schlängelte, der Platani. Wie das milde Grün dieser Aue den Augen so wohl that! Lange wurde eine Furth zum Uebersetzen gesucht, und als sie gefunden, ging das Wasser noch bis an den Sattel. Noch immer war die Gegend wie ausgestorben. Als wir aber einen Bergeshang empor kamen und in die jenseitige Tiefe blickten, zeigte sich das lebendigste Schauspiel. Es war da eine Tränke, wie sie — man könnte fast sagen als Siziliens Wahrzeichen —

sich aller Orten finden. In ungeheurem Steintrog wird eine Quelle aufgefangen, ringsum viel Koth, Vieh und Volk kommen herbei, ihren Durst zu stillen. Keines entsetzt sich vor Schlamm und Schmutz auf dem Boden des Troges, das Vieh aus Natur, die Menschen aus Gewohnheit. Um eine solche Tränke waren nun in hellen Haufen Schafe und Ochsen, Ziegen und Maulthiere versammelt, noch immer neue Heerden zogen von den Höhen herbei. Die Hirten aber hielten oder ritten mit hohen Stangen in der Hand, und die mächtig lange Flinte hatten sie vor sich quer über dem Reitthier. Stattlich erschienen die Männer, noch weit prächtiger ihre Heerden. Ochsen waren da, rothe und weißgraue mit ungeheuren Hörnern und halbe Elephanten an Größe, und doch jede Muskel in behender Bewegung unter der glänzenden Haut, als wäre es nur eine Art gröber gerathener Hirsche. Man sollte nicht meinen, daß dergleichen Rindvieh sich noch so fein und stattlich geberden könne.

Mensch und Thier auch in unserm Zuge schmachtete nach kühlem Quell, allein unser Führer ritt rasch und stumm vorüber. Er mochte seine Gründe haben. Und wieder ging es in die Einöden, und wieder glühte uns der heiße Wind an, der mittlerweile sich eingestellt hatte. Wäre nicht dann und wann ein frischerer Hauch dazwischen gekommen, die dumpfe Hitze wäre unerträglich geworden. Wir kamen in ein felsiges Thal hinein: da erhob sich vor uns ein Hochberg, der rund um ganz steil abfiel. Und obgleich er so hoch und steil, stand doch oben eine seltsame Stadt mit Mauern und Straßen, Häusern und Kirchen: Alles zerfallen, Alles todt und leer, und wie verzaubert am hellen Tage. Seit Jahrhunderten war die Stadt ver-

lassen, kein Mensch kam mehr hinauf, dort umher zu stören. Wer sollte auch seinen Hals daran setzen, die furchtbare Felshöhe zu erklettern, wo doch nichts mehr zu holen war? So blieb das Stadtgespenst unberührt, sich selbst überlassen Jahr um Jahr. Als wir aber um den Berg bogen, prangte zu seinen Füßen ein wundervoller Garten, ganz bedeckt mit Baumgrün und dieses dicht mit Goldorangen gestickt. Ein hübscher und sonderbarer Anblick in dieser nackten Felsöde. Gleich dahinter zeigte sich dann das neue Monteallegro, dessen Gründer einst jene verfallene Hochstadt inne gehabt. Nie trug irgend ein Stadtnest seinen Namen mit größerem Unrecht. Das hier sollte ein „lustiger Berg" sein? Qualvoll müßte jeder Tag werden, bis man es gewohnt wäre und alles Andere vergessen hätte. Die Häuser sind kalkige Löcher, die Straßen Kreideboden mit dickem Staub, die Berge rings umher kreideweiß. Heiße stickige Luft lagerte in den Straßen. Doch auch hier prangte eine Steinhütte mit dem Wappen von Savoyen und der farbigen Inschrift: „Bürgerwehr von Monteallegro." In den lotterigen und schmutzigen Uniformen, die dort hervorsahen, steckte eine hübsche Sammlung von — von — Galgengesichtern, würde ein deutscher Landsmann sagen, welcher die noch Italiener nicht kennt. Die armen Burschen! Ob sie wohl Lust hatten, von ihren Schulkameraden, die in die Berge geflüchtet, um nicht Soldaten zu werden, sich eine Kugel in den Leib zu holen?

Indessen blauer Himmel und Frauengüte dauern überall. Auch im kleinen Wirthshaus zu Monteallegro gab es freundliche Mädchenaugen, und der Wein mundete. Doch lieber, als zu ihnen in die Stube, wären wir in den kühlen Keller gegangen, wenn einer da gewesen. Denn wir hatten

jetzt einen Scirocco so ächt und gründlich, als jemals einer aus Afrika herüber wehte. An dieser Südküste bekamen wir ihn neu und frisch wie heiße Semmel aus dem Backofen. Indessen, was nützte es zu klagen? Eben waren wir abgesessen, da mußte Alles wieder hinaus in die trockne Gluth, zwischen die öden Hügel hinein, in die Thalwindungen unter felsigen oder spärlich umbüschten Bergen und Höhenzügen.

Die Stadt Siculiana ließen wir zur Linken in ihrer felsigen Oede. Sie schien hervorgewachsen bleich aus bleichen Steinbergen. Merkwürdig war nur eine grüne Kuppel, welche über die weißgrauen Häuser hervorschaute. Eine andere Ortschaft durchzogen wir: auch hier war Alles kalkig und voll Staub und Schmutz, und das Volk schien ebenso arm und elend als häßlich. Halb verhungerte Katzen und Hühner zwischen schwarzen zottigen Säuen, — das waren die Stubengenossen, wenn von Stuben noch Rede sein konnte, wo es bloß viereckige Steinlöcher gab, darin auf einem Gestell ein gestopfter Sack, der das Bett vorstellte, ein alter Feuerheerd und eine Holzbank, das war Alles. Auf jeder Thürschwelle aber hockte eine Frau mit der Spule als des Heerdes Hüterin. Indessen gab es zwischen den Steinhütten, so niedrig sie waren, hier und da einen Streifen von kühlem Schatten. Draußen aber war Alles schattenlos, der Himmel bleifarben, und Erde Luft und Felsen schienen uns mit glühendem Athem anzuhauchen. Die Augen schmerzten von dem weißen Widerschein und feinem Staub. Es war ein mühselig Reiten, da der Führer immer zur Eile trieb, einzige Erquickung die Orangen, die wiederholt aus den großen Körben des ersten Maulthieres die Reihe hinab wanderten.

Wir waren jetzt in die rechte Kreidegegend gekommen: die Felsen zeigten sich kaum bewachsen, und nach der Küste hin wurden sie ganz weiß. Endlich führte der Weg wieder zu Strand und Meeresfrische hinunter. Wir athmeten tief auf, trotzdem der scharfe Wind Sand und Salzstaub in's Gesicht wehte. Zur Linken starrten unabsehlich die hohen Kreidegestade schneeweiß und seltsam zerklüftet und ausgewaschen, heiße Luft schien sie zu umwittern. Doch vor uns, nur noch eine Stunde entfernt, lagen die Schiffe vor Girgenti, dort war ersehnte Rast und Kühle. Da der Führer eifriger spornte und der Wind heftiger rauschte, ging es, was nur die Thiere laufen wollten, durch sprützende Wellen und stiebenden Sand immer hart am Meer hin. Wir waren zur Stelle: eine große Menge Küstenfahrer lag im Hafen, viele schaukelten noch auf offener Rhede. Zwischen den Häusern aber wurde gehämmert, gezimmert, trieb sich lustiges Volksleben. Matrosen von allerlei Völkern saßen auf Tonnen und Bänken und zechten. Auch wir sandten spähende Blicke aus, wo uns die Herberge winke. Ach, es war nur die Hafenstadt, nur der Molo di Girgenti, die Stadt lag noch sechs Miglien weiter. Noch ein saurer Weg, obgleich eine treffliche Steinstraße. Doch wir wurden belohnt. Es zeigten sich die herrlichen Griechentempel, es leuchtete die alte Stadt hochragend und malerisch auf ihrer Höhe. Wer war froher als wir, als wir endlich oben und aus dem Sattel sprangen! Von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends waren wir in Gluth und Staube geritten, und nur eine halbe Stunde in Monteallegro war Rast gewesen, der Führer aber lobte den ganzen Reisezug, daß er noch bei so guter Tageszeit in's sichere Quartier gekommen.

Mit großem Behagen, daß dies überstanden, legte ich mich in's Fenster, um ein Stückchen von Girgenti zu betrachten. Ich sah auf einen kleinen viereckigen Platz, der mit Menschen erfüllt war, von denen Keiner einen Tuchrock und die Hälfte vielleicht ein ganzes Hemde hatte. Höchst vernehmlich machten sich die Verkäufer bei ihren kleinen Ständen, besonders die Fleischhändler. Der Letztern gab es auf dem kleinen Raume vier, oder fünf, und alle schrieen wie besessen. Wo es am lautesten war, da gingen die meisten Käufer hin, als müsse dort auch die beste Waare sein. Die ärgsten Schreihälse standen gerade unter meinem Fenster, ein alter und ein junger: der Alte brüllte im tiefsten, der Junge schrie im höchsten Tone, und Beide machten ihre Gesängel mit langgezogener Kadenze, die überaus fremdartig tönte. Schon öfter war mir, wenn Sizilianer ihren Thieren zuschrieen oder ein Bube sein Zetergeschrei anstimmte, ihre Tonleiter recht afrikanisch vorgekommen.

Das war nun ein Stück des heutigen Girgenti, und zwar oben auf seiner Höhe. Denn wir hatten bei dem Einreiten die Stadt bereits von unten bis oben durchmessen. Sie besteht aus engen Berggassen, aus vielem alten räucherigen Gemäuer, vielen häßlichen Kirchen, kleinen malerischen Plätzen, und einigen größeren Steingebäuden, die voll Soldaten steckten. Die uralte Stadt sieht noch immer so aus, als hätte man sich eben nur zur Noth hier angebaut, und lasse verfallen, was nicht halten wolle, weil man nächstens doch wieder fortziehe. Eine Bevölkerung wimmelt zwischen den kleinen Steinhütten, wie sie etwa in unsern Landstädtchen von zweitausend Leuten sich mischt. Das ist das heutige Girgenti, obwohl es fast zehnmal mehr

Bewohner hat. Sie ernähren sich von ihren noch immer reichen Ernten an Südfrüchten, und von der Bedeutung, welche ihr Hafen als der größte Ladeplatz des Schwefels hat.

Schwefel ist heutzutage das vornehmste Erzeugniß, welches Sizilien ausführt. Vor dreißig Jahren wurde noch nicht eine Million Centner jährlich gewonnen: jetzt, wo die kranken Trauben so viel Schwefel, die europäischen Fabriken immer mehr Schwefelsäure brauchen, jetzt schon ist die Ausfuhr auf drei bis vier Millionen Centner gestiegen. Auf allen Wegen nach Girgenti sieht man die Maulthiere Körbe tragen oder Kärrchen ziehen, in welchen die schönen kerngelben Schwefelstücke hochgethürmt liegen wie Holzscheite. Die Wege sind zur Seite besäet mit Maulthiergerippen, wie Wüstenstraßen mit Kameelknochen. Mancher Tag und manche Ladung gehört dazu, bis eine Schiffsladung Schwefel herangeführt ist. Die Hälfte dessen, was er nun werth, besteht bloß in den Kosten seiner Fracht vom Innern bis zum Hafen. Es wäre unglaublich, wenn es nicht wirklich wäre. Und wie wird dieses für Sizilien so kostbare Mineral gewonnen? Man schürft den Schwefel aus dem Boden, stellt die Stücke mit dem Thon und Gips, welche er durchwachsen, zum Haufen zusammen und brennt ihn an. Dabei verdampfen zwanzig bis dreißig Theile gerade des besten Schwefels, die schwefelige Säure zieht in dicken Rauchwolken dahin, verpestet die Luft und hindert das Wachsthum der Pflanzen. Man hat jetzt angefangen, den Schwefel in einer Art von Kalköfen zu schmelzen: allein die Verluste und Nachtheile sind nur etwas geringer. Es wäre nicht zu glauben, wenn es nicht stattfände.

Aber so arm und armselig jetzt Girgenti, so hängt

gleichwohl in den zerrissenen Zügen, in den schwärzlichen Furchen des Antlitzes dieser Stadt es noch wie große historische Erinnerungen. Wenige Städte der Erde können sich darin mit Girgenti messen. Immer behauptete es seinen Platz als die Hochburg der Südküste. Wer den Süden von Sizilien erobern wollte, mußte erst Girgenti nehmen. Darin liegt die Geschichte seiner vielumkämpften Zinnen zur Zeit der Normannen und Sarazenen, der Römer und Karthager. Einst konnte man von der Klippenhöhe, auf welcher jetzt der letzte Stadtrest sich noch festsiedelt, hinunter gehen eine Stunde weit nach dem Meere hin, bis wo die herrlichen Tempelruinen ragen, und man kam nicht heraus aus der lebenerfüllten Riesenstadt. Agrigent hatte nahezu seine Million Einwohner, tosend in Handel und Verkehr, schwelgend in Lust und Freude. Dort gab es fürstliche Kaufleute, welche Diener aufstellten, alle Fremdlinge und wären es hundert und mehr, einzuladen, ihrer Herren Gastfreiheit zu genießen. Dort gab es weltberühmte Philosophen und Aerzte, welche sich Königen gleich dünkten und öffentlich im Purpurgewande erschienen, den strahlenden Kranz auf dem Haupte. Dort gab es Architekten, die sich größerer Werke vermaßen, als irgendwo in der Welt erdacht wurden. Und rühmen sich nicht auch die Sizilianer, der große Zeuxis, der geboren sei im nahen Heraklea, habe in Agrigent die Schönste der Schönen gemalt? Bei festlichen Aufzügen erblickte man Schaaren von zarten Jungfrauen, deren Fuß niemals den Boden berührte, weil sie immer auf Teppichen gingen oder zu Wagen fuhren. Die Bürgersöhne aber erschienen auf milchweißen Rossen, deren Haut wie Seide glänzte. Ueppige Gastmäler ohne Ende, schöne Mädchen tanzend

unter blühenden Bäumen, im Stalle Hunderte von blanken untadelhaften Schimmeln, und zahllose Freunde und Gäste, alles Gute mitzugenießen und dessen Herrn durch feine Witze und Wortspiele zu ergötzen, — das schien einem reichen Agrigentiner werth der Lebensmühe.

Freilich war nun auch nicht Vieles zu erzählen von Muth und Tapferkeit der Bürger im Streiten. Die Stadt schwoll an durch den afrikanischen Handel und durch die Fruchtbarkeit der Umgegend. Als aber die Punier an ihren Mauern stürmten und die Söldner abzogen, da ging das herrliche Agrigent elend unter durch Feigheit. Die Bürger flüchteten bei Nacht und Nebel, und der grimme Afrikaner brach am andern Morgen verwüstend herein, und das Geheul der plündernden Horden durchtönte das Krachen und Prasseln des allgemeinen Brandes. Dies geschah im Jahre 406 vor unserer Zeitrechnung. Später wieder aufgebaut, gerieth die Stadt nochmal in die Hand der Punier, bis zuletzt die Römer, wüthend darüber, daß die Bürger von ihren afrikanischen Geschäftsfreunden nicht lassen wollten oder nicht konnten, Agrigent wiederholt mit Feuer und Schwert verheerten, barbarischer als der wilde Numidier. Dennoch kam die Stadt immer wieder empor, weil weder der Handel nach Afrika, noch die Fruchtbarkeit ihrer Gefilde versiegte. Ihre Oelladungen wurden, wie Diodor erzählt, in Karthago hoch bezahlt. Die römischen Prätoren fanden noch immer zu plündern, und die schutzlosen Griechen hatten zur Rache nichts, als geistreiche Spöttereien. Erst als auf der Nordküste von Afrika das Leben anfing zu ersterben, begann die unaufhaltsame Verödung der Südküste von Sizilien. Agrigent,

wo man Wagen sah von Elfenbein und Wassereimer von Silber, die Griechenstadt, von welcher Pindar sang

Du schönste der irdischen Städte
Am heerdengesegneten Strand,
Des Akragas stattlich umbaute
Höhn bewohnend, Königin,
Von den Sterblichen und
Von ewigen Göttern geehrt, —

diese alte reiche Weltstadt hinterließ Nichts zum Erben als das kleine armselige Girgenti.

Doch nein, Eines konnten die Brände und Brechstangen der Punier Römer und Sarazenen, konnte auch der langsame, aber sicher mordende Zahn der Zeit nicht ganz zerstören, — die Tempelreihe am Fußende Agrigents, die schönsten Griechentempel, die in der Welt noch stehen. Sie strahlten uns, als wir vom Meere aufstiegen, entgegen, sie glänzten noch in meine Träume hinein, als in der frohen Gewißheit, ihnen den andern Tag zu widmen, ich frühzeitig vor Ermüdung einschlief.

XIV.

Griechische Tempel.

Der erste Weg am andern Morgen ging nach der nahen Hauptkirche, nicht um Guido Renis Madonna willen, denn der Künstler hat hier nur irgend eine angenehme Bürgerfrau gemalt, — sondern um den griechischen Sarkophag zu sehen, der unter bemalten Bretterhüllen zum Taufsteine dient. Das ist in der That ein Meisterstück von seltenster Schönheit. Das Bildwerk an den vier Seiten des Marmorsarges stellt die Geschichte des Hippolyt und der Phädra vor. Schrecken, Abscheu, und zugleich das innigste Mitleid ergreifen den jungen Helden, als er von der Amme die unheilvolle Leidenschaft der Stiefmutter hört; — sie die schöne Unselige, auf der andern Seite, sinkt in so rührend hülflosem Schmerze zusammen, mit der wehvollen Leidenschaft hat sie heiß und ach, vergebens gekämpft; — der kräftige Jugendglanz der Jagdgefährten, die herzliche Bekümmerniß der holden Frauen, Alles ist so klar und schön gehalten, — und darüber schwebt ein so sittlich edler Hauch, und doch zugleich eine so tief menschliche

Wehmuth, daß man tief und wohlthuend in der Seele erregt wird. Auch in kleinen Zügen offenbart sich des Künstlers feiner Sinn. So allerliebst nimmt der ganz kleine Amor, der unvorsichtig all das Unheil angerichtet, unter Phädras Sitze Reißaus, und der Tod des Hippolyt durch das Meerthier stellt sich uns nur als unausweichbar, nicht aber in seiner gräßlichen Wirklichkeit vor Augen.

Da meine Reisegefährten mit einem Führer voraus-eilten, ich aber mir nichts daraus machte, etwas fehlzu-gehen, so konnte ich behaglich, den vollen Tag für mich allein umherstreifen. Auf dem scharfen Rande der Fels-klippe, auf welcher hoch über weiten Tiefthälern die Stadt erbaut ist, fortschreitend kam ich zur Porta di pena her-aus. Auf der einen Seite steigt hier die Stadt an, — auf der andern die Anhöhe empor, welche einst der Minerven-tempel krönte, jetzt sind dort neben einem Kloster nur noch zerfallene Mauern übrig. Gerade gegenüber, jedoch viel tiefer gelegen, ragten in der Ferne die Tempel. Nun ging es über Trümmer und Gestein und durch Hohlwege hinunter, in Feldern und zwischen langen engen Garten-mauern fort, bis ich vor einem langgedehnten Hügel anlangte, auf welchem Tempel an Tempel in der Reihe dastanden.

Zunächst kam ich vor ein hohes weites Viereck, das ein mächtiger Festungswall zu sein schien. Als ich seine Höhe erklommen, fand sich inwendig ein grüner Anger, und in der Mitte lag eine Steinfigur mit Mohrengesicht, zer-brochen und verwittert, aber so riesig groß, als hätten Cyklopen hier das Steinbild ihres Gottes niedergelegt, und ringsum zu seiner Wehre aus ungeheuren Steinblöcken den Wall gethürmt. Es bezeichnet dieser Wall aber nur die Vierecklinie, auf welcher sich einst der Tempel des

olympischen Zeus erhob, und das Riesenbild war nur eine der vierzehn Karyatiden, welche wahrscheinlich von innen die Gebälke der Mauern trugen, fünf auf jeder Lang=, zwei auf jeder Querseite. Jetzt sind die kolossalen Werkstücke und Halbsäulen, welche die Tempelwände bildeten, in langen Reihen übereinander gestürzt. Das Dach war damals noch nicht fertig. Außerdem wurden die kleineren Werkstücke sämmtlich zum Bau des neuen Molo am Meere weggeführt. Wenn man nur ein paar der Steinlängen, die über und durcheinander liegen, sich zusammengefügt denkt oder wenn man nach Verhältniß des Halbmessers, den noch ein Kapitälstück angiebt, sich das Kapitäl und die Säule darunter ergänzt vorstellt, so wächst der Tempel im Geiste sofort über alles denkbare Maß hinaus. Es ist vollkommen wahr, was Diodor erzählt: in eine Rinne der kannelirten Säulen kann sich ein Mann hineinstellen, wenigstens bis an die Ellenbogen. Warum aber bauten die Alten mit so kolossalen ungefügen Werkstücken? Weil das Bauwerk nimmer wieder zerbröckeln sollte. Und warum überhaupt errichteten sie solche riesenhafte Tempel? Aus demselben heiligen und auch wohl stolzen Gefühle, welches unseren Vorfahren die gewaltigen Umrisse ihrer Dome eingab. Die Alten hatten es aber viel schwerer mit solchen Bauten. Es ging viele Zeit und Arbeit, es gingen Menschen und Zugthiere darauf, ehe wieder ein paar solcher Werkstücke mit unvollkommenem Hauzeug aus den Steinbrüchen losgeeiset, und auf ganz rohen Wagen und schlechten Straßen bis zum Bauplatz geschleppt wurden. Bei der geringsten Ebbe in der Stadtkasse stockte wieder die Arbeit, und wurde erst in glücklicheren Jahren wieder aufgenommen.

Rechts vom Olympion erheben sich überaus anmuthige Trümmer. Es sind vier Säulen mit Gebälk auf dem theilweise blosgelegten Fußboden, umblüht von Blumen und duftigem Gesträuch. Der Tempel des Castor und Pollux, für dessen Ueberreste sie gelten, war nicht so feierlich schön und machtvoll, wie die übrigen, die im strengen dorischen Stil gebaut: aber er muß sich ungemein leicht und zierlich dargestellt haben. Man merkt überall den leisen Schmuck aus der Zeit der jonischen Baukunst. Die jetzt stehenden Trümmer, welche man jedoch erst in unserm Jahrhundert wieder aufrichtete, sind so fein und malerisch, wie irgend ein Anblick auf dem römischen Forum.

Noch weiter gegen Westen ragen über einem Trümmerhaufen zwei gebrochene Säulen. Dort soll ein Tempel des Vulkan gewesen sein.

Ich kehrte zurück und am Wallviereck des Olympions vorbei zum nächsten Trümmerberg, über welchem noch eine Prachtsäule ohne Haupt sich trauernd erhebt. Hier lagen die Säulen, wie zu Selinunt, in Reih und Glied dahin gestreckt, ihre Stücke natürlich aus den Fugen gerissen. In diesem Tempel stand das überaus schöne Erzbild des Herkules. Die Agrigentiner hatten es mit eisernen Bändern schwer auf seinem Altar befestigt. Prätor Verres aber schickte Nachts bei Wind und Wetter seine Sklaven mit Brecheisen, sie rissen die Pforten auseinander, schlugen die Tempelwache nieder, und arbeiteten eiligst mit Eisen und Stricken, den Herkules herunter zu reißen. Doch das Wehgeschrei der flüchtenden Priester scholl durch die Stadt, Alles gerieth in Aufruhr, Alt und Jung strömte mit Waffen herbei, die Räuber konnten dem Steinhagel nicht Stand halten und machten, daß sie fort kamen. Andern

Morgens lief der Witz durch die Stadt: der glorreiche Herkules habe unter den Ungeheuern nun auch den Verres besiegt.

Die schönen Trümmer des Herkulestempel sind jetzt mit Zwergpalmen Kräutern und Blumen überwachsen. Ich unterschied Ginster und Rosen, Wicken und Malven, Salbei und Löwenmaul, die gelbe Todtenblume und die hellrothe Klatschrose, und eine Art Nesseln mit blauen Blüthen. Die Trümmerstücke verschwanden öfter hier in rother, dort in blauer oder gelber Fluth. Niemals, auch in amerikanischen Prairien und Wäldern nicht, habe ich wilde Blumen so dicht, so kräftig und glanzvoll sich drängen sehen, als zwischen den sizilischen Säulenstücken. Dieser kleine Erdenfrühling wuchert fröhlich fort, ihm konnte das Erdbeben, das allein diese Riesentempel zu Boden riß, nichts anhaben.

Als ich jenseits an den Rand der Felsenplatte kam, zeigten auch hier sich schreckliche Spuren einer Erderschütterung. In langer Linie sieht man die Platte sich scharf und hoch über ein grünes Thal erheben. Unten sind ihre Ränder besäet mit ungeheuren Felsstücken, die oben ausgebrochen, unten wild durcheinander liegen: bis weit in das Thal hinein sind sie geworfen, ein Bild grauenhafter Zertrümmerung. Hier eilen die Blicke über breitgezogene Hügelwellen zum Meere hin. Leider wehte noch immer Scirocco. Die Luft erschien grau und schwer, wie bei uns wenn Sturm und Gewitter im Anzuge, und das Meer und ferne Höhenzüge verloren sich wie in Nebel und Regen. Auf der Erde lastete dumpfe Schwüle, in welche sich von Zeit zu Zeit ein scharfes Glühen der Luft einmischte.

In der Erderschütterung sind auch Felsengräber aus einander gebrochen, die vor grauen Zeiten Völker ausmeißelten, eingedenk, daß sie an dieser gesegneten Stelle nur ihre kurze Sonnenfreude genössen. Die ganze weite Tempelplatte scheint unterhöhlt von Grabkammern. Man steigt mit schaurigem Gefühl in diese Jahrtausende alten Gemächer des Todes, umschwirrt von aufgeschreckten Fledermäusen. Einige sind in Kuppelform ausgehauen, andere wie einfache Zimmer, aus dem Hauptraume führen enge Gänge hinab und hinauf in tiefe dunkle Nebenkammern. Darin sind am Boden und in den Wänden Löcher ausgehöhlt, länglich viereckig, daß ein Sarg oder ein Leichnam hineinpaßte, große für Erwachsene und kleine und mittlere für Kinder und Knaben. Die Familien lagen immer beisammen. Alles ist jetzt völlig leer; das Schweigen und die Leere wohnen in diesen Grabkammern wie versteinert; ich freute mich jedesmal, wenn ich im Heraufsteigen wieder das Rauschen grüner Bäume hörte. Auch oben auf der Felsplatte, noch mehr draußen an der steilen Wand sind solche Löcher eingehauen, in der Länge und in der Tiefe. Was für räthselhafte Hände haben dies gearbeitet? Die armen Menschen! Diese leeren Gröblöcher im harten Fels sind Alles, was von ihrem Dasein übrig, sie selbst sind uns völlig unbekannt geblieben. Und Millionen und Millionen irren über die Erde, aus dunkeln Wolken hervor, hinein in dunkle Wolken, nicht die leise Spur ihres Pfades bleibt übrig.

Doch sieh, empor über Tod und Verwüstung steigen licht und schön, wie heller Götterfrühling, die Säulen des schönsten Griechentempels. Es war der sogenannte Concordientempel, an welchem ich jetzt anlangte. Dieser und

das kleine Tempelhaus in Nismes schienen mir das Schönste, was ich unter allen griechischen Bauten erblickte. Und man ist froh erstaunt, einmal einen so wohlerhaltenen antiken Tempel zu sehen. Das große Gebäude steht auf mächtigem Unterbau von vier Stufen Höhe: vier genügten für seine Größe, das Olympion mußte fünf haben. Am Haupteingange führt eine breite niedere Treppe zu den Stufen, und durch ein prachtvolles Säulenportal tritt man in's Innere der Zelle, deren Wände noch aufrecht stehen. In den Eckpfeilern der Zelle am Portal läuft inwendig eine Treppe empor: daran, daß sie vierzig Stufen zählt, merkt man erst die gewaltige Größe des Baues. Es blickt ja sonst überall so etwas Kindliches, so naiv Einfaches hervor, das doch seiner Schönheit sich heiter bewußt ist. Nie habe ich wie hier es gefühlt, wie es etwas Hohes und Himmlisches ist um das schöne Gleichgewicht in der Seele. Hier ist Alles so naturgemäß und sicher, die klare Mathematik der Natur, die von allem Störenden und Unnöthigen befreit ist, und deshalb hat auch das letzte Säulenstück noch inneres jugendliches Leben. Könnte man nur einmal jedes Jahr zu diesem einzigen Tempel wallfahrten! Es würde Einem wieder leichter und lichter zu Muthe werden, tausend kleine Aengste und Unruhen müßten zu Boden sinken, und was nicht weg wollte, das würde man gefaßter und heiterer ordnen.

Leben und Zuschnitt der alten Griechen mußte aber doch ungemein einfach und natürlich sein. Daß ihr Staatswesen klein und leicht übersichtlich; daß ihr Wissen nicht viel weiter ging, als die Sinne und tägliche Erfahrung; daß ihre Gedanken bloß auf die schöne Erde gerichtet; ihr Wille leicht versöhnt war mit dem unabwendbaren Geschick,

— dies mußte zusammentreffen, sonst hätten sie nimmermehr Bauten errichtet, die so jugendlich heiter und doch wieder in sich so klar fest und harmonisch, in denen nur gerade das Nothwendige erscheint, dies aber in Frohsinn und Schönheit aufgelöst. Die Römer hätten es schon nicht mehr gekonnt, selbst wenn sie mehr vom künstlerischen Genius besaßen, als ihnen beschieden war. Denn sie hatten weit ausgedehnten Staatsbau, hatten den historischen Beruf, ein Weltrecht zu schaffen, fühlten vor allen Dingen den Trieb, die göttlichen Kräfte, welche in Natur und Menschen erscheinen, geistiger und einheitsvoller aufzufassen, als das kindliche Griechenvolk es that, das sich eine heiter belebte, sinnlich klare Götterwelt gestaltete. Und gar wir, — mit unserer erhabenen, Welt und Ewigkeit umfassenden Religion, mit unserer Philosophie von fast altindischem Scharfsinn Tiefsinn und Unsinn, mit unserer Wissenslast, die doch niemals genügt, mit unserm Staatswesen, das nicht mehr in antiker Einfachheit aus Freibürgern und Sklaven besteht, mit unsern tausend häuslichen und sonstigen Bedürfnissen, welchen gegenüber das griechische Leben sich etwa verhielt, wie die zierliche Hütte des Südseeinsulaners gegen ein Pariser Landhaus, oder wie das altgriechische Kriegsschiff, welches man Nachts wie einen Fisch auf's Trockne zog, gegen einen Dreidecker mit zwei und siebzig Kanonen, — wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts können niemals wieder alte Griechen werden. Entzücken kann uns die lieblich klare Schönheit dessen, was die glückliche Jugend der Menschheit baute; griechisches Gebilde und sein feines Maß- und Formgefühl kann in uns wieder sprossend und lebendig werden, auf daß es unsere eigenen Bauten durchfließe und durchleuchte, —

allein, wir können ebenso wenig mehr altgriechisch wohnen, wie altgriechisch leben. Es ist möglich, daß aus dem ungeheuren verworrenen Ringen und Arbeiten unserer Zeit, wo es Einem manchmal scheinen will, als seien aller Weltepochen Ideen und Gebilde treibend mit einander in wildem Strome, — es ist möglich, daß sich allmählig daraus neue Staats- und Bauformen hervorbilden: ganz gewiß aber wird ein griechischer Tempel, wenn er ein ächter ist, für uns doch nicht viel mehr als ein herrliches Schaugebilde bleiben, und geriethe er selbst so himmlisch schön, wie dieser wundervolle Concordientempel, nach welchem ich immer wieder zurück schaute.

Es stand jetzt der sechste Tempel vor mir, halb gebrochen und ungemein malerisch. Die eine Säulenreihe steht noch mit dem Gebälk darüber, auf der andern Seite liegen die Säulen zertrümmert am Boden, oder starren nackt und ohne Kapitäle gegen Himmel. Auch dieses Heiligthum der Juno hatte wieder ganz denselben Unterbau, dasselbe Portal, dieselbe Säulenordnung, dieselbe Zelle und Alles mit einander, gleichwie die andern Tempel. So standen hier sechs Tempel in der Reihe, einander ganz gleich, sämmtlich der Säulen sechs in der Breite, dreizehn in der Länge, einer auch fünfzehn. So standen drüben auf der entgegengesetzten Höhe, wo jetzt Girgenti und daneben der Minervenhügel, fünf oder sechs andere Tempel, die gerade so, aber auch bis in's Einzelne so gebaut und eingerichtet waren, wie diese. Und so standen in allen Ländern des Mittelmeeres, soweit Griechen wohnten, zahllose solcher Tempel, und beinahe alle waren sich so ähnlich, wie ein Ei dem andern, nur größer oder kleiner, nur in Schmuck und Säulengröße etwas verschieden. Sind

die gothischen Dome auch alle so übereins? Und würde die jetzige gebildete Welt diese Einförmigkeit noch ertragen?

Der Junotempel hieß früher nur der Mädchenthurm, Torre delle pulselle. Man denkt dabei gern an die hübsche Sage: als Zeuxis für diesen Tempel die Juno gemalt, hätten die Agrigentiner ihm die schönsten fünf Jungfrauen ihrer Stadt als Modelle ausgesucht. Uebrigens kann der Mädchenname auch anderswoher kommen. All die Griechentempel in Sizilien, nicht minder die alte Geographie der Insel, würden vielleicht andere Namen und Charakter bekommen, wenn ein deutscher Gelehrter, der in den klassischen Schriften wohl bewandert, jetzt auf's Neue sie durch gründliche Forschungen bestimmte. Verkettung von Namen, wie Juno lucina Concordia Herkules Zeus olympicus Castor und Pollux Vulkan, auf diesem griechischen Tempelberg so beisammen, klingt doch wunderlich. Die Tempelreihen in Selinunt Agrigent Pästum erinnern sehr an einander. Sollten nicht die Alten, Angesichts des Meeres des Himmels und der Erde, dem Meergott dem Himmelsherrscher und der Erdgöttin ihre herrlichen Tempel-Weihgeschenke zusammengestellt haben? Daneben fanden ihren natürlichen Platz die besondern Schutzgötter der Stadt.

Nun gab es noch viele werthe Trümmerstellen, welche in Reisebüchern vorgeschrieben sind. Einiges davon habe ich besucht, und ließ das Andere gerne ruhig liegen. Ueberlassen wir diese Köstlichkeiten den Forschern in Alterthumsgemäuer und ihren spitzigen Streitfragen: die Schönheit hat keinen Theil daran. Ich kehrte zum Junotempel zurück, der in der Reihe am höchsten liegt, und überblickte nochmal die weite Trümmerstätte der vielberühmten Weltstadt. Es war jetzt am Spätnachmittag nicht mehr so

heiß, weil der Wind frischer geworden. Die Umgegend aber hatte sich noch dunstiger verschleiert, das Meer floß beinahe mit dem Lande zusammen, man unterschied es nur noch an der helleren und gleichmäßigen Färbung, und an dem Kreidegestade, das weithin längst des Meerbusens durchschimmerte. Deutlich ließ sich aber der merkwürdige alte Stadtboden überblicken. Es bildet ihn eine ungeheure Felsenplatte, eine Stunde lang und viel breiter, welche als schiefe Ebene hoch gegen den Horizont anstreicht. Nach unten zu ist die Platte etwas eingebogen, so daß man über eine Art weiter Mulde hinüberschaut vom jetzigen Stadtberg zum Tempelhügel hinunter, und von diesem zum Stadtberg hinauf. Diese ungeheuere Kalksteinplatte, erhöht von allen Seiten über dem Erdboden, bildete eine natürliche und großartige Festung. Hinter der jetzigen Stadt, nach Norden hin, ist der Absturz am steilsten und tiefsten; auch nach Süden, wo der lange Tempelhügel sich niedriger erhebt, sieht man die Felsplatte in gerader Linie steil abgerissen. Aber auch an beiden Seiten kann man noch weithin den Absturz verfolgen: man brauchte mit der Stadtmauer nur etwas nachzuhelfen, um auch an den tieferen Stellen dem Feinde eine schwer zu erklimmende Höhe entgegenzusetzen. Zwei Flüsse, welche die Platte umziehen, vereinigen sich an ihrem Fuße, um zum Meere abzufließen. Diese als Hypsa und Akragas vielbesungenen Flüsse hatten ohne Zweifel im Alterthum stärkeres Gewässer und Gefälle, denn damals waren die Höhen und Breiten ringsum noch schön belaubt und bebaut. Jetzt ist nur das alte Gebiet nach dem Meere zu fleißiger mit Fruchtgärten besetzt.

Dort oben auf dem Riff, an welchem das jetzige

Stadtnest hängt, hatten die Agrigenter mit Burg und ältesten Tempeln begonnen. Dann hatte sich die Stadt allmählig weiter gesiedelt, bis sie als mächtige Großstadt unten an der Tempelhöhe anlangte, und diese mit der strahlenden Prachtreihe am Meere besetzte. Drüben über dem Meere lag Karthago, nur ein paar Tagreisen entfernt. Nach Allem, was wir von Plänen und Thaten der Punier wissen, dürfen wir annehmen, daß auch ihre Stadt, die aller Lüste und Leidenschaften voll, in Glanz und Größe keinen geringen Zuschnitt hatte. Karthago war das London der damaligen Welt, und sein Großadel wußte aus dem damaligen Indien, aus Sizilien und Spanien, ungeheure Schätze zusammen zu schlagen. Wer aber von Karthago herüberkam und sah schon vom Meere aus die schimmernden erhabenen Tempel der Griechenstadt, und stieg dann zu ihnen hinauf, den Göttern für glückliche Fahrt zu danken, und überblickte dann voll frohen Staunens die ungeheure Stadt, die sich prangend hinaufzog bis zu den Wolken, — wie rasch verblich ihm zwischen Meereswüsten und sandiger Einöde das Bild der großen Punierstadt! Hier war andere Lebensfreude: edle Schönheit, wohin man blickte, Witz und Frohsinn auf den Straßen, und heitere Gastlichkeit in den Häusern, — hier wohnte ein ebenso gebildetes als glückliches Volk. Man begreift daher den tückischen Haß des afrikanischen Kaufmannsvolkes gegen griechische Kunst und Schönheit. Die Schändlichen zerschlugen die Marmorbilder, welche das Feuer nicht verzehrte, und rissen die Bildwerke aus den Wänden, um sie zu zertrümmern: so hatte es ihr Oberfeldherr Himilko befohlen.

Jetzt ist Agrigent nur eine weite Trümmerstätte.

Sie ist theilweise mit grünen Gärten besetzt, und doch schaut Alles rings umher so traurig, so grau und öde. Den ganzen vollen Tag sah ich auf der Tempelhöhe keinen Menschen, als einmal in der Ferne meine Reisegefährten. Die Umrisse der Landschaft sind so gewaltig, die Leere wirkt trotz vielfachen Anbaues so furchtbar, daß auch hier wieder alles Andere überwogt wird von dem Gefühl feierlicher Einsamkeit, unendlicher Oede und Verlassenheit. Das ist einmal sizilischen Tempelruinen eigen. Ruinen in geschmückter und belebter Landschaft rufen auf das Glücklichste den Gegensatz wohlthuender Wehmuth hervor. Hier aber in Sizilien, wo die Tempeltrümmer so kolossal sind, die Umgegend so menschenleer, so fernab von jener Blüthezeit, in welcher solche Völkerlust entstand, — da umwittert die Ruinen etwas unsäglich Trauriges. Man hat so deutlich das Gefühl, daß so viele blühende hochstrebende Völker hinabgeschlungen sind, und die Erde ein tiefes tiefes Grab, das nichts wiedergibt.

XVI.

Licata und Terranova.

Ich war bis zum sinkenden Abend zwischen den Ruinen der Griechentempel sitzen geblieben, und kehrte dann allein zur Stadt zurück. Da wurde ich zweimal um Geld angerufen, und von Menschen, deren Waffen und heftige Worte einem Angriff ähnlicher sahen, als einer Bitte. Es gelang mir zwar, mit Scherzreden und kleinen Geschenken beidemal noch glücklich um die Ecke zu kommen: während ich aber jetzt rascher zuschritt, fing ich doch an, die Unsicherheit der Gegend zu bedenken. Dieses Kapitel wurde eben lebhaft verhandelt, als ich in unserer Herberge anlangte. Die Nachrichten über die Zustände in der Umgegend lauteten beunruhigend. Es waren vor fünf Tagen einem Gutsbesitzer in der Nähe sechsundvierzig Stück Rindvieh weggetrieben, das Fleisch wurde in den Gassen von Girgenti zu Spottpreisen ausgerufen. Alle wußten, woher es kam, Alle ließen die Sache gut sein. Die Stadt lag wie jede größere Ortschaft in Sizilien voll Soldaten;

denn die ganze Insel wird militärisch besetzt gehalten. Die Offiziere sammelten sich in einem Kaffeehaus, wo es diesen Abend Eis gab, das einzige auf langem Weg in Sonnenhitze von Palermo nach Syrakus. Wir lernten hier einen jungen Hauptmann kennen, der früher unter den Oesterreichern gedient; er hatte sich von dorther nicht nur größere kriegswissenschaftliche Bildung, sondern auch das Andenken an gute Kameradschaft bewahrt. Dieser Offizier war vor wenigen Tagen aus dem Innern gekommen, er hatte durch sechs Mann seiner Kompagnie selbst zwei Briganten erschießen lassen, und rieth uns entschieden ab, die Reise durch's Land fortzusetzen. Es trieben sich, erzählte er, Banden zu hundertzwanzig Mann stark bei Palma und Terranova umher; diese Städte selbst seien äußerst verrufen; kaum denkbar sei es, daß wir ohne Angriffe durchkämen. Wir hielten Kriegsrath. Keinem wollte es gefallen, eine Woche in Girgenti auf das Dampfschiff zu warten, das alle vierzehn Tage von Palermo nach Syrakus geht, und auch in Girgenti und Malta anlegt. Nach Palermo zurückzukehren, kam uns noch weniger in den Sinn. Nun hatte unser Führer bisher seine Sache gut gemacht, er glaubte, uns ferner durchzubringen, wenn wir, was Wege und Rastzeit beträfe, ihm durchaus folgten. Also beschlossen wir, unsere Reiselinie einzuhalten, jedoch zunächst nicht in Palma, sondern zwölf Miglien weiter in Licata einzukehren. Das Weitere sollte von Erkundigungen abhängen, die wir unterwegs einzögen. Wir rechneten darauf, daß harmlose Reisende, die Keinem verfeindet, auch am wenigsten gefährdet sind.

Spät Abends hatte ich noch ein paar Pröbchen sizilischen Wesens. Ich kam vor einer Kirche vorbei, in wel-

cher noch Gottesdienst. Auf einmal trat der Küster in Amtstracht mit einer großen Trommel hervor und trommelte aus Leibeskräften. Das war Zeichen und Einladung, daß jetzt der letzte Segen am Altar ertheilt werde. Auf dem Platze der Kirche gegenüber wimmelte es von Offizieren und Soldaten, sämmtlich aus Mittel- und Oberitalien. Die Piemontesen hatten da ihr Kasino, wo viel gelesen, aber wenig gesprochen wurde. Nun ging ich mit einem Offizier die Hauptstraße hinab spaziren. Sobald wir aber über die beleuchteten Theile, wo die Kaffeehäuser waren, hinauskamen, weigerte sich mein Gefährte, weiter zu gehen: es sei zu dunkel, er wolle keinen Stich in den Leib. Als ich meine Verwunderung darüber nicht bergen konnte, fragte er: ob ich denn hier noch eine andere Uniform finde? Es war richtig: Leute genug gingen da, aber kein Soldat ließ sich blicken. Diese hielten sich truppweise auf jenen Plätzen zusammen, wo viele Lichter brannten.

Diese verwirrten Zustände hinderten aber nicht, daß zwischen den dunkeln Häusern, als ich meinen Rückweg suchte, sich Gesang vernehmen ließ. Es war ein sizilianisches Volkslied, voll süßen weichen Wohllauts. Der Sänger hatte eine wunderbar biegsame Kraft der Stimme, sein Lied grollte wie dumpfe Klage, dann war es wieder wie ein heller hüpfender Strahl, und verlor sich zuletzt im Dunkeln wie in der Ferne ein murmelnder Springquell. Als er längst geendet, tönte sein Singen noch in mir nach. Es kam mir vor, als blühte all das Schöne und Seelenvolle des Volkes, das bei Tage erstickt wird, in stiller Nacht empor im weichen und milden Wohllaut.

Am andern Morgen ritten wir den Berg, auf welchem das braune Volk von Girgenti horstet, wieder herunter. Wir waren diesmal später, als gewöhnlich aufgebrochen. Die Leute zogen schon durch die Thore in's Feld. Auf den steilen glatten Gassen hatten wir Unglück. Das Maulthier, welches die Speisekörbe trug, fiel, überschlug sich, und Brode Braten und Orangen rollten über die Straße, übergossen von rother Weinfluth. Agniello rief ein über's andermal: „Verfluchte Regierung!" Er meinte, sie sollte die städtischen Straßen besser machen. Wenn eine alte Barake zusammenstürzt, schreien sie hier zu Lande im Chor: „O schändliche Regierung!" Und wenn ein Familienvater sein Haus nicht rasch genug gesegnet sieht, soll wieder die Regierung Schuld haben. Die Selbstkraft des Volkes ist tief heruntergekommen: fast sollte man glauben, sie äußere sich nur noch in wilden Aufständen ohne Plan und erreichbare Ziele. Der größte Theil der Sizilianer, so scheint es öfter, ist wie ein Volk großer schöner Kinder mit ihrer Eitelkeit, ihrem Haß auf einander und gegen die Regierenden, mit ihrem Hang zu Spiel und Müßiggang, ihren hochschwellenden Hoffnungen und ihrem ganzen kleinen Thun. Auf die lange spanische Regierung fällt der größte Theil der Schuld. Sie that nicht nur äußerst wenig, das Volk anzuregen, sondern sie scheute auch, wenn dieses selbst etwas thun wollte. In lebhafterem Andenken stehen die letzten vierzig Jahre der bourbonischen Verbitterung. Was für oder durch Sizilien geschehen sollte, wurde von Neapel aus mit mißtrauischem, ja feindlichem Auge betrachtet. Den sittlichen Aufschwung des Volkes hielt man absichtlich danieder. Der Sizilianer, aber meinte vor Aerger, er müsse keine Hand rühren, es

müsse ihm ganz erbärmlich gehen, seine schlechte Regierung verdiene es nicht besser.

So steckt denn Sizilien noch über und über zwischen Resten und Trümmern einer längst vergangenen Zeit, wie in geistiger, so in sozialer und politischer Beziehung: die Strömung der Neuzeit hat nur erst den Inselrand wieder etwas belebt. Sollte man es glauben, die sizilianischen Städte, welche doch nicht gar weit auseinander liegen, hassen sich, wie nur jemals sich Städte hassen konnten? Palermo erhebt sich stolz als die alleinige Hauptstadt, es schreibt mit großen Lettern in seinen Dom: „Hier ist Thron und Haupt des Reiches!" Allein schon das nahe verfallene Monreale schreit: „Ich bin die rechte Königsstadt, ich bin von Königen dazu gegründet!" Messina aber, das handelsgroße, ereifert sich: „Bei mir pulst des Landes Herzschlag, bei mir muß von Rechtswegen seine Regierung sein!" Sogleich erklärt Catania: „Ich aber bin die hohe Gebildete!", und wirft sich in die Brust, in welcher ein stiller Neid auf die reiche Schwesterstadt wohnt. Mancher Gutsbesitzer läßt seinen Söhnen eine Bildung geben, als sollten sie bloße Pächter werden, und die jungen Herren glauben: schön zu Esel sitzen oder im Kaffeehaus auf dem Billard zu glänzen, sei mindestens so viel werth, als eine fremde Sprache können. Der Bürgersmann aber denkt: Lesen und Schreiben sei für Mädchen einmal gewiß von Uebel. In neapolitanischen Provinzen sieht es wesentlich nicht viel anders aus. Trotz wiederholter Revolutionen, die Neapel wie Sizilien in unserm Jahrhundert erfuhr, sind die modernen Staats- und Kulturideen, welche doch am Ende hinter diesen Erschütterungen steckten, wenig in's Volk eingedrungen.

Erst jetzt machen diese Südländer die europäische Umwälzung durch: das Volk muß sie mit unsäglichen Leiden, mit Verwilderung aller guten Sitte, mit Blut und Vermögen bezahlen, und ist bis in's Mark erschüttert. Der Ausgang kann nur ein zwiefacher sein. Entweder können des Volkes Kräfte die furchtbaren Opfer nicht mehr aushalten, dann beschleunigt die Revolution nur das Hinsiechen. Oder das Volk gesundet nach heißem, aber heilsamen Fieber. Was von Beidem hat Süditalien zu hoffen? Es ist schwer, für die nächste Zeit vorauszusagen: die Dinge sind zu furchtbar, zu qualvoll verworren. Allein blicken wir nach Spanien und Griechenland! Auch dort sind die Zustände vielfach traurig, ja zum Theil hoffnungslos, — allein, sind sie doch nicht unvergleichbar besser, als vor fünfzig Jahren? Die Spanier sind beinahe schon über den Berg, die Neugriechen raufen sich noch. Warum sollten denn gerade die Völker von Sizilien und Neapel ein schlimmeres Loos ziehen? An Thatkraft sind sie dem Spanier gleich, an Verstand dem Neugriechen voraus. Soviel aber ist gewiß: weder das Volk von Neapel noch von Sizilien kann sich von seinen Uebeln selbst erlösen, es bedarf des Sporns, der Aufgaben, der Lehre und Leitung durch eine tüchtige Regierung. Wenn die wilden Gewässer, die jetzt das Land überströmen, sich verlaufen haben, wenn man den Umfang der Zerstörung, aber auch den neuen Raum für frische Schöpfungen übersehen kann, — dann bekommt eine gescheidte Regierung gutes Spiel in die Hand.

Als wir aus den Gärten von Girgenti hinauskamen wartete am Wege ein Offizier mit bewaffneten Soldaten, der sich sogleich uns freundlich anschloß. Er brachte aus

dem Spital von Girgenti Genesene mit Bedeckung nach Palma, und gab uns bis in die Nähe dieser Stadt das Geleite. Dies war die verrufenste Gegend, wüste Haidestriche, zu Zeiten belebt durch große Viehheerden. Die Hirten standen zu zehn und zwölf Mann mit ihren Flinten beisammen. Auf einzelnen Höhen zeigten sich lange steinerne Viehhäuser, wie kleine Forts mit Mauern befestigt. Ruf und Aussehen dieser Wüste und ihrer Bewohner ließ die militärische Begleitung nicht werthlos erscheinen. Wir verdankten sie wohl einer freundlichen Rücksicht. Unser Führer hatte, wie wir später erfuhren, schon Abends zuvor darum gewußt. Der Offizier, ein junger Mann von französischer Bildung und Artigkeit, wußte wenig Gutes von Land und Leuten zu erzählen. „Die obern Beamten, welche durchgehends aus Piemont oder Mittelitalien, fänden an den niedern Behörden keine Förderung, nur stillen Widerstand; — gebessert habe sich seit der Piemontesenherrschaft eigentlich Nichts; bloß die öffentliche Sicherheit sei gestiegen, obwohl man die Mordthaten in einer Gegend noch nach Dutzenden zähle; — hundert und mehr Jahre seien nöthig, um aus den Sizilianern ein anderes Volk zu machen.“ Von Piemontesen hört man Meinungen dieser Art häufig: sie sind erklärlich, weil der gegenseitige Haß und ihre eigenen schlechten Aussichten die Fremdlinge immer tiefer mit den Eingebornen entzweien. Doch auch die Deutschen, die in Sizilien eingebürgert, schienen fast einstimmig der Ansicht, daß erst von der nächsten Generation sittlich und wirthschaftlich ein Aufschwung zu hoffen.

Ich mußte dagegen an Beispiele in der Geschichte denken, die mit der Landesnatur merkwürdig übereinstimmen.

Säet und pflanzet hier, und aus dem vulkanischen Boden schießt üppige Blüthe, die sich rasch in Früchte umsetzt! Und haben nicht ebenso König Roger, Kaiser Friedrich II., König Alfons, Kaiser Karl V. und Vizekönig Toledo diese Völker in kürzester Zeit zu fruchtreicher Thätigkeit gebracht? Läßt sich jemals das große Beispiel des Ministers Tanucci vergessen? Darf man nicht auch anführen, was in den zehn Jahren Murats und in der ersten Zeit Ferdinand II. für des Landes Wohlfahrt rasch erzielt wurde? Ueberall, wo man kräftig Hand an's Werk legte, blühten gleich Erfolge auf. Ja nur eines einzigen schöpferischen Geistes bedurfte es, nur wenige Jahre brauchte er zu wirken, wie zum Beispiel Filangieri in Sizilien, und niemals fehlten seinem Bemühen die raschen Früchte. Wenn nicht Alles zu erreichen, ist es nicht schon Großes, in die lange trübe Geschichte dieser Länder wieder ein paar glänzende Punkte einzuweben? Muthlosigkeit aber und Verzweiflung am Volke ist alles Uebels und Unrechtes Beginn und Grund. Die Piemontesen freilich haben sich großentheils durch eigene Schuld in die heillose Lage versetzt, in der sie Neapolitanern und Sizilianern gegenüber stehen.

Indem wir unsern Weg durch die Einöden verfolgten, dachte man unwillkührlich, welche Lust es sein möge, in dieser einsamen Landschaft, über die weiten Halden wilder Blumen, zwischen hochgeschwungenen Bergzügen zu reisen bei schönem Wetter und in guter Friedenszeit. Da könnte man öfter absteigen, auf luftiger Höhe bei weiter Aussicht oder im heimlichen grünen Thalgrunde ruhen, plaudern und es sich wohl sein lassen. Unserm Reisezuge wurde es nicht so gut. Scirocco wehte immer fort. Abends hörten wir die Leute jammern und flehen: „O

daß der Himmel Regen schickte!" Wenn nämlich so lange Zeit Scirocco weht und kein Regen fällt, so ist in alle Frucht der Todeskeim gelegt. Aber die Luft blieb dunstig heiß und trocken, einen wie den andern Tag. Nach Frische lechzend hingen wir nur noch eben auf unsern Thieren. Dem Führer war bloß daran gelegen, möglichst rasch das Land zu durchziehen und zugleich möglichst ungesehen. Nie wurde Tags über Halt gemacht, als das Einzigemal zu kurzer Mittagsrast. Kamen wir an eine Tränke, wurde heran geritten, und, ohne abzusteigen, das Thier getränkt, und gleich wieder weiter. Wie schön muß es sein, in der Nachtkühle unter dem mildklaren Sternenhimmel diese stillen Fluren zu durchziehen! Wir dagegen durften uns von Dämmerung, der Freundin aller Unholde, nicht überraschen lassen. Der lichte Tag war nöthig, um vorsichtig umher zu spähen, wenn es wieder in einen öden Thalgrund oder zur einsamen Düne hinabging. Agniello entfaltete ungemeine Landeskenntniß. Wie ein Aal schlüpfte er aus einer Thalwindung in die andere, und wenn sein Ruf: „piu forte!" die Reihe entlang lief, dann wußte Jeder, jetzt thue es wirklich noth, Peitsche und Schenkel arbeiten zu lassen.

Beide mußten aber schon tüchtig angreifen, wenn unsere Reitthiere in Trab sollten; denn Maulesel sind ein gar zu störriges Vieh. Nächst dem Scirocco waren sie das größte Leiden auf der ganzen Fahrt. Den möchte ich sehen, der sich nur drei Tage lang auf Maulthierrücken behagt. Diese Thiere sind so unlenksam, so hartmäulig wie Kameele, und wie diese ziehen sie ihren einförmigen stoßenden Schritt, immer eines hinter dem andern. Das ist höchst langweilig. Zwingt man das seinige endlich bis

zur Seite des Reisegefährten, um sich etwas zu sagen, gleich fällt es wieder ab. Da stockt zuletzt alle Unterhaltung, und man muß versuchen, sich die Natur einer willenlosen Maulthierfracht anzueignen. Das Aergste ist aber, wenn das Maulthier mitten im Reiten sich plötzlich auf den Rücken wirft und wälzend die vier Beine in die Luft streckt. Da muß der Reiter schon Acht haben, wie er schnell genug aus dem Sattel fliegt. Ich bekam zuletzt ziemliches Geschick darin, denn mein Eselroß, so trefflich es sich stets im raschen Ausschreiten bewies, war doch von jener schändlichen Neigung wie besessen. Kaum ließ ich in Gedanken den Zügel locker, lag der Racker wieder auf dem Rücken, und stand ich daneben arbeitend mit Zügel und Peitsche, ihn wieder aufzubringen. Da stieg wohl mancher Seufzer auf nach einem edlen Reitpferd. Doch was sollten Pferde auf den Ziegensteigen im Gebirge, welche man in Sizilien Landstraße nennt? Hundertmal des Tags müßte man Pferde am Zügel führen, und zehnmal würden sie doch ein Bein brechen.

So reiseten wir denn öfter Stundenlang in einförmiger Gegend, ohne daß ein Wort laut wurde, ein schweigender Zug durch schweigende glühende Oede. Man hört auf zu denken; und in der dunstigen Hitze zog die Landschaft vorüber, als wäre man halb im Traum. Zugführer war immer der alte Maulthiertreiber. Dieser hing stets auf seinem Thiere übergebeugt, und seine weiße Zipfelmütze schwankte ruhig hin und her. Er sprach kein Wort und dachte wohl noch weniger. Mit seinem Gleichmuth und seiner Zipfelmütze wäre er ebenso ruhig nach Konstantinopel geritten. Sein Bube machte den allgemeinen Laufburschen, und war auf den Ruf „Nino!“ gleich zur Hand, wo

eine Reitgerte gefallen oder etwas am lockeren Sattelzeug gerissen war. Wenn er nicht nebenan lief, hockte er hinter seinem Erzeuger. Dann kam der Führer, der beständig seine Augen überall hatte, und dann kamen die vier Reisenden, immer einer hinter dem andern. Der Tag wäre sehr lang geworden, hätte man nicht immer die Unruhe gehabt, rasch vorwärts zu kommen. War endlich der Ort des Nachtquartiers erreicht, so wurde man im Einreiten wieder etwas aufgeregt, weil alle Bewohner es wurden und zu Thür und Altan stürzten, die Fremdlinge zu schauen und zu besprechen. Vor einem Hause, das klein und unsauber wie die andern, wurde abgestiegen, ein kleines Schild mit kaum erkennbaren Buchstaben kündigte das Gasthaus an. Während die Maulthiertreiber die Thiere in den Stall zogen, stiegen wir eine schmale Steintreppe hinauf, an welcher sich oben ein paar enge dumpfe Stuben befanden. Da fühlte sich denn der ganze Mensch so mürbe und zerschlagen, daß man nicht mehr wußte, was Bein oder Fleisch sei, und es dauerte immer einige Zeit, bis der Hunger die Müdigkeit vertrieb, und gekostet wurde, was inzwischen aufgetischt war. Unser Führer, der treffliche Kochkünstler, ließ uns die ganze Reihe sizilianischer Gerichte durchmachen.

Bei dem Nachtisch endlich, und noch mehr zum Morgenfrühstück, öffneten sich die Schleusen des Gesprächs, und um so lebhafter, als sie Tags über verschlossen blieben. Meine Reisegefährten waren, wie gesagt, junge Männer aus der höheren preußischen Beamtenwelt, und so war ich wieder in altbekannter guter Gesellschaft, in welcher ich meine lange Referendariatszeit verbrachte, jene goldene Jugendzeit, in welcher so viel gedichtet und gearbeitet, und doch so wenig gethan wurde. Junge preußische Beamte sind ge-

bildete und geregelte Leute, und mir hatte mein guter Stern eine edle Auswahl zugeführt. Der Eine glänzte selbst auf jedem Maulthier als fester und schmucker Reiter. Des Zweiten redliches deutsches Herz ergrimmte beständig über Alles, was falsch und unsauber, und da er selbst rheinischer Gutsbesitzer, wurde ihm die sizilianische Wirthschaft recht einleuchtend. Der Dritte war unser kleiner hübscher Berliner, und entschieden — es wäre Sünde gewesen, daran zu zweifeln — der Gebildetste von uns Allen. Merkwürdig genug war bei uns von sizilianischen Dingen eigentlich am wenigsten die Rede, vielleicht weil sie zu einfach oder zu wenig einladend. Um so mehr pflügten unsere Ideen die kulturhistorischen Felder. Ist doch auch kein Boden der Welt von so vielen berühmten Völkern durchpflügt worden, als der sizilianische, und von keinem Boden sind so viele Völker fast spurlos wieder weggefegt. Ein Nachklang dieser sizilianischen Geschichtsnatur war auch in Göthe zurückgeblieben. Er hatte sonst während der Inselreise seine Gedanken bei Homers Nausikaa und bei der Mineralogie, er erwähnt nicht mit einer Silbe des Wunderdoms zu Monreale. Absegelnd von Palermo aber wirft er einen seekranken Rückblick auf Sizilien und sagt: „Wir hatten doch eigentlich Nichts gesehen, als durchaus eitle Bemühungen des Menschengeschlechts, sich gegen die Gewaltsamkeit der Natur, gegen die hämische Tücke der Zeit, und gegen den Groll ihrer eigenen feindseligen Spaltungen zu erhalten. Die Karthager Griechen und Römer und so viele nachfolgende Völkerschaften haben gebaut und zerstört.“ Es ist doch immer noch ein gutes Stück vom Leben dieser Völker uns übrig geblieben, soviel, daß ohne dieses Erbe die ganze Kultur der Gegenwart einen andern Zuschnitt hätte.

Unser erstes Nachtquartier nach Girgenti war Licata. Auf die vierzehn Miglien bis Palma hatten wir, weil Wege und heiße Luft so hinderlich, beinahe fünf Stunden gebraucht. Wir ließen aber das verrufene Nest auf seiner Höhe liegen und umzogen es, um Aufsehen zu vermeiden. In Licata dagegen waren wir schon, ehe Nachmittag zu Ende. Ein Begegniß zwei Stunden vorher hatte zu größerer Eile angeregt. Wir waren in eine gut angebaute Ebene gekommen, links zog graues Steingebirge, rechts eine lange Anhöhe, die vor dem Meere anstieg und mit Fruchtbäumen und dazwischen mit weißen Häuschen hübsch besetzt war. Da schien, als ich die Gegend mit Hülfe meines Feldstechers untersuchte, in der Ferne vor uns im hohen Korn sich etwas zu bewegen. Als wir zur Stelle kamen, wurde auf einmal das Feld lebendig. Eine Anzahl Männer, halb oder sonderbar gekleidet, ein Theil mit Flinten, kam auf uns zugeritten. Jeder dachte: im Augenblick geht der Tanz los. Auch der Führer gestand, ihm habe das Herz arg geklopft. Unsere Rettung lag, wie wir auch später erfuhren, bloß darin, daß zufällig nicht weit hinter uns andere Leute aus Licata kamen, von denen Einer oder der Andere der Beutelustigen sich gekannt wußte. Mit sauersüßer Miene zogen die Herren vorbei.

In Licata war Jahrmarkt, auf den Plätzen standen Leinwandbuden, die Straßen wimmelten von Volk. Die Männer trugen sammt und sonders weiße Zipfelmützen, und vom Pferde beschaut sahen mehrere Stellen von Weitem aus wie überwogt von weißen Mohnblumen. Unser Reisezug machte großes Aufsehen. Da meine Begleiter zum Schutz vor dem Sonnenglanz grüne Damenschleier trugen, im Gesicht aber Schnurrbärte, so geriethen die

Leute augenscheinlich in größte Zweifel. Eine Frau, die bei plötzlichem Umsehen uns erblickte, fing vor Schrecken an, sich mit dem Kreuzzeichen zu segnen. Später strich ich mit einem Gefährten umher, es gab aber wenig Erbauliches zu sehen. Die Budenreihen enthielten nur ärmlichen Tand. Nürnberger Spielwaaren, welche die kleinen Chinesen und Japaner entzücken, scheinen bis hierher nicht zu kommen. Wohl aber zeigten sich zahlreiche Kaffeehäuser, vor jedem saßen geistliche Herren in Menge, kühlendes Eis war nirgends zu haben. Unaufhörlich zog die Bürgerwehr mit Fahne Musik und Trommeln durch die Straßen, wie gewöhnlich von jämmerlichem Aussehen, und nur etwa vierzig Mann, die andern sollten wohl unterwegs abgefallen sein. Der Menschenschlag aber schien lichter und freundlicher, als zu Girgenti. Auch die Stadt, obwohl Licata nur zwölftausend Einwohner zählt, ist auffallend stattlich gebaut, hat breite Straßen und viele ansehnliche Häuser. An ihrem Ende stellt sich höchst malerisch und großartig die alte Meerburg dar. Aus lebendigem Felsen, umschäumt von der Brandung, ragen ihre verfallenen Zinnen und Bastionen empor.

Nach einer Nacht, die vom sizilianischen Ungemach doch zuviel vereinigte, brachen wir gegen sieben Uhr wieder auf. Die Bürgerwehr war mit Fahne und Musik schon wieder in Bewegung, diesmal liefen noch nicht zwanzig Flintenträger mit. Wir zogen am Salso, einem tiefen Flusse herauf, um die einzige Fähre zu suchen. Eine große Heerde Borstenvieh, das mit seinem zottigen schwarzen Haar in Sizilien viel manierlicher als bei uns aussieht, wurde in den Fluß getrieben, um schwimmend überzusetzen. Nun war es zum Lachen, wie die Grunzer vor dem Wasser zu-

rückschreckten, dann in die Tiefe purzelten und quiekend und gurgelnd das Schwimmen lernten. Auf der Reise ist es, wie auf der Jagd: man hat ein Auge für all dergleichen kleine Begegnisse. Auf der andern Seite zogen wir am Flusse wieder herab und hatten nun einen prächtigen Anblick. Die weißgraue Stadt erhob sich vor begrünter Anhöhe, auf ihrer Halbinsel zackte hoch auf Felsen die alte Burgruine, zu ihren Füßen mündete der Fluß bei einem zerstörten Steingebäude, und Alles war umgeben von schäumender rollender See. Was wäre Sizilien ohne das Meer! Wenn man nicht immer wieder zur schimmernden Küste hinabkäme, die Insel würde Einem nur als nacktes Feld- und Haideland im Andenken bleiben.

Lange Zeit ging der Zug auf der Höhe am Meere hin. Am Gestade erschienen wieder die verfallenden Wachtthürme. Die Felder waren, wie gewöhnlich, die ersten anderthalb Stunden von der Stadt fleißig, dann immer dürftiger bestellt, bis sich allmälig der Anbau in der Haide verlor. War uns schon viel seltsames Volk und Gesindel begegnet, so geschah es hier zahlreicher. Kein Bauer, welcher eine Ladung frisches Futter geholt hatte, der nicht seine Flinte neben sich. Nie zog Jemand, der bessere Kleidung trug, allein des Weges, es war immer eine kleine Reisegesellschaft beisammen. Auch wir hatten wiederholt halbe und ganze Tagreisen unbekannte Begleiter, die mit höflicher Hindeutung auf die herrschende Unsicherheit darum gebeten hatten. Oefter wiederholte sich folgendes Familienbild. Der Mann umfaßt mit beiden Händen von hinten den Leib der Frau, diese den Säugling, auf einem Kasten daneben sitzt ein Kind: das Alles hockt und hängt auf einem einzigen Esel. In der Ferne auf der offenen ein-

samen Haide wurde ein dunkler unruhiger Haufen sichtbar. Es waren junge Männer, mehrere beritten und bewaffnet. Sie kamen rasch auf uns zu, hielten dann aber in einiger Entfernung still, und ließen uns ruhig vorbeiziehen. Ohne Zweifel waren es Flüchtlinge, die sich der Aushebung widersetzten. Einige Zeit darauf zeigte sich ein seltener Anblick in diesem Lande. Es war eine alte schöne Ritterburg mit Thurm und ragenden Zinnen hoch auf dem Felsgestade, daran ein moderner Anbau von rothen Ziegeln mit weiter weißer Gartenmauer. Vorbei an diesem freundlichen und würdigen Landsitz ritten wir zum Strande hinab, wo uns bald wieder tiefe Einsamkeit am Meeresufer umfing. Seetang lag zu langen breiten Dämmen angeschwemmt. Tief im Sande, überrollt von weißem Wellengischt, steckten Schiffstrümmer. Es mußte ein Dampfschiff gewesen sein, das an der flachen Küste strandete. Auf den Holzstücken standen noch ein paar eiserne Stangen von der Verdeckranfte, Keiner holte sie hier weg. Eine Stunde später erschien wieder ein größerer Zug Bewaffneter, die Maulthiere waren hoch bepackt, und die langen Flintenläufe glänzten in der Sonne entlang der leuchtenden Brandung. Es waren vornehme Sizilianer mit Dienerschaft, ein malerischer Reisezug.

An diesem wie am vorigen Tag machten wir im Freien Mittag, gestern zwischen Büschen am Flußufer, heute im versteckten Thalgrunde. Der Nachmittag führte meist durch stille blumige Haide. Noch zwischen den höchsten Felszacken hingen Rosenbüsche nieder und gelb wogende Blüthen. Einmal war die ganze Hochebene voll weißer wohlriechender Blumen, die ich nicht kannte, sie erschienen wie unabsehliche Felder von kleinen Weißrosen. Hier konnten noch immer, wie

Diodor berichtet, Jagdhunde vor Blumengeruch des Wildes Fährte verlieren. In diesen verlassenen Strichen ist alle Pflanzenwelt wild geworden.

Rings um Terranova breiteten sich dagegen reiche Fruchtgärten. Im tiefen Lande zogen wir zwischen Cactus- und Aloehecken, die ich nirgends so mächtig gefunden. Aus den Agaven stiegen die riesigen Blüthenstangen gerade so empor, als wüchse hier der Spargel zwölf bis fünfzehn Fuß hoch. Die Stadt Terranova, auf welche sich diese fremdartige Allee endlich öffnete, sieht noch gefälliger und belebter aus, als Licata. Kaiser Friedrich war es, der auf der Stätte, wo im Alterthum Gelas Ruhm blühte, wo die Bürger mit Feierkränzen um das Sterbebette des erhabenen Greises Aeschylus standen, die „neue Stadt" anlegte. Vom einst so reichen Gela sieht man nichts mehr, als verwitternde Trümmer, zwischen denen noch eine halb gebrochene Säule steht. Wir trafen einen Engländer im Gasthofe, der seit Monaten sich hier aufhielt, um Alterthümern nachzugraben. Er wollte nicht viel gefunden haben.

Terranova rühmt sich der schönsten Frauen in Sizilien. Trapani nimmt eifersüchtig diesen Ruhm für sich allein in Anspruch. Diese Südländer könnten noch jeden Augenblick über die Frage, welche Stadt mit der Krone der Frauenschönheit geschmückt sei, blutig an einander gerathen. Wirklich sahen wir in Terranova eine Menge hübscher oder doch wohlgebildeter Frauen. Auch ohne sie hätten wir am freundlichen Wesen, am schönen Wuchs und hellerer Kleidung der Leute gleich gemerkt, daß wir das Land halber Mauren hinter uns hatten. Im Mittelpunkte Siziliens, in Castro Giovanni und Caltanisetta, wohnt ein Volk mit blankem Haar und blauem Auge, frischen und fröhlichen

Muthes. Diese Abkömmlinge von Germanen verbreiten sich von dort den Salso hinunter nach Licata, und die Zuflüsse des Simetto hinunter bis über das Aetnagebiet. Die langgestreckte Westhälfte der Insel, einst das Punierland, war auch am meisten mit Arabern besetzt: deshalb ist dort das Volk noch heutzutage, ein paar Küstenstädte mit jüngerer Ansiedlung abgerechnet, so düster in Miene und Kleidung, so klein und lotterig in allem Thun, und zugleich sind auf der Westhälfte der Insel die Verbrechen dreimal zahlreicher, als auf der gebildeteren Osthälfte. Man hat jene Reste arabischer Natur klar vor Augen: gleichwohl soll jeder alte Oelbaum, dessen silbergraue Blätter über gebeugte tiefgefurchte Aeste niederhängen, von ritterlichen Arabern gepflanzt sein. Das Volk will einmal poetische Bilder in der Seele haben, und Alles funkelt in seinem Andenken, was vom Orient herstammt, der einst die Wiege unserer Kultur war, und jetzt so öde starr und schmutzig geworden.

XVII.

Chiaromonte und Palazzuolo.

Am Morgen durchritten wir den Fluß hinter Terra-nova, der gleichen Namen führt. Er sah höchst erbärmlich aus, wie ein alter abgehärmter Mann, der im Scheiden liegt. In Regenzeiten aber schwellen diese tiefeingefurchten Rinnsale rasch bis zum Rande an mit wild strömendem Wasser. Dann sammeln sich Wagen und Maulthiere da, wo der Fluß die Straße unterbricht, an seinen Ufern, und warten Tag um Tag, bis das Berggewässer soweit abgeflossen, daß man es wagen kann überzusetzen. Denn von Brücken ist Fluß auf Fluß ab nichts mehr zu sehen.

Unser Pfad führte jetzt landeinwärts, um die breite Südecke von Sizilien zu durchschneiden. Haide folgte auf Haide, nacktes Gebirge auf nacktes Gebirge. Unsäglich wüst und öde war dieser Landstrich, selbst Viehheerden erschienen nur ganz selten. Eine Wegstunde nach der andern wurde schweigend und langsam durchmessen, und kein

anderes lebendes Wesen ließ sich blicken, als Vögel in der Luft, und Eidechsen, die über den Weg schlüpften. Viele Landstriche traurigen Anblicks hatten wir schon gesehen: dieser war der verlassenste. Und doch schien der Boden keineswegs überall unfruchtbar, öfter kamen weite Strecken, wo wilde Blüthen und Unkrautwucher anzeigten, daß Erdkrume genug vorhanden.

Das wird noch lange nicht besser werden. Noch Jahrzehnte wird es dauern, bis Sizilien wieder ein blühendes Aussehen gewinnt, das Land ist zu sehr heruntergekommen, und die Arbeit, es wieder in die Höhe zu bringen, ist eine gewaltige. Noch lange wird deshalb der einsame Maulthierzug über menschenleere Haiden und Höhen ziehen, und der Reisende, will er nicht wie ein Klausner leben, genöthigt sein, Speisevorrath von der Küste in's Innere mitzunehmen. Auch unserer Körbe Inhalt war durchaus nicht mehr appetitlich. Die Kartoffeln, die man einmal für Leckerbissen der Fremden hält und eigentlich nur für diese baut, waren eingeschrumpft, der Kaffee matt geworden, die Butter ranzig. Die zehntausend Einwohner von Terranova konnten uns diese Dinge nicht ersetzen, allein es war bei ihnen auch weder Fisch noch Fleisch aufzutreiben. Unterwegs begegnete uns eine Art von Jäger. Agniello der Führer machte sich rasch an ihn, und hob triumphirend empor, was er aus der Jagdtasche erhandelt hatte. Es waren freilich nur fünf wilde Kaninchen, jedoch ein gesuchtes Essen in diesem Lande, wo an Hochwild gar nicht zu denken, und die niedere Jagd meistens nicht der Rede werth. Mit Wachteln und Wassergevögel muß sich die Waidlust begnügen.

Dagegen kann der Schütze in prachtvollen und gast-

freien Klöstern, wie wir eines in Biscari trafen, sich am guten Weine laben: er erfrischt zwar wenig, stärkt aber. Von der Stadthöhe muß sich weite herrliche Aussicht öffnen. Die Luft schien einen Augenblick klarer zu werden, daß man umher blicken konnte. Gleich füllten sich mit Schimmer und Farben die Höhenzüge, die in der Nähe geschaut so unwirthliche Einöden. Muß denn die Natur immer dann recht malerisch werden, wenn sie verfällt und ein Hauch von Wehmuth darüber schwebt!

Der Weg von Biscari nach Palazzuolo wird mir wohl im Gedächtniß bleiben. Oefter habe ich schon Etwas ausgestanden auf Reisen und Jagden in menschenleeren Gegenden, dieses sizilianische Stück gehört in die erste Reihe. Wir waren wieder auf den Gebirgshaiden, und der Scirocco, unter welchem ganz Italien in diesem schönen Monat Mai der Athem ausgehen wollte, that nochmal sein Bestes. Wenn starker Scirocco weht, ist der Himmel bleigrau, Land und Meer sind erfüllt von leichtem Nebeldunst, und die Luft bewegt wie von heißen Wellen. Zwischendurch fühlt man sich an Gesicht und Händen wie von versengender Gluth angeleckt: diese Empfindung geht rasch vorüber, kommt aber nach einigen Minuten wieder. Es ist, als wenn unsichtbar kleine glühende Ballen in der Luft wirbelten. Nun mußte sich auch wohl mein Maulthier etwas angesengt fühlen, seine Neigung, sich auf dem Rücken zu wälzen, wurde unbezwinglich. Immer darauf zu achten, war aber höchst unangenehm, und als das Thier zum dritten- oder viertenmal seine Mucken bekam, schlug ich es wohl zu hart zwischen die Ohren. Da aber, als führe der Böse hinein, stürzte es im tollsten Rennen zwischen Gestein und Büsche. Das

elende Sattelzeug brach, und die nächste Felsecke riß mich blutig und zu Boden. Unser Reisezug war schon weit voran, ein Glück, daß Nino zufällig das leer umherlaufende Thier erblickte. Er half mir wieder auf, mein Bein, das schon längst in schlechter Verfassung, war übel zugerichtet. Als auf des Burschen Zetergeschrei endlich auch der Führer zurück kam, wurde ich auf ein anderes Pferd gehoben. Mühsam hielt ich mich in Sattel. Aber nun kamen erst recht die schauerlichen Maulthiersteige, bergauf, bergab. Hinauf mußte man reiten im tiefen Gerinn und Gerölle von Bächen, die das Gestein ausgeglättet und zu Zeiten sich recht hübsch eingewühlt hatten, in der Höhe starrten die Klippen weißen Kalksteins, und war man hinüber, führte auf der andern Seite der Weg hinunter über nackte glitschige Steinflächen. War einmal, was hier schon für ein mächtiges Werk gilt, an gar zu steilen Hängen ein Knüppeldamm angelegt, so wurde das Reiten noch qualvoller: denn wo Knüppel liegen sollten, da gab es senkrechte Höhlungen, und wollte man zur Seite, waren die Löcher noch tiefer.

Endlich zeigte sich Chiaromonte auf seinem Steinkegel, hoch in der Luft hing die Stadt wie angenagelt. Mit Schrecken sah ich an der steinigen Höhe hinauf. Doch man leistet auf Reisen immer mehr, als man sich zutraut: ich kam oben an und hoffte im Kapuzinerkloster, wo einst König Ludwig übernachtete, gute Pflege zu finden. „Piemontesi," hieß es, „Piemontesi!" Das Kloster lag voll Soldaten, und wir mußten wieder ein schlechtes Wirthshaus aufsuchen. Dessen Leute aber empfingen uns freundlich und hülfreich, mochten auch ihre Wände vielleicht in Kaiser Friedrichs Zeiten zum letztenmal geweißt sein. Welche

liebliche Nacht ich nun auf der Höhe des „Hellbergs" verbrachte, kann sich Jeder denken. Das Qualvollste waren die Opernliedchen, welche irgend ein kunstsinniger Piemontese auf der Orgel der nahen Klosterkirche versuchte. Die feierlichen Orgeltöne wurden schändlich mißhandelt, und das dauerte bis in die späte Nacht. Da kam noch einmal die Polizei, unsere Pässe zu untersuchen. Außer in Chiaromonte und bei dem Anlanden in Palermo ist mir jedoch der Paß in Sizilien niemals abgefordert.

Unser Führer hatte als den Ort, wo die Unsicherheit aufhöre, erst Terranova, dann Chiaromonte bezeichnet. Als er aber von seinen heimlichen Abendgängen zurück kam, dehnte er die verrufene Gegend noch bis Palazzuolo aus, welches auf halbem Weg nach Syrakus belegen ist. Um dorthin zu kommen, mußten wir über die Schneide des Gebirgszuges, der Siziliens Südecke einnimmt. Die Wege waren also grauenhaft. Hoch hinauf und wieder tief hinab zogen die Steige, und Alles war wild und steinig und öde. Der Himmel aber begann endlich wieder blau und klar zu werden, es hatte in der Nacht etwas geregnet. Wir trafen im Gebirge einen Kapuziner, der mit einer Frau und einem Manne eifrig an der Wäsche arbeitete. Er hatte sich hoch aufgeschürzt, und sein Unterkleid sah noch schlimmer aus als das obere. Man zieht hier in die Berge und sucht reines Wasser, wo es tief genug ist, zur Wäsche. Dergleichen Arbeit hatten wir öfter in der einsamsten Wildniß gesehen. Später kam ein wahres Alpenbild. Heerden auf Heerden zogen auf's Gebirge, Ochsen und Rinder mit weit ausgeschweiften Hörnern, Trupps von Eseln und Maulthieren, unabsehbare Züge brauner Ziegen, durchgehends prächtiges Vieh, noch

prächtiger die Hirten. Es waren schlanke kräftige schön bebartete Männer, alle zu Pferde, jeder trug die lange Flinte quer auf dem Sattelknopf. Bei jedem Zuge waren ein paar Thiere beladen mit Kesseln Decken und allerlei Geräth. Wo aber blieben die schmucken Alpenmädchen, die Blumenkränze, das Jubeln und die Fröhlichkeit, welche bei uns Sitte, wenn's im Frühjahr auf die Alp geht? In Sizilien folgten den Heerden nur schweigende und bewaffnete Männer.

Doch nun muß ich eines Anblicks erwähnen, der so groß und erhaben, so unverlöschlich, als die trauernden Trümmer der Riesentempel in ihrer unsäglichen Schönheit und Verlassenheit. Als die erste Höhe erstiegen war, stand vor uns der Aetna in weißer Majestät. So hoch ragte er über allem Gebirge, daß es wie niedrige Höhen erschien und der Aetna als der einzige Berg. Der Schnee ging tief bis zu seinem Waldgürtel herab, und der stille feierliche Glanz dieses ungeheuren Schneebergs war mit Nichts zu vergleichen. Da wir noch drei bis vier Tagreisen von ihm entfernt, erhoben sich seine Umrisse vor der reinen Himmelsbläue wie der regelmäßigste Kegel. Jedesmal wenn wir uns aus einer Tiefe wieder emporarbeiteten, verlangte die Seele von Neuem darnach, diese wunderbare reine Größe zu schauen. Als ob heller feierlicher Gesang über all die Höhen und Thäler durch die Lüfte wallte, so war mir den ganzen Tag zu Sinne.

Bald nach Mittag wurde Palazzuolo erreicht. Wir hatten zu den zwölf Miglien von Chiaromonte hierher beinahe sechs Stunden gebraucht. Ein weißer schmaler Streifen schlängelte sich vor der Stadt dahin, richtig! es

war eine schön gebahnte Straße. Der erste Gedanke, die erste Frage: „Geht diese Straße auch nach Syrakus?“ Das Ja auf diese Frage tönte wie Himmelsklang, ich erklärte dem Führer, keinen Schritt würde ich weiter reiten, er solle mir einen Wagen von Syrakus schicken. Die Gefährten waren ebenfalls völligst reitensmüde, und der Führer ging aus, ob er einen Wagen auftreibe. Es konnte sich nicht besser treffen, der Baumeister der Straße, Vizepräsident der Handelskammer von Syrakus, war in Palazzuolo und stellte uns höflichst seinen Wagen zur Verfügung. Sofort wurden Antonio und Nino mit ihren Maulthieren nach Palermo zurückgeschickt. Die ehrlichen Leute trennten sich von uns unter Segenswünschen. Seit Palermo hatte mir nichts in Sizilien so gut geschmeckt, als unser Mittagsmahl in Palazzuolo. Zuvor aber ereignete sich eine kleine Geschichte, die ich am Ende wohl erzählen darf, weil sie diese südlichen Naturkinder kennzeichnet.

Man hob mich vor der Herberge mühsam vom Pferde: kaum sah das die hübsche Wirthin, als sie ihren Säugling der Magd gab, herzusprang, mich in ihren Armen auffing, und unterstützt von ihrem Manne auf ein Lager schleppte. Nun sollte auf meine Wunde am Schenkel ein warmer Umschlag von Malven und Lattich. Sehr bald kamen die beiden Frauen damit an. Der Führer fragte, ob das Pflaster auch recht weich und schmeidig? Gleich that die Wirthin etwas Milch aus ihrem Busen darauf und strich es zurecht. Man denke sich unser Staunen und das schwer unterdrückte Gelächter meiner jungen Assessoren. Allein meine Verlegenheit sollte noch größer werden. Die Frauen wollten mir den Verband anlegen, und als ich —

[illegible] schön
[illegible] zog die lange
[illegible] waren
[illegible] und allerlei
[illegible] Sennmädchen,
[illegible] welche
[illegible] geht?
[illegible] und be-
[illegible]

[illegible], der so
[illegible] dauernden
[illegible] Schönheit
[illegible] war,
[illegible] Majestät. So hoch
[illegible] wie niedrige Höhen
[illegible] Berg. Der Schnee
[illegible], und der stille
[illegible] Schneebergs war mit
[illegible] bis vier Tag-
[illegible] sich seine Umrisse vor
[illegible] regelmäßigste Kegel.
[illegible] einer Tiefe wieder empor-
[illegible] Neuem darnach, diese
[illegible]. Als ob heller feier-
[illegible] Höhen und Thäler durch die
[illegible] ganzen Tag in [illegible]

[illegible]

war eine schön gebahnte Straße. Der erste Gedanke, die erste Frage: „Geht diese Straße auch nach Syrakus?“ Das Ja auf diese Frage tönte wie Himmelsklang, ich erklärte dem Führer, keinen Schritt würde ich weiter reiten, er solle mir einen Wagen von Syrakus schicken. Die Gefährten waren ebenfalls völligst reitensmüde, und der Führer ging aus, ob er einen Wagen auftreibe. Es konnte sich nicht besser treffen, der Baumeister der Straße, Vizepräsident der Handelskammer von Syrakus, war in Palazzuolo und stellte uns höflichst seinen Wagen zur Verfügung. Sofort wurden Antonio und Nino mit ihren Maulthieren nach Palermo zurückgeschickt. Die ehrlichen Leute trennten sich von uns unter Segenswünschen. Seit Palermo hatte mir nichts in Sizilien so gut geschmeckt, als unser Mittagsmahl in Palazzuolo. Zuvor aber ereignete sich eine kleine Geschichte, die ich am Ende wohl erzählen darf, weil sie diese südlichen Naturkinder kennzeichnet.

Man hob mich vor der Herberge mühsam vom Pferde: kaum sah das die hübsche Wirthin, als sie ihren Säugling der Magd gab, herzusprang, mich in ihren Armen auffing, und unte[illegible] von [illegible] Manne auf ein Lager schleppte. [illegible] [illegible]unde am Schenkel ein warmer [illegible] [illegible] Lattich. Sehr bald kamen [illegible] [illegible] Der Führer fragte, ob das [illegible] [illegible] ich that die [illegible] und strich [illegible] und das [illegible] Assessoren. [illegible] werden. Die [illegible] und als ich —

denn die Wunde war doch ein Bischen oben — mich heftig weigerte, gingen sie betreten zurück. Sie konnten mein Abwehren einer Hülfe nicht begreifen, die ihnen doch so natürlich erschien. Kaum sahen sie aber mein Ungeschick, so waren ihre Hände doch dazwischen, und vollzogen die samaritanische That mit dem liebenswürdigsten Talent. Der Herr Wirth aber stand unbefangen dabei und hielt das Kind.

Als wir uns zur Abfahrt anschickten, erklärte der Führer die Reise nunmehr für sicher. Lautes Gelächter war die Antwort; denn jetzt erschien uns Alles, womit man die Gefahren des Wegs bisher erhöht hatte, doch sehr übertrieben. Wir waren überall glücklich durchgekommen, kein Mensch hatte uns nach unserer Börse gegriffen, Keiner uns Rock und Stiefel ausgezogen. Ich glaube auch, ein Fremder könnte noch jetzt, wo die Zustände sich verschlimmert haben, das Innere Siziliens ohne ernstliche Gefahr durchreisen, vorausgesetzt, daß er ein wenig vorsichtig ist, und vor Allem, daß er einen guten Führer hat. Auf den Letzteren kommt Alles an. Er muß rasch und geschickt sein, Land und Wege kennen, dabei sich überall fleißig umhören. Zu dem Ende muß er in jeder Gegend persönliche Bekanntschaft haben, oder sie leicht zu machen wissen. Das ganze Geheimniß besteht darin, daß man am Ort des Nachtquartiers sich vergewissert, wie es in der Nachbarschaft steht, und wo etwa Banden streifen, und daß man andern Tags in eine bestimmte Gegend zu der Stunde eintritt, wo die Gefährlichen wahrscheinlich nicht da sind. Manchmal wird deshalb ein kleiner Umweg nöthig, an einem Orte geht es langsam, am andern desto schneller vorwärts. Es ist nicht gut, Morgens früher aufzubrechen,

als bis Leute im Felde und auf der Straße sind, und jedenfalls muß man seine Abendcigarre längst im Nachtquartier geraucht haben, wenn die Dämmerung beginnt. Gewöhnlich zieht sich der Weg in breiten Thalmulden oder doch in Ebenen, an deren beiden Seiten sich Anhöhen erheben. Da läßt sich weit umherschauen. Bedenklicher wird es, wenn man zwischen Hügel und Thalgründe, oder auf den feuchten Sand kommt, den die Wellen bespülen, während auf der andern Seite Felswände oder Dünen jeden Blick vom und zum Lande abschneiden. Ging es über die Hochküste wieder in's Land oder sonst über Berg und Hügel in die nächste Vertiefung, so eilte unser Zug, rasch darüber wegzukommen. Denn auf solchen freien Höhen zeichnet sich Alles schärfer in der Luft ab, und man kann daher weithin gesehen werden. Leicht möglich, ja es schien uns gewiß, daß unser Führer seine persönlichen Bekanntschaften benützte, um mit Leuten, die ihrer Neigung zum Wegelagern wegen gefürchtet, oder mit deren Freunden, freundliche Rücksprache zu nehmen: denn Unheil, das uns getroffen hätte, wäre auch sein Schaden gewesen.

XVII.

Aus der Araber Zeit.

Syrakus! Wer hörte nicht schon in der Schule von Archimedes, der mit seinen Brennspiegeln, wie erzählt wird, die Belagerungsschiffe der Römer verbrannte! Wer wurde nicht den alten Syrakusanern in der Seele gut, daß sie ihren Feinden, den gefangenen Athenern, das Leben schenkten, als diese ihnen so schöne Verse aus dem Euripides deklamirten! Zu den weltberühmten Belagerungen von Syrakus durch die Athener und Römer kam im Alterthum eine dritte durch die Punier. Diese konnten ebensowenig, als die Athener, den Heldenmuth der großen Weltstadt bezwingen, in deren Mauern erst nach dreijähriger Belagerung die Römer einbrachen. In der christlichen Zeit hat Syrakus zwei große arabische Belagerungen erlebt. Beidemal glänzte wieder der Heldenmuth seiner Bewohner im höchsten Lichte, gleichsam als wäre diese Tugend an diese Stätte gebannt, obgleich Syrakus eine üppige Großstadt war, in welcher

sich einst fast anderthalb Millionen Menschen griechischer Lust und Bildung erfreuten. Sang doch auch Pindar:

O Syrakusä, große Stadt,
Des Ares Heiligthum,
Der im Gewühle der Schlacht weilt,
Erzliebender Männer und Rosse
Göttliche Pflegerin!

Die letzte Belagerung durch die Araber ist am wenigsten bekannt; ihrem unseligen Ausgang aber verdanken wir die weiten Trümmerfelder, die als ein trüber verschwimmender Schattenriß der weiten Riesenstadt übrig geblieben.

Ehe wir aber von dieser Belagerung erzählen, ist es nöthig, etwas von den Byzantinern zu sagen, von deren Art und Wesen nicht wenig in Sizilien einwurzelte, und unter deren Herrschaft Syrakus zum zweitenmal die herrschende Hauptstadt der Insel und Unteritaliens war.

Als die Römerwelt zusammenbrach, blieb Sizilien lange Zeit von dem Gewoge der Völkerwanderung verschont. Als aber die Vandalen ihr afrikanisches Reich gründeten, setzten sie alsbald nach der lockenden großen Insel über. Sechs Jahre später mußten sie Sizilien an Odoaker abtreten. Dieser, noch mehr sein Besieger, der große Ostgothe Theodorich, schaffte wieder einigermaßen Ruhe für Handel und Wandel. Während aber die Ostgothen auf die entlegene Insel nur geringe Kraft verwendeten, suchte der Papst die herrenlose sich anzueignen. Weite Landstrecken wurden St. Peters Erbgut einverleibt, und die Bebauung der Waizenstrecken, die Anlage großer Stutereien, der Handel nach Afrika wieder von Rom aus betrieben. Der Papst weihte als Siziliens Metropolit die Bischöfe, berief sie zweimal im Jahre nach Rom zum Konzil, und

übte selbst die Kirchenzucht über ganz Sizilien. Ihm aber, wie dem sizilianischen Volke selbst, blieben die arianischen Gothen verhaßt, und sobald Belisar das Vandalenreich in Afrika gestürzt hatte, ging er mit siegreicher Flotte nach Sizilien. Das Volk sprach noch griechisch, und leichter Mühe fiel es dem Kaiser Justinian zu. Nur Palermo leistete Widerstand, die Gothen hatten die Stadt von der Landseite unüberwindlich gemacht. Belisar aber brach mit seinen Schiffen in den Hafen ein und legte sich dicht vor die Mauer, denn seine Mastbäume hatte er mit Bogenschützen besetzt. Ihr mörderischer Pfeilregen fegte die Mauern rein, und die Stadt war gewonnen. Vergebens nahm Totilas noch einmal die Insel ein. Seit 551 gehörte sie beinahe drei Jahrhunderte lang, wie einst zum griechischen, jetzt zum byzantinischen Gebiete. Wieder strömte griechische Sprache und Sitte herüber. Byzantinische Kunst in ihrer ganzen Breite und Strenge setzte sich in Sizilien fest. Selbst dessen Kirche wurde schließlich von Rom ab und zur griechischen gezogen, als Kaiser und Patriarch zu Konstantinopel sich wider den Papst stellten.

Die Prätoren, welche jetzt der Kaiser vom Bosphorus herschickte, suchten sich auf gut römische Art Reichthümer zu machen. Sie verkauften die Aemter, und die Unsittlichkeit der griechischen Beamten drang in die Städte und Klöster ein. Die Verwaltung war schlecht, und dennoch hatte sie ihr Gutes. Wenn sie nur Steuergelder nach Konstantinopel schickten, so ließ der Kaiser den Prätoren freie Hand. Sizilien hatte also an ihnen eine Art von Vizekönigen, die des Landes selbsteigene Interessen eher förderten als lähmten. Auch für die Gemeinden galt der Grundsatz der Selbstregierung. Die Vermögenden wählten

mit dem Bischof die Gemeindebeamten, und diese übten die niedere Gerichtsbarkeit selbst. Besonders belebend aber wirkte der Aufschwung des Handels. Die großen Handelsstädte in Afrika Oberitalien und Frankreich hatten sich von den Schlägen, die sie in der Völkerwanderung erlitten, noch nicht wiederholt, daher fiel der Handel im Mittelmeer hauptsächlich den Städten in Sizilien wie in Unteritalien zu. Insbesondere hob sich das alte berühmte Syrakus wieder zu großem Volk und Reichthum: die ganze Ostseite Siziliens, welche nach dem Orient hinschaut, fühlte wieder den wohlthätigen Einfluß des Welthandels, der auch die Afrika zugewandte Südseite wieder belebte.

Allein weit hinten in den arabischen Wüsten ballten sich dunkle Wolken zusammen, welche der Christenheit schreckliche verheerende Gewitter bringen sollten. Die arabischen Beduinen, angefeuert durch den Heldengeist und die wüthenden Ergüsse ihres Propheten, sammelten sich, und brachen in wilden Schaaren über Syrien und Aegypten herein, auch Cypern Rhodus und die Cykladen fielen in ihre Hände. Schon flogen nach Sizilien, der stets empfindlich zitternden Spitze unsers Welttheils, die Lanzen mit dem Pferdehaarbüschel. Diese Insel war das erste unter den europäischen Ländern, welches die Bekanntschaft der Araber machen mußte. Vorübergehend setzten sie sich an seinem Rande fest, wandten sich dann aber nach Afrika, um erst all seine christlichen Küstenlande bis nach Spanien hin, und zuletzt dieses selbst zu erobern. Schwer empfand Sizilien die Nachwirkung dieser unheilvollen Ereignisse. Korsarenschiffe umschwärmten seine Meere und fingen die Schiffe weg. Der Handel nach Afrika ließ im selben Grade nach, als die Nordküste von Afrika mehr und mehr aus

der lebendigen Kulturströmung hinaus und auf's Trockne gerieth. Als der Wüstensand ungehemmt in die afrikanischen Städte wehte, als er unter seinen todten Wellen die Straßen und Plätze begrub, welche noch die streitende junge Kraft des Christenthums gesehen: da bröckelte auch langsam zusammen, was von Städten und Ortschaften der sizilischen Südküste im Meere wiederglänzte.

Unglücklicher Weise mußten zur selben Zeit, als die arabische Gefahr näher drohte, die Gemüther der Sizilianer sich wider ihre byzantinischen Herrscher empören. Kaiser Konstanz, ein abenteuerlicher Fürst, faßte den Gedanken, das alte Römerreich zu erneuern, und kam nach Rom, dorthin wieder den Sitz der Herrschaft zu verlegen. Denn noch immer durfte der oströmische Kaiser Italien als ein Land betrachten, das ihm von Rechtswegen gehöre. Weil ihm aber in Rom die Nähe der Longobarden zu drohend erschien, nahm er, was noch von silbernen und goldenen Götter- und Heiligenbildern in Rom zu finden war, ging im Jahre 563 nach Syrakus, und machte diese zweitberühmte Stadt im Westen zu seiner Residenz. Nun hatten die Sizilianer ihren Kaiser in ihrer Mitte, aber es war einer, der vom Teufel des Geizes und der Habsucht besessen war. Was Gold und goldeswerth war, das wußte er zu finden und zu fassen. Seine Hofbeamten folgten seinem Beispiel: das seidene byzantiner Gesindel, das mit prunkenden Gewändern und Redensarten einherging, warf sich hungrig auf Sizilien, und die Erpressungen stiegen in's Unerhörte. Fünf Jahre lang ertrugen die Sizilianer diese Geißel: da aber ergrimmten sie, und unwiderstehlich griff der Gedanke um sich, um jeden Preis müsse man der Byzantiner los werden. Eine Verschwörung entstand, und Graf Mezentius,

der von Geburt ein Armenier Mizig war, stellte sich an die Spitze. Der Sohn eines andern vornehmen Hofherrn übernahm es, den Kaiser, bei dem er als Kammerjunker Dienste leistete, aus der Welt zu schaffen. Als eines Morgens Konstanz im Bade saß, goß Jener ihm erst das heiße Wasser über den Leib, schlug ihn dann mit dem Eimer auf den Schädel, bis er genug hatte, und ließ ihn liegen. Lange wartete die Leibwache, daß der Herrscher aus dem Bad komme, endlich fand man ihn todt im Wasser und Blut. Mezentius wurde zum Kaiser ausgerufen, ein großer Theil des Volkes fiel ihm zu. Wirklich dauerte seine Herrlichkeit über ein Jahr. Dann aber kam der Sohn des Erschlagenen aus Konstantinopel, trieb die Aufständischen zu Paaren und hielt Gericht. Kaum aber hatte er Sizilien mit seiner Flotte verlassen, als die sarazenische in Sicht kam. Denn schon waren von den Aufständischen die Sarazenen herbeigerufen, sie drangen in Syrakus ein, richteten ein großes Blutbad an und raubten ungeheure Schätze zusammen. Unter diesen befanden sich auch die goldenen und silbernen Götter- und Heiligenbilder, welche Konstanz aus Rom weggeführt hatte. Die Sarazenen schickten sie an den großen Kalifen in Bagdad: dieser verkaufte sie um hohen Preis nach Indien, und dort haben sie vielleicht mit Zierrathen und Zusätzen noch in manchem Brama- und Buddhatempel ausgestanden.

Nun behaupteten zwar die Byzantiner Sizilien noch hundert und fünfzig Jahre lang, und ließen rings um die Insel Wachtthürme bauen: allein sie blieb ein unsicheres Besitzthum. Die Araber plünderten an den Küsten, und die Sizilianer konnten ihrer Erbitterung gegen die Byzantiner nicht mehr Herr werden. Wie gewaltig blühte das

Frankenreich empor, und mit welch armseligen Dingen beschäftigte man sich im Kaiserpalast zu Konstantinopel! Man steigerte die Kopfsteuer der Sizilianer, weil sie im Bilderstreit die Statuen nicht aus den Kirchen warfen. Hundertmal mehr, als durch Tüchtigkeit von Fürsten und Feldherren, wurde das byzantinische Reich zusammengehalten durch den uralten Glanz des römischen Kaisernamens, der die Ungläubigen schreckte, und durch die ererbten Reichthümer, aus denen man Heere und Flotten rüstete. Ein griechischer Christ sollte endlich die Sarazenen als Herren nach Sizilien führen.

Dies war Eufemios, ein kühner trotziger Charakter, wie ihn die wilden Raubzüge jener Zeit großzogen. Als Admiral der sizilianischen Flotte hatte er mit Geschick und Erfolg wider die Sarazenen gekreuzt, ihre Schiffe vom Meere gefegt, in ihre Küstenstädte Feuer geworfen, und war der Abgott der Matrosen und Soldaten. Nun fiel er in Leidenschaft für eine junge Syrakusanerin, Omoniza mit Namen, und man mußte sie ihm zur Gemahlin versprechen. Ihre Brüder aber, welche den Uebermüthigen haßten, verlobten sie in der Stille einem Andern, und brachten sie einstweilen in ein Kloster. Da kam Eufemios des Nachts mit seinen Soldaten, umstellte die heiligen Mauern, erstieg die Zelle seiner Geliebten und raubte sie. Die Brüder gingen nach Konstantinopel und forderten Rache für den Kirchenfrevel. Es befahl der Kaiser dem Gefürchteten, vor ihm zu erscheinen und sich zu verantworten: auf der Stelle erhob er Aufruhr und bemächtigte sich der Stadt Syrakus. Der Prätor verlor im Gefechte Sieg und Leben, und Eufemios ließ sich zum Kaiser von Sizilien ausrufen.

Allein nicht alle seine Soldaten waren Sizilianer. Jene trennten sich von Eufemios Anhängern, und vertrieben ihn endlich aus Syrakus. Jetzt begab er sich zu den Sarazenen nach Kairowan, und verlangte Heer und Flotte: er wolle Sizilien für sie erobern und regieren. Das war den Arabern neu; ganz Sizilien zu gewinnen, diesen Gedanken hatten sie noch nicht gefaßt. Hin und her beriethen sie, endlich gab der greise Kadi Ased ben Forat den Ausschlag und erklärte, er selbst übernehme den Oberbefehl. Abenteurer aus Aegypten Syrien Afrika, selbst aus Persien und Spanien, strömten herbei. Eine Flotte mit 10,000 Mann Fußsoldaten und 700 Reitern, sämmtlich kriegsharte Gesellen, verließ den Hafen von Susa, und landete im Jahre 827 bei Mazzara. Hier stieß die sizilianische Reiterei zu ihnen. Unter Eufemios Anführung wurde der neue Prätor in blutiger Schlacht auf das Haupt geschlagen, und Alle gingen auf Syrakus los, das sie zu Lande und zu Wasser umschlossen. Die Einwohner wollten sich an Eufemios ergeben, wenn man ihnen Leben Religion und Besitz verbürge: Ased ging darauf ein, sein wildes Kriegsvolk aber lechzte nach Plünderung der vielreichen Stadt. Da erhoben sich die Syrakusaner zu ihrem alten Heldenmuthe. Ein Jahr lang vereitelten sie Alles, was der Feind versuchte, Pest und Seuchen brachen im Lager der Araber aus, und zuletzt kam eine griechische Flotte und schloß die feindliche im Hafen ein. Nun konnten sich die Afrikaner nicht mehr halten, sie verbrannten selbst ihre Schiffe, und zogen sich, von Eufemios geführt, in's Innere des Landes zurück, — denselben Weg, den die punischen Afrikaner zogen, als auch ihr Heer vor Syrakus den Seuchen und der Tapferkeit der Einwohner erlegen war. Die Araber

befestigten sich in Mineo, und Girgenti fiel in ihre Hände. Eufemios aber ließ sich von angeblichen Freunden in Hinterhalt locken und wurde erschlagen. Das kaiserliche Heer rückte heran und schloß die Araber in Mineo ein. Sie wären vernichtet, hätten nicht Muselmannen aus Spanien, die auf Raubzüge ausgesegelt waren, ihnen in der Noth Hülfe gebracht. Es nahmen die Araber den Angriff wieder auf, eroberten 831 Messina, bald auch Palermo, und bemächtigten sich, schrittweise vordringend, des größten Theils der Insel. Verrath wüthete in den Reihen der Sizilianer, die Sarazenen ließen keine Lockung unversucht, die verhaßten Byzantiner brachten geringe Hülfe: dennoch war der hartnäckige Widerstand der Christen nicht zu besiegen.

Denn noch immer hielt Syrakus sich aufrecht, die Hauptstadt, der byzantinische Regierungssitz, der offene Hafen für die christlichen Flotten. Wie einst die Punier, machten die Araber Palermo zu ihrem Hauptplatze, weil sie Syrakus nicht haben konnten. Endlich erging der Ruf in die mahomedanischen Länder: man müsse dem Islam die berühmte Stadt Syrakus erobern; wer eine Lanze schwingen könne, solle kommen und Theil haben an der unermeßlichen Beute. Im Jahre 878, fünfzig Jahre nach dem ersten Eindringen der Araber in die Insel, sahen die Syrakusaner sich umringt von zahllosen Segeln und Zelten, über welche der gefürchtete Emir Chagebi gebot.

Sie verzagten nicht. Sie erinnerten einander, wie vor ihren heiligen Mauern einst die Heere der glorreichen Athener, der grimmen Punier zu nichte geworden, und wie selbst die mächtigen Römer Syrakus nicht bezwingen konnten, als durch List und nach dreijähriger Belagerung. Ob man jetzt vor den ungläubigen Horden bebe, die schon einmal mit Schimpf

und Schande hätten abziehen müssen? Alle Bürger gelobten Gott und ihrer guten Stadt Treue bis in den Tod, und an ihrer Spitze standen tapfere und kriegsgeübte Befehlshaber. Das Arbeiten, das Stürmen und Wüthen der Araber begann, und ihre Ueberzahl war groß. Die Steingeschosse kamen wie Gewitter, die Maschinen stießen fort und fort auf die Mauern, die Sturmhaufen drangen vor, oben durch die Breschen, unten durch unterirdische Gänge. Waren sie des Tags zurückgeschlagen, griffen sie des Nachts wieder an. Doch Allem widerstanden die Christen: ihr Heldenmuth war nicht zu brechen, ihre Wachsamkeit nicht zu ermüden, und die uralten, schon mit so vielem Blute begossenen Mauern standen noch fest. Auf ihrer Höhe sah man auch schwache Frauen, welche an die Stelle ihrer gefallenen Gatten und Brüder traten, und im Kampf ihre Schuldigkeit thaten, gleichwie tapfere Männer.

Zwei Helden standen an der Spitze der Belagerten, Patrizios, der hochherzige Befehlshaber der Stadt, und der General Niketas, der aller Klugheit voll war. In geschickten Ausfällen machten sie dem Feinde hart zu schaffen. In einem dieser Scharmützel fiel selbst der Emir Chagebi, und die Christen sahen von den Mauern, wie die Sarazenen ihm eine große Leichenfeier ausrichteten, und wie sie die Fäuste gegen die Stadt erhoben und bei Mahomed schwuren, sie würden nimmer weichen, als bis sie ihres Fürsten Tod schrecklich gerächt hätten. Ganz besonders haßten sie Niketas. Dieser war ein Mann von großem Verstand und vielem Wissen, und erkannte bis zum Grunde die Nichtigkeit der göttlichen Offenbarungen und himmlischen Reisen, welche Mahomed von sich aussagte. Niketas liebte es, die Sarazenen im Religionsgespräch auf's Glatteis

zu führen, und lachte sie aus, wenn sie vor Wuth in Schimpfen ausbrachen.

Die Syrakusaner hofften auf Ersatz. Kaiser Basilios hatte eine große Flotte rüsten lassen, allein der Admiral Adrianos glaubte sich noch immer nicht stark genug, um die Massen der Ungläubigen anzugreifen. Unterdessen verging Woche um Woche, Monat um Monat: bald ein Jahr dauerte die schreckensvolle Belagerung. Die Lebensmittel waren längst aufgezehrt, man aß wilde Kräuter und Zugthiere, schon kostete ein Rind dreizehn Goldstücke, ein Pferd fünfzehn, auch wohl zwanzig; Eselsfleisch aber galt als Leckerbissen. Die Armen fingen an, altes Leder zu kochen, sie suchten bleichende Thierknochen aus dem Sande, zermalmten sie und sprengten etwas Wasser darüber, um dies ekle Knochenmehl zu essen. Ja der grimme Hunger fiel über Leichen her, und man sagte, es würden Kinder geschlachtet, um Speise zu geben. Pest und Seuchen konnten nicht ausbleiben. Die seltsamsten Krankheitsformen erschienen. Einigen wurde plötzlich der halbe Körper lahm und wie abgestorben, Andere waren mit Beulen bedeckt, wieder Andere fielen auf einmal todt zur Erde.

Da begannen die Streiter auf den Mauern zu fehlen, und welche noch bei dem Waffenruf erschienen, konnten ihre Waffen kaum noch schleppen. Sie vertrauten noch immer auf die Festigkeit der Mauern und Thürme. Allein die Araber wühlten in der Erde, und stießen und bohrten mit ihren Widdern und Katapulten so lange, bis sie den mächtigsten Thurm erschütterten, auf dessen Höhe die meisten Vertheidiger und besten Schützen standen. Die große Treppe von Holz, welche zu ihm hinauf führte, stürzte krachend zusammen. Auf den Lärm eilte Patrizios her-

bei und stellte sich den Stürmenden entgegen, allein seine Tapferkeit war vergebens, die Feinde erstiegen den Thurm und ließen seine Besatzung bis auf den letzten Mann über die Klinge springen.

Die unglückselige verlassene Stadt nahte ihrem Ende. In allen Ländern sprach man von ihrem Todeskampfe. Der Admiral Adrianos hatte mit der Flotte schon einmal die Höhe von Kalabrien gewonnen, war aber widriger Winde wegen zurückgegangen, und säumte nun fern an der Küste von Elis. Dort kamen eines Tages, so wurde erzählt, die Hirten voll Schrecken zu ihm und sagten: die bösen Geister in den Sümpfen schrien, Syrakus werde untergehen. Der Admiral ließ sich an die Stelle führen und hörte ebenfalls die schrecklichen Stimmen, welche verkündigten, am 21. Mai sei Syrakus verloren.

Am selben Tage — es war drei Wochen nach dem Zusammensturz des Hauptthurms — lagerte schwüle Sonnengluth über der Stadt. Ihre Kriegsleute wollten etwas rasten, denn sie dachten nicht anders, als auch der grimme Feind müsse in der qualvollen Hitze halb verschmachten. Plötzlich erscholl an allen Thoren gräßliches Geheul. Die ganze Macht der Feinde stürmte. Nichts widerstand mehr ihrem stürzenden Andrang, und sie mordeten und wütheten wie wilde Thiere, die aus ihren Wüsten hervorbrechen. Wehklagend eilte alles Volk zur Erlöserkirche, allein so ᴉpq! sie Menschen gefüllt wurde, so unersättlich stießen und schlugen die sarazenischen Spieße und Beile, bis keine Christenseele mehr im Dome athmete. Den ganzen Tag dauerte auf den Straßen und in den Häusern das Gemetzel, das Plündern, das Brennen. An tausend der vornehmsten Christen wurden vor die Stadt gebracht, man wollte sie

noch aufbewahren: allein bei ihrem Anblick wogte auf einmal unbezwinglich Haß und Blutdurst auf. Die gemeinen Sarazenen warfen sich auf die Unglücklichen und schlugen sie mit Geißeln, mit Steinen und Holzstücken so lange, bis sie Alle todt und zerschmettert lagen, ein ungeheurer Leichenhaufe.

Die nächsten Tage wurde, was von Christen noch lebte, zusammengeholt und auf die Schiffe getrieben, um nach Afrika in die Sklaverei verkauft zu werden. Auch der Kommandant, der mit siebzig Mann die Burg noch hielt, mußte sich ergeben. Dreißig Tage lagen die Sieger in der eroberten Stadt. Da war die Beute gesammelt und vertheilt, die Stadt verheert, jeder christliche Anführer auf Richtplatze verblutet. Dem Kommandant legte man den Kopf vor die Füße: er war so hohen und freudigen Muthes zum Tode gegangen, daß die Ungläubigen ihn bewunderten. Anders rächten sie sich an Niketas, dessen Kriegskunde ihnen zu schaffen gemacht, und der Mahomed geschmäht hatte. Diesen fingen sie erst von Mitte des Leibes an zu schinden, rissen ihm die Eingeweide aus dem Bauche und fraßen sein Herz; dann warfen sie ihn, da er noch immer lebte, zur Erde und tödteten ihn vollends mit Steinwürfen. Auch bei andern Gelegenheiten in Sizilien wird die Sitte der Araber erzählt, daß sie dem getödteten Feinde das Herz als den Sitz des Heldenmuths ausrissen, und Jeder ein Stückchen davon aß, als wollten sie damit die Tapferkeit des Todten auf sich selbst übertragen. Vor ihrem Abzuge schleiften die Araber die ganze Stadt, sie arbeiteten mit Feuer und Brecheisen, daß all die hohen Gebäude und Mauern stürzten, und daß sie ihren alten Haß gegen die berühmte Christenstadt vollends befriedigten. Der Kaiser in Konstantinopel aber ließ

den Admiral Adrianos bei seiner Rückkehr mit Ruthen streichen und schickte ihn in die Verbannung.

Der Bischof Sofronios und sein Diakon Theodosios wurden mit andern Gefangenen nach Palermo mitgeführt. Sie hatten, als die Stadt erstürmt wurde, flehend vor dem Altare in des Bischofs Kathedrale gelegen. Hier traf sie ein vornehmer Sarazene, welcher mit dem blutigen Schwert in der Hand sie in die Sakristei führte, daß sie ihm die Kirchengefäße überlieferten. Diese waren von schönster Arbeit und wogen an fünftausend Pfund Gold und Silber. Die beiden Geistlichen ließ ihr Retter in der Sakristei bewachen, und führte sie später vor den Emir Busa, den Sohn des gefallenen Chagebi. Dieser ließ sie in ein schmutziges Loch werfen, wo sie die dreißig Tage blieben und mühsam sich der Ratten erwehrten. Darauf zogen sie mit dem Heere in Eilmärschen nach Palermo, wo sie schon am siebenten Tage ankamen. Alles Volk zog ihnen mit Siegesliedern entgegen. Die ganze Welt des Islams schien auf den Beinen zu sein, und Alles strahlte vor Freude. Die Araber konnten nicht genug über die unermeßliche Beute frohlocken. In all den Ländern, über welche das arabische Roß schon dahinflog, hatten sie in keiner Stadt so große Reichthümer gefunden, es sei denn in Madihn in Persien, der Residenz der großen Sassaniden. Gerade so sagten einst die Römer, sie hätten in Syrakus mehr Reichthümer gewonnen, als selbst in Karthago, der ersten Handelsstadt der Welt. Der Bischof und der Diakon wurden vor den Großemir gebracht, der in stolzer Würde auf einem prachtvollen Teppich saß. Er fuhr sie an, warum die Christen den großen Mahomed schmäheten, und warum sie ihm nicht glauben wollten? Der Bischof

hütete sich, den Gewaltigen zu reizen, und antwortete mit kluger Mäßigung. Als sie nun über die Straßen geführt wurden, waren unter den Haufen der Sarazenen auch einige Christen, welche sie unter Klagen und Thränen zum Kerker begleiteten. Dieser war finster, vier Schritte unter dem Erdboden, vollgestopft mit Christen Juden und Negern, auch der Bischof von Malta schmachtete darin. Unter schrecklichen Leiden und Todesgefahren — man wollte den Bischof einmal lebendig verbrennen lagen sie lange Zeit in diesem Kerker, und aus ihm schrieb Theodosios an seinen früheren Archidiakon den Brief, welcher die Hauptquelle für die Geschichte der letzten Belagerung von Syrakus geworden.

So ging Syrakus unter. Anderthalb Jahrtausende hatte diese Stadt die Welt erfüllt mit dem Ruhm ihrer mehr als eine Million zählenden Bevölkerung, mit dem Ruhm ihrer Bildung, ihrer Schätze und Ueppigkeit. Anderthalb Jahrtausende war sie die große Weltstadt voll griechischer Sprache und Sitte, griechischer Kunst und Literatur gewesen. Noch immer war sie voll reichen Lebens, noch immer die große Niederlage griechischer Geistesschätze, die Großstadt, welche mit Sprache Sitte und Handel den Osten an den Westen knüpfte. Was die Römer nie erreichten, erfolgte jetzt mit dem Untergange von Syrakus: das Griechenthum ging auf Sizilien unter für immer.

XIX.

Syrakus.

Es war eine Wonne, wieder im offenen bequemen Wagen auf guter Straße dahin zu rollen. Blau und glänzend wurde der Himmel, und erleichtert athmete die Erde auf, als des Scirocco Dünste sich lichteten. Die Gegend aber war ein sizilischer Fruchtgarten im großen Stil: so uralte Oelbäume, so weitschattige Korkeichen, so mächtige Mandelbäume glaubte ich niemals gesehen zu haben. Wie hell und fröhlich belebt nahm sich jetzt Floridia, das Blüthenstädtchen aus, das inmitten dieser grünen Segensfülle lag! Jetzt wurde der malerische Anblick durch einige verfallende Steinhütten erhöht, welche, wie das so häufig in sizilischen Städten, keinen Erben gefunden, weil zu hoher Grundzins auf ihnen lastete.

Langsamer wurde gefahren, als wir auf die Trümmerfelder des alten Syrakus kamen, — ein Anblick so ernst und eigenthümlich, wie nicht leicht ein zweiter in der Welt. Auf weiten nackten Steinflächen erfaßt das Auge unendlich

wenig, und doch sieht und empfindet man ganz deutlich den furchtbaren Ernst der Geschichte, der hier vorüber=gezogen. Eine Felsenplatte, dreimal größer als die Agrigenter, also eine Platte von drei Stunden Länge und halb so großer Breite, bildet ein über den Boden gehobenes Dreieck. Diese ungeheure Fläche ist beinahe völlig leer, zerstreute Gruppen silbergrauer Oelbäume unterbrechen sie nicht, man denkt nur an Trauerweiden. Bloß an beiden Endpunkten erheben sich Häuser und Thürme, — ganz in der Ferne der alte Festungsberg Epipolae, auf dessen Höhe jetzt ein weißgrauer Telegraphenthurm, und an dessen Fuß=rande ein armseliges Städtchen sich befindet, — in ent=gegengesetzter Richtung erscheint vom Meere umglänzt auf der Insel Ortychia, wo Syrakus angefangen und seine Heiligthümer hatte, die jetzige Stadt mit ihren hellen Häusern und den vieleckigen Festungswällen. Der Kopf vom alten Syrakus ist geblieben und ein Stück von seinem bespornten Stiefel: der Leib ist zerfallen, in Staub verwandelt, weg=geführt von Wind und Wetter.

Näher am Gestade ließen sich die Umrisse von Land und Meer noch deutlicher überschauen. Ortychia, die jetzige Inselstadt, greift wie der Haken eines Vorgebirges, wie eine krumme Sichel in das Meer. Dadurch bilden sich zwei Häfen. Auf festem Lande längs des gestreckten Ufers des einen Hafens, der ehemals der Marmorhafen hieß, verbreitete sich der zweitälteste und größte Stadttheil Achra=dina. Auf seinen weiten Steinfeldern liegen jetzt vier Klöster und ein paar ummauerte Gärten, wie Oasen in der Wüste. Auf der innern Seite der Sichel hat sich das schönste Eirund eines Hafens gebildet, der ehemals als ein Wunderwerk der Natur berühmt war, für unsere tiefer

gehenden Schiffe aber gefährliche Einfahrten hat. Die jetzigen hochgethürmten und kunstreich verwickelten Festungswälle Ortychias rühren von Kaiser Karl V. und dem ersten neapolitanischen Bourbon her. Sie machten diese Stätte, auf welcher so oft die Ungläubigen wüthend mit Feuer und Schwert gelandet, so fest, daß sie sich fortan den Kopf daran zerstoßen sollten. Von dem Punkte nun, wo sich Ortychia an's feste Land hängt und rechts Achradina beginnt, zieht sich links der Absturz der Felsenplatte in langer Linie bis Epipolä. Zu ihren Füßen breitet sich noch jetzt, wie ehemals, eine grüne sumpfige unabsehliche Wiese. Auf der Hochplatte darüber stand der drittälteste Stadttheil, die Neustadt Napolis. Später wurden auch die Felder zwischen ihr und Achradina theilweise besiedelt, und diese zuletzt entstandenen Häuserreihen und Gärten wurden mit dem Namen Tyche umfaßt. Wo diese drei Stadtviertel, von denen jedes eine große ummauerte Stadt für sich selbst bildete, auf dem Wege nach Ortychia zusammenstießen, da wurden später Theater und andere öffentliche Bauwerke errichtet.

Bei der Einfahrt über die Dammbrücken in das heutige Syrakus zeigte sich ein ächt italienisches Volksstück. Gegen vierzig Lazaronis lagen hinter der Thormauer in Reih und Glied und schliefen. Sie lagen so still und regelmäßig, wie eine lange Reihe von Holzscheiten, und waren nicht viel, aber in dem Wenigen gut bekleidet. Das sind die einzigen unverfälschten Lazaronis gewesen, die mir in Italien zu Gesicht gekommen. In Neapel sind sie entweder ein Märchen geworden, oder sie haben sich aus Furcht vor den Piemontesen in Kleider und Arbeit gesteckt. Im nahen Gasthof aber fühlten wir endlich wieder das Behagen,

unter gebildete Menschen zu kommen. Kellner in blankem Weiß, Wasser und Wein nicht mehr in irdenen oder blechernen Gefäßen, die vom Schmutze starrten, und wenn man aus dem Fenster schaute, Kutschen und schön geputzte Frauen auf der Straße, — schien es doch, als wäre man auf einmal der Wildniß und ihrem habgierigen Gesindel entflohen. Und wie einladend winkte eine gute Tafel! Sie war außer andern trefflichen Dingen mit den köstlichsten Früchten und Fischen besetzt, und natürlich wurde der altberühmte Syrakuser nicht vergessen.

Als nun dies geschaut und gekostet war, legte ich mich zu Bette und stand in den ersten sechsunddreißig Stunden nicht wieder auf; denn mein Bein versagte jeglichen Dienst. Es war mir auch gar nicht unwillkommen, einmal wieder einsam lesen denken schreiben zu können! Es kam der Fremdenführer und Alterthumsforscher Politi und brachte Ansichten, die er und sein Vater gezeichnet, und Papier von Papyrus, das er mit Landolina verfertigt hatte. Es kam unser Hafen- und Straßenarchitekt mit seinem Bruder, einem jungen Manne, der andern Tags nach Modena auf die Kriegsschule wollte, um italienischer Offizier zu werden. Ab und zu kamen von ihren Ausflügen meine liebenswürdigen Gefährten zurück, und brachten mir aus den Latomien Blumen so strahlend und farbenglühend, als sie irgendwo auf der Welt wachsen. Ihr Duften füllte die große Stube bis in den letzten Winkel, ich mußte sie zuletzt herausschaffen. Meine Gefährten hatten sich im neuen Syrakus umgesehen, hatten das alte durchstrichen, hatten in der Neptunsgrotte gebadet, und ihre Erzählungen ließen mich unter Hülfe von Plänen und Karten auf dem ganzen Gebiete zurecht finden.

Andern Morgens in erster Frühe bestiegen wir, Politi zum Begleiter, eine Barke, und fuhren über den hellen Spiegel des Hafens nach der Mündung des Anapus. Dieser Fluß, ein tiefes strömendes Wasser windet sich, fast bedeckt von Gebüsch und Röhricht, durch die sumpfige Wiesenbreite, welche sich unter der alten hohen Stadtfläche ausdehnt. Nichts als Wiesengrün wird sichtbar, darin zur Linken auf niedriger Anhöhe zwei einsame Säulen, die ihr Kapitäl verloren haben. Es sind die dürftigen Reste vom Tempel des olympischen Zeus, welchem der jüngere Dionys, — dieser unzähmbare Wildling, der aus Platos Schule nur Freigeisterei mitbrachte, — den goldenen Mantel nahm, weil, wie er spöttisch sagte, solch ein Mantel dem armen Gott im Winter zu kalt und im Sommer zu schwer sei. Es ist schon Mancher den Anapus hinaufgefahren, schwelgend im Glück, weil ihm klassisches Andenken den Busen beseligte. Ein Anderer kann solche Fahrt auf jeder Entenjagd zehnmal schöner haben. Der Fluß wird sehr bald eine dünne tiefe Rinne, man dringt in hohes Schilf ein und stockt jeden Augenblick, weil die Rohrstangen das Wasser überwachsen. Unsere drei Schiffer hatten saure Arbeit, durch Rudern Ziehen Stoßen den Kahn durchzutreiben, und der Schweiß rann ihnen von der Stirn. Dabei ließ sich eine ganze Sammlung von Sumpfgerüchen gründlichst durchkosten. Nun begriff ich, wie Athener Punier und Sarazenen, die unter diesen giftigen Dünsten ihre Zelte aufbauen mußten, die Pest in's Lager bekamen. Große Wasserlilien und Seerosen, Schnepfen und Käfer und Gewürm hatten hier ihr Paradies. Fische zeigten sich in Unzahl.

Allmählig kamen wir zwischen die Papyruspflanzen,

ein Anblick eigenthümlich und unvergeßlich, wie der erste Anblick bei allen Dingen, von denen man schon in frühester Jugend so viel gehört und gedacht hat. Es sind zehn bis fünfzehn Fuß hohe schlanke Rohrschafte, gekrönt von einem hübschen Büschel herabhängenden Haares, als hätten sie eine Perücke auf, oder, wenn der Vergleich nicht gar zu unklassisch ist, als wären sie riesige Zwiebelstangen in Blüthe. Im und etwas über dem Wasser ist der dreieckige Schaft weißlich gelb, und geht dann in ein festes glänzendes Grün über. Natürlich hatte bald Jeder seine hohen Papyrusstangen in der Hand, und Politi zeigte uns, wie man Papier mache. Auf einem Seitenarm bahnten wir uns endlich einen Weg durch dickes Schilf und Unkraut bis zum Cyanenteich. Hier wurde die arme Nymphe Cyane, als sie dem furchtbaren Mädchenräuber Pluto in den Arm fiel, in eine blaue Quelle verwandelt. Viel Schlamm liegt auf dem Wasser, und eine stickige schwüle Luft brütet da. Allein man sieht tief hinunter in die dunkelblaue Fluth, auf deren Grunde prächtige Fische blauschillernd durch die grünlichen Wasserpflanzen schlüpfen. Meine Reisegefährten stiegen in der Nähe aus, um nach Epipolä zu reiten. Ich dagegen, nachdem wir uns durch das Röhricht wieder durchgewunden hatten, machte eine rasche Rückfahrt, denn der Strom trieb mit. Die Schiffer aber ließen es sich nicht nehmen, vom Ufer handgroße Hummer zu pflücken, und es sah närrisch aus, wie dann die kleine Ungestalt in ihre Höhlung dicht über dem Wasser zurückarbeitete, öfter jedoch erwischt wurde. Dann erschienen wieder die einsamen Säulen des Olympikon, und zwei noch einsamere Palmen in der Ferne, und bald flog die Barke wieder über den schönen stillen Hafen, dessen Wellen

noch der Morgenwind kräuselte. Der Hafen, einst der Sammelplatz der größten Flotten, war still und leer. Das einzige größere Schiff gehörte einem Landsmann aus Stettin, der mit seinem eigenen Fahrzeuge in der Welt umher fuhr, und jetzt englische Kohlen nach Syrakus brachte.

Am Strande hielt Agniello mit wohlbespanntem Wagen. Mit beider Hülfe gelang es mir, doch noch alles Wesentliche von Syrakus zu schauen. Zuerst fuhr ich, wie billig, bei der berühmten Syrakuser Schönheit, der Frau Venus vor. Ihr Kopf ist fort, aber der obere Theil bis zum Busen ist fast so schön, wie bei der Milonischen, welche doch die Krone aller idealen Schönheit bleibt. Im Uebrigen, besonders von der Rückseite gesehen, geht das Göttliche im Vollweiblichen auf, und die ganze vielberühmte Statue sieht gerade so aus, wie man sich das lachende, von Lust und Ueppigkeit gesättigte Syrakus denkt, die Stadt, in welcher nicht gerade der Dienst des Idealen seinen Sitz hatte. Im vollgestopften Museum der Venus — man sollte es eher einen Keller nennen — kann man unter allerhand Trümmerwerk noch Vieles des Schönsten aussuchen, wie den Kopf einer Amazone, in welcher das Hinsterben unendlich edel und schön ausgedrückt ist, einen Satyrkopf ganz von Lachen durchdrungen, einen schönen Aeskulap mit Mantel und Sandalen, vor allen das Löwenhaupt eines Jupiter. Doch es sind nur Bruchstücke, Syrakus war ohne Zweifel von Kunstwerken überfüllt, das Beste schleppten schon die Römer weg. Brach doch Verres selbst am Heiligthum des Minervatempels das Erzbildwerk aus den Pforten heraus. Von diesem Tempel sind zwei schöne Säulenreihen in die Domwände hineingemauert. Das ist Alles, was übrig. Einst erhob sich hoch auf dem

Giebel der goldene Schild Minervas, und sein Glänzen war so leuchtend, daß die Schiffer im fernen Meer ihn zum Wahrzeichen nahmen, wohin sie den Kiel richteten. Wer die vielbesungene Arethusagrotte aufsucht, findet seine Rechnung nicht, sondern nur häßliche Waschkübel bei mäßig klarem Wasser.

Ueberhaupt, das Beste in Syrakus ist der Gedanke, da zu sein. Die gewaltige Riesenstadt hat nicht einmal starrende Trümmerfelder hinterlassen, sondern nur eine Steinfläche mit Häuserplätzen Steinbrüchen Grublöchern und zahllosen Wagengeleisen, die im Felsenboden ausgeschliffen sind. Ueberall denkt man unwillkürlich, Großes hat da gestanden, doch alles, was man sich vorstellt, steht eben nur in der Luft.

Für das Theater war auch hier wieder die Höhe der Stadt ausgewählt, wo man jeden Augenblick von der Bühne in's Freie schauen konnte auf die festlich prangende Heimath und das herrliche Meer und die grünenden Küstenlinien. Hinter den obersten Sitzreihen findet sich, wie diese selbst, eingehauen in Felsen eine Grottenreihe: wahrscheinlich diente sie zu mannichfacher Erfrischung und Lustbarkeit gleich hinter dem Theater. Eine Grotte ist noch jetzt mit grünem Moos, dunklem Epheu und zierlichem Venushaar ausgekleidet, und hell und lustig rauscht die frische Welle daraus hervor. In der Nähe findet man eine andere alte Wasserleitung, noch jetzt mit lebendigem Strom gefüllt, den man ehemals auch durch das Theater leiten konnte. Dieses ist, nach der Ausdehnung der noch erhaltenen Ringsitze zu schließen, im Alterthume eines der größten gewesen, und doch erscheint es eigentlich klein für die mächtige Stadt. Hatten etwa nur

die Vollbürger leichten Zutritt, oder wechselte man ab im Besuche des Theaters? Uebrigens denkt man in den Ruinen des Syrakuser Theaters weniger an die Stücke des Äschylus und Epicharmos, als an die Staatshandlungen, die ebenfalls auf dieser Bühne vor sich gingen. Schaustücke waren Beides für das Syrakuser Volk, in dessen weitem Schooße so viel brausendes Leben gährte, und so selten eine schöne Gliederung dauerhaft wurde. Syrakus war deshalb ein Staat, in welchem sich die Söhne von Maulthiertreibern und Töpfern zu Königen aufschwingen konnten, vorausgesetzt, daß ihre Väter sich viel Geld verdient hatten und großes Ansehen bei ihres Gleichen.

Das nahe gelegene Amphitheater, so groß es ist, kann sich doch mit den Bauwerken gleicher Art, wie sie noch in der Provence vorhanden sind, nicht messen. Es stammt von den Römern her, welche die große Stadt der griechischen Bildung zu einem Hauptsitze der Gladiatorenspiele machten. Diese fürstlichen Herren der Welt, die Ausrotter so manchen Vorurtheils, gaben sich ohne Zweifel viel Mühe, damit die gebildeten Griechen die Feinheiten jener blutigen Schauspiele verständen. Sie lehrten sie, welch ein wundervoller Anblick es sei, wenn der verwundete Fechter mit schöner Grazie den letzten Todesstoß empfange, und welch ein edles, des Lebens werthes Sterben es sei, wenn den armen Menschen der rauschende Beifall, noch während der Tod sie umnachte, in Sinn und Seele dringe. Eine Abscheulichkeit ohne Gleichen!

Nicht weit vom Theater tritt man in die erste der Latomien, und diese sind eigentlich, — den seltsamen und düstern Anblick des großen Syrakuser Trümmerfeldes abgerechnet, — das Bedeutendste dort. Es sind ungeheure

Steinbrüche mit glatten thurmhohen Wänden, abgetheilt in mehrere Räume. Ist man um eine Ecke, öffnet sich gleichsam ein neuer Saal in der Erde. Darin sind nun wahre Zaubergärten aufgethan, Paradiese in Felsentiefe. Solches Duften Glänzen und Prangen von hundert blühenden Blumen, solches wild durcheinander Wachsen der seltsamsten Pflanzen, und dies Alles, obgleich man auch hin und wieder auf Nessel- und Unkraut-Dickicht stößt, doch im Ganzen geordnet und geregelt, — dergleichen findet man in der Welt nicht wieder. Die steilen Wände sind bedeckt mit dichtem Epheu, mit schönem Venushaar, Rosen, und grünen und gelben Flechten aller Art, hoch darüber bildet der strahlende blaue Himmel die Decke. Gewächse aus allen Erdzonen grünen und blühen da miteinander: jedes Blatt, jede Blume und Frucht schwillt von Ueppigkeit. Man wandelt in kühler Schattenfrische, — wie thut das so wohl gegen die peinigende Sonnengluth da oben! Jedoch fühlt man sich halb in einer Unterwelt, die hohen Felswände blicken durch das grüne Dickicht rauh und starr aller Orten.

Es gibt mehrere dieser ungeheuren Säle, die in die Felsen gegraben sind. Man fragt sich: weshalb wurden sie angelegt? Die gewöhnliche Meinung geht dahin, daß es Steinbrüche gewesen, die man später zu Gefängnissen ausgehauen. Gelegentlich, wenn es Tausende einzusperren gab, mögen sie zum Gefängniß gebraucht sein, — allein, so viele, so kolossale Gefängnisse hätte man nöthig gehabt, und mitten in der Stadt? Man hätte so sorgfältig ihre ungeheuren Wände bis nach oben, und unten ihre Kammern ausgehauen? Da scheint es mir doch viel natürlicher, daß die alten Syrakusaner schon so klug ge-

wesen, wie man es heutzutage ist. Sie hatten gemerkt, in den tiefen weiten Steinbrüchen sei es hübsch kühl, und was da wachse, gedeihe prächtig, weil geschützt vor den sengenden Winden, die oben über die Felsenfläche streifen. Nun ließen sie von Sklaven und Taglöhnern, vielleicht auch einmal von Gefangenen, die Steinbrüche größer und stattlicher machen, und legten Lustgärten darin an mit Grotten und Gemächern. Da konnte man herrlich lustwandeln in Schattenkühle und Baumfrische, und bis in die Nächte Gelage feiern. Die Pfeiler, die man überall in der Mitte stehen ließ, dienten dazu, diese Räume mit Tüchern zu überspannen, und die Kammern und Gallerien, die unten in die Felswände eingebrochen, hatte man nöthig zu Kellern Kaufläden und Wohnungen. Einige dieser noch bedeckten Felsensäle standen jetzt voll klaren Wassers, die schönsten kühlen Badegemächer der Welt: sollte man sie nicht schon im Alterthum zu Prachtbädern ausgeschmückt haben? Solche Londoner Anlagen wären wohl im Geschmack der alten Syrakuser gewesen. In andern räumigen Felskammern glühten Feuer, die sich in dem Grottendunkel zauberhaft ausnahmen: es wurde dort Salpeter gekocht. Das sogenannte Ohr des Dionys ist aber offenbar ein großartiges Naturspiel. In der That erscheint es inwendig wie ein ungeheures Eselsohr geformt, und geht tief in den Felsen hinein. Zerreißt man darin ein Papier, so schallt das wie lautes Krachen, und ein kleiner Schuß wie tausendstimmiges Donnerrollen.

Als ich dies Alles betrachtet hatte, war es viel zu spät geworden, um noch nach Epipolä hinaus zu fahren. Auch kehrten meine Gefährten mißvergnügt von dort zurück: sie hatten nichts gefunden, als unkenntliche Trümmer,

wild verworren durch einander, Stücke von alten Stadtmauern, und hochbreite Gänge in das Gestein gehauen. Die Aussicht wurde dagegen sehr gerühmt. Nur Platens Grab uud die Katakomben wollte ich noch sehen. Das erste ist im traurigen Zustande. Platens Freund Landolina, der es errichtete, ist schon zehn Jahre todt, und seitdem kümmert sich Niemand um das Denkmal. Langsam verfällt es. Die Säule links vom Wappen ist herausgebrochen, Stücke aus der Marmorbekleidung sind oben und unten abgefallen. Platen wurde in hölzernem Sarge bestattet: erhält er nicht bald einen andern von Blei, so wird auch sein Gebein bald Erde sein. Für fünf- bis sechshundert Gulden ließe sich das Ganze würdig wieder herstellen. Man müßte den Zollvereins-Consul in Catania mit der Sache beauftragen, er könnte an seinem Wohnorte alles Nöthige machen lassen, und brauchte höchstens zweimal nach Syrakus hinaus zu fahren. Landolinas Neffe und Erbe wurde mir als ein edeldenkender Mann gerühmt, er werde zwar an dem Denkmal kein Interesse haben, es aber gewiß unberührt an seiner Stelle lassen. Wird Deutschland einen Dichter in fremder Erde vergessen, der in feinkörniger Verskunst immerhin ein Stück vom „deutschen Horaz" war, wie er auf dem Denkmal genannt wird? Im Uebrigen haben Platens Gedichte freilich weder die Stimmung, und noch weniger die Fülle von Ideenanklängen, wie die poetisch durchhauchten Lehrgedichte des heiteren Weltmanns von der Tiber, die noch immer der anziehendste Reisebegleiter.

Bei dem Kapuzinerkloster in Achradina steigt man in die Katakomben. Der Anblick eines halbverfallenen Kirchleins, das wie aus christlicher Urzeit stehen geblieben, be-

reitet vor auf die stille Todtenstadt. Wahrlich, eine Todtenstadt ist es von der Ausdehnung des alten Syrakus, und vielleicht noch viel größer. Man wandert und wandert darin, und Gräblöcher folgen auf Gräblöcher, hier einzeln gereiht, dort familienweise große und kleine, — Alles so still und einförmig, so endlos und grauenhaft, als wäre die Zeit dort oben still gestanden, und alles Menschenleben hier eingesargt. Wie viele Stunden weit dieser unterirdische Friedhof sich erstreckt, — wie weit sich die Kuppelhöhlungen folgen, von denen die schmalen Gänge strahlenförmig auslaufen, — ob sich überall zwei drei oder mehr Stockwerke über einander finden, — das hat noch kein Mensch ergründet. Haben wirklich Römer oder Griechen diese endlosen Grabgänge ausgehöhlt? Von solcher Sitte hören wir doch sonst so selten bei ihnen. Die Christen haben zweifellos die Katakomben als Zufluchtsörter und Grabstätten benützt, jedoch schwerlich die ungeheure Arbeit, diese unabsehliche Todtenstadt auszuhöhlen, selbst verrichtet: sie hätten ja halb unter der Erde leben müssen. Und warum finden sich solche Katakomben nur gerade auf der Strecke von Rom bis Girgenti? Man muß an Völker vor den Griechen, ja vielleicht vor den Sikanern denken. Diese endlosen Grabeskammern sind merkwürdig ähnlich den ägyptischen. Sollte man nicht endlich einmal auf der ganzen Strecke die Katakomben planmäßig durch die geeigneten Gelehrten untersuchen lassen?

Der unheimliche Eindruck der unterirdischen Grabeswelt verließ mich nicht, als ich Abends wieder empor kam, und über die schweigende unabsehliche Grabstätte von Syrakus zurückfuhr. Die Sonne streute ihre letzten goldnen Lichter aus, das lebendige Meer erglühte, aber die gelb-

graue Steinwüste erschien nur todter und starrer unter den röthenden Strahlen. Es ist ein wehvoller Anblick, und doch kann man nicht ablassen, auf die düstere leere Stätte hinzustarren, wo einst die größte Stadt des Griechenvolks, die größte überhaupt der damaligen Welt sich prangend ausbreitete. Nur Gräber und wieder Gräber sieht man gähnen, in den Felsrändern und auf dem Steinboden, und das räthselhafte Gewirre uralter Wagengeleise läßt nur an Heere von Völkern denken, die hier vorüber rollten, und dann vergingen, und dann hörte hier die Menschengeschichte auf.

XX.

Catania.

Ein anderes Leben, als den verlassenen Süden Siziliens, erfüllt seine Ostküste. Durch die Straße von Messina ziehen zahllose Schiffe, welche den Fleiß der europäischen Fabriken in die Levante tragen, und reich belastet mit den Waaren des Orients wieder heimkehren. Diese Fluth des Welthandels bespült anregend und segenbringend die Küsten des östlichen Siziliens. Dazu hat die Natur auf dieser Seite der Insel herrliche Ebenen verliehen, in welchen kein nacktes Steingebirge das fruchtbare Erdreich unterbricht. Die Ebenen von Syrakus Agosta Catania schwellen von Fruchtfülle. Eine Kette aber von erhabenen Prachtszenen bilden die Gestade von der letzten Stadt bis nach Messina. Und gesegnet wie das Land sind seine Bewohner. Hier wohnen die schönsten und begabtesten Menschen Siziliens, nirgends findet man in Unteritalien das Volk so gebildet, so fröhlich und tüchtig. Die Fahrten von Syrakus, das den Uebergang von

den südlichen Gebirgsöden zur reichen Ostküste bildet, bis zur Meerenge gehören deshalb zu meinen schönsten Erinnerungen.

Es war noch früh am Tage, als wir von der Festungsinsel aufbrachen. Ich eilte noch einmal auf den hohen Altan des Gasthofes, wo sich weit die Aussicht bot über Meer und Stadt und dunkle Steinwüste. Die stille See und die Häuserfenster glänzten im ersten Morgenroth, die ungeheure Hochfläche des alten Syrakus stand in düsteren Linien gegen den Horizont. Zur Seite zog sich der lange Hyblaberg, aufgebaut aus breiten Kalksteinterrassen, wie die meisten Berge dieser Gegend. Dann rasselte unser Wagen über die Zugbrücken hinaus auf die nackte Felsebene von Achradina, bei deren Anfang noch eine einzige Säule, die ehemals vielleicht zum prangenden Forum gehörte, halb verwittert zum Himmel ragt. Wieder ging es in eine Art von hohlem Weg hinein, an dessen felsigen Wänden Reihen von dunklen Höhlungen starren: ohne Zweifel, als sie noch mit schönem Marmor und Bildwerk eingefaßt waren, eine bedeutsame Gräberstraße. Noch als wir von der Hochfläche jenseits hinabfuhren, zeigte jeder Blick rückwärts die traurigen Grablöcher in den Felsrändern.

Doch fort mit diesen ewigen Grabesblicken! Ein lebendig gewaltiger Anblick nahm jetzt unsere Seele ein, — der Aetna in seiner Majestät und Herrlichkeit! Flur und Meer schienen ehrfurchtsvoll vor seiner Größe zurückgewichen, nur ihn sah man. Unten dunkel umgürtet, stieg der Bergriese im schimmernden Schneeglanze bis unter das blaue Himmelsgewölbe, — so ungeheuer und doch so jugendlich heiter, — keine Kegellinie könnte großartiger

und doch keine schöner und reiner gezogen sein. Dies hochherrliche Bild hatten wir jetzt den ganzen Tag vor uns, und zur Seite immer das urkräftige ernste Blau des jonischen Meeres. Links und rechts flogen blühende Landschaften vorbei. Die Gegend war wie gesättigt mit Sonnengold, über die Höhen wehte der würzige Geruch des Thymians, die Thäler waren erfüllt von Orangenduft. Es erschienen die weißgrauen Trümmer von Thapsus auf ihrer Halbinsel, die hellen Häusergruppen von Agosta schwimmend in der See, das schattige quelldurchrauschte Thal von Priolo, endlich Carlentini auf der Höhe, und darunter die weite Ebene von Catania in grünem Glanze, unten am Abhang Lentini mit seinem Seespiegel, drüben der Aetna, und dahinter tauchten fern die Berge Calabriens empor.

Wir fuhren nach Lentini hinunter, der einst so edlen Stadt, edel durch Tapferkeit und Bildung. Einer Reihe der ausgezeichnetsten Männer Siziliens war sie die Heimath. Jetzt ist Lentini, zwar noch immer umhüllt von fröhlichem Baumgrün, herabgekommen durch Erdbeben und Fieberluft. Gebäude, welche das Erdbeben zerrissen und zertrümmert, sahen wir noch auf vielen Plätzen, dabei auch Giebeldächer, die uns wieder an Deutschland erinnerten. Tückischer noch als Erderschütterung ist die böse Luft, welche dem Seebecken entströmt, das nahebei in einer Art von Kessel liegt. Sein Wasser hat einen dunkeln, etwas röthlichen Schimmer, und sah nicht einladend aus. Die ungeheure Menge Aale und Wildenten, welche der See ernährt, mögen sich dort ihre Berühmtheit verdienen. Lentini hatte sich gerade zu einem Fest geschmückt, der Marktplatz erschien übervoll mit bunten Fahnen und Far-

ben ausgestattet, und die Bürgerwehr that ihr Bestes zu paradiren. Jeder Lieutenant trug mindestens Generalsuniform, obschon nicht von Golde. Drei dieser Offiziere kamen in das Gasthaus, wo wir es uns zu Mittag schmecken ließen. Sie hatten noch besseren Appetit. Eine wahre Riesenschüssel voll Maccaroni wurde ihnen vorgesetzt. Staunend hielten wir es unmöglich, daß sie leer würde, — in fünf Minuten war's geschehen.

Weiter eilten unsere drei Pferde, meist im stärksten Galopp, und ich machte wieder die Bemerkung, daß nächst den Amerikanern die Italiener die ärgsten Thierquäler sind. Für Beide ist das edle Pferd eine bloße Maschine, und seine Pein läßt sie so gleichgültig wie Räderknarren. Uns aber verließ den ganzen Tag das angenehme Gefühl nicht, daß wir nicht mehr nöthig hatten, jeden Augenblick auf Weg und Maulthier zu sehen: im offnen Wagen dahinfliegend konute man Alles und Jedes beschauen. Der erste Lavastrom zeigte sich, ein breiter Wall wie von dicken grundschwarzen Kieseln, ein widrig dunkler Anblick. Der Aetna aber, der bis hierher einst seine Feuerströme vorgeschoben, wurde weder größer noch kleiner, obgleich wir ihm rasch uns näherten. Wohl aber ließ er uns jetzt, da die Luft so rein, deutlich zwischen die zahllosen kleinen Bergkegel sehen, die gleichwie junge Söhne den hohen Herrn umringen. Auf einmal hatten wir ein ungewohntes Gefühl: wir waren nun auf platten Boden herabgekommen, nach so vielen Steinbergen und Felsthälern nahm uns die vollständigste Ebene auf, das große Fruchtfeld von Catania. Immer häufiger wurden die Lavaströme, welche die Straße durchschnitten. Schon sahen wir die schöne helle Stadt sich am Meere ausbreiten. Zuvor aber gab es noch einen

langen Halt am Ufer des Giarretta, des größten Flusses in Siziliens, berühmt durch den schönen Bernstein, den man an seiner Mündung auffischt. Eine lange Reihe von Wagen und Heerden warteten an seinen Gewässern. Denn nur eine einzige elende Fähre führte über den Strom. Alles war ausgestiegen und verbreitete sich um die ärmlichen Schilfhütten am Ufer, vor denen es wenigstens ein Schattendach und etwas Erfrischung gab. Eine so jämmerliche Anstalt findet sich auf der Hauptstraße dieser Prachtebene, und so nahe einer Stadt, die in ganz Unteritalien die schönste und freundlichste: es sind eben Gegensätze italienischer Art.

Ich beschloß in Catania ein paar Tage zu bleiben. Denn ehe ich die Aetnafahrt wagen durfte, mußte ich erst ausheilen. Ohnehin zog es mich an, in der gebildetsten Stadt der Insel ein paar tiefere Einblicke in sizilianisches Leben zu gewinnen. Von unserm Führer, in dessen Reiseunternehmen ich vertragsmaßig noch bis Messina gehörte, kaufte ich mich also los, nahm von den forteilenden Gefährten Abschied, und hatte nun vier schöne lange Tage für Catania frei.

Die Stadt muß Einem wohl gefallen. Sie ist sauber prächtig volksbelebt, voll schöner Plätze Straßen und Palläste. Zwar ist Alles einförmig schwarz aus Lavastücken gebaut, allein man denkt nicht daran, — bei der bunten fröhlichen Volksmenge, bei dem Glanze der Fenster und Kaufläden, und weil so viel Berggrün und Meeresblau in die breiten offenen Straßen hinein schimmert. Catania fehlen nicht seine Alterthümer. Schon des Vulkans Gesellen sollen die Stadt gebaut haben, oder wenn sie nicht ganz so alt ist, so rührt sie, sagt man hier, von Deukalion

und Pyrrha her. Diese beiden Menschenbildner wandelten ja einst leibhaft durch Siziliens Fluren, die überhaupt von den alten Griechen mit soviel Göttern Nymphen und wunderbaren Riesen bevölkert wurden, gleichwie man später alles Wunderbare nach dem fernen reichen Perlenlande Indien verlegte. Gewiß ist nur, daß Griechen und Römer es sich in Catania besonders wohl sein ließen. Die Reste jedoch von Theatern Odeon Bädern Amphitheater und dergleichen sind eigentlich bloß für die Alterthumsforscher anziehend. Viel Bedeutendes aber, ja des Herrlichsten ist im Museum Biscari zu schauen. Mit seiner Menge der kunstreichsten kleinen Erzgüsse, mit seinen schönsten Göttertorsos, mit seinem großen Reichthum an Vasen und altem Geräth, ist dies Catanier Museum ein würdiger Vorsaal zum Neapolitaner. Die Theater mußten an den christlichen Dom einen hübschen Marmorboden und Reihen von Granitsäulen abgeben. Die Kapuzinerkirche Santa Maria del Gesu hat eine lieblich schöne Madonna von Antonello da Messina: innig empfunden und mit der Landschaft überaus lieblich und zart ausgeführt. Die Sizilianer nennen diesen Künstler ihren Raphael. Klöster ohne Kunstwerke gibt es natürlich in Catania genug. Auch sie nehmen sich hier reicher und freundlicher aus, als in andern Städten, und geschähe es auch bloß durch die glänzenden weit ausgebauchten Balkongitter. Ein überaus prachtvolles Kloster aber, gegen welches selbst unsere alten Reichsabteien ihren Staat hätten einziehen müssen, ist das Benediktinerkloster zum heiligen Nikolaus. Sein erster Plan, besonders zur Kirche, ist in antiker Größe gedacht, ausgestattet wurde es mit der Ueppigkeit des vorigen Jahrhunderts, und besetzt mit adeligen und

gelehrten Mönchen, die gute Zeit haben, auf ihrer Höhe zu schwelgen im Genuß der herrlichen Aussicht auf Meeresglanz und Aetnaprangen und auf eine farbenschimmernde Ebene, die von unheimlich dunkeln Lavaströmen durchkreuzt ist.

Die Lava hat wirklich etwas Unheimliches. Auf unserer grünen Erde schaut sie gar fremdartig, lebensfeindlich, dämonisch daher. Anfangs erscheint ein Lavafeld wie häßliche Torffelder, man wird bald näher mit der schwarzen Schwammmasse und den schwarzen Schwammkieseln bekannt, die doch härter als Stein und Stahl, aber sie wollen Einem niemals gefallen, als wäre es ein Rücklaß des höllischen Feindes. Kein größerer Gegensatz, als wo Meer und Lava auf einander treffen. Die Lava hat das Meer zurückgedrängt, und die Schriftsteller können es nicht schrecklich genug schildern, wie es aussah, wenn die gewaltigen Feuerströme in die See stürzten, und die Wogen entsetzt zurückprallten und kochend prasselten und schäumten, und ungeheure schwarze Wolken von Salzdünsten emporstiegen, daß am hellen Tage Mitternacht wurde. Jetzt ist Catania von der Lava hier und dort durchzogen und rings umbordet. Der schöne Hafen ist fast zerstört. Wüthend stürzen jetzt die Meereswogen Tag und Nacht auf ihren Feind, sie branden und brechen sich zornschäumend, — von der dunkeln trägen Masse reiben sie kaum ein paar Stäubchen ab.

Catania zählt die Jahrgänge seiner Zerstörungslava, wie andere Städte ihre Kriegszeiten. Jeden Tag können die verzehrenden Gluthströme von der Aetnahöhe wieder hervorbrechen: das hindert weder Fischer noch Schiffer, im Hafen lustig zu arbeiten, und hindert das Volk nicht, sich fröhlich über die Straßen zu treiben. Nimmt der Aetna

viel Leben, so gibt er noch tausendmal mehr. In seiner Asche scheint noch warme Triebkraft zu wohnen, sein ganzes Gebiet blüht und grünt wie ein Paradies. Und fragt man einen Catanesen, warum hier so viele Kinder außer der Ehe umherlaufen, weist er lachend auf den Aetna. Nun soll man aber nicht meinen, als wäre das Volk beständig in heißer Wildheit: ich habe vielmehr nirgends in Italien bei so viel Frohsinn so viel Anstand gesehen. Die große Aetnastraße war des Abends fast so belebt, wie der Toledo in Neapel, aber Alles benahm sich in Catania friedlicher und freundlicher. Die schwere Revolutions- und Hungerzeit drückt in allen italienischen Städten schwer auf das öffentliche Leben, auch in Catania wurde das merklich, hielt jedoch Reihen der schönsten Wägen nicht ab, ihren Corso zu machen. Sie erschienen mit reizenden Damen besetzt nach der neuesten Pariser Mode. Hübsche Bürgerfrauen aber kamen über die Straße gekleidet in schwarzseidenen Schleier, der vom Kopf bis zu den Füßen niederwallte. Da brauchten sie weder Hut noch Gepränge, und sahen doch immer schön frauenhaft aus. Allein wie lange wird's dauern, dann hat auch sie Allkönigin Mode besiegt, und die schönen Seidenstücke werden zerschnitten zu Kinderschürzchen.

Es kam der Vorabend zum Himmelfahrtsfeste. Die Straßen wimmelten von Menschen. Auf Kreuzwegen und Plätzen wurden große Feuer angezündet, die Lohe prasselte hoch bis an die Dächer, die langen Straßen auf und ab sah man Flammen und Rauch. Dazwischen zischten feurige Raketen, pufften Kanonenschläge, läuteten alle Glocken. Das Volk war völlig im Rausche, im ewigen Schreien und Jubeln. Eine tolle Fastnacht wurde gefeiert, von

Religion und Gottesdienst keine Spur. Als ich eine Stunde vor Mitternacht aus einer Gesellschaft zurückkam, lagen noch aller Orten die rothen Gluthhaufen, kein Mensch kümmerte sich darum. Der frische Hauch des Meeres zog mich wieder zu meinem geliebten Plätzchen an der Mariensäule, wo es hoch auf dem Lavaufer Tags über immer so still war. Das Meer hatte seinen dunkeln Schimmer, die Sterne in ihrer Aetherhöhe funkelten mit kräftigstem Lichte, und wandte ich mich um, erschien die Stadt wie besäet mit glühenden Augen.

Aus einer Stelle in den ärmeren Gassen am Hafen brach ein heller Feuerschein hervor, dort schallte lustig das Tamburin. Vor Freuden hätte ich jauchzen mögen, als ich mich hingefunden. Denn da tanzten vor dem Feuer Frauen und Mädchen und junge Burschen die Tarantella. Prächtig vor der rothen Gluth wiegten sich die dunkeln Gestalten, die Arme über dem Kopfe, den Busen hervorgedrängt, die schlanken Leiber wie Weiden biegsam. Immer leidenschaftlicher wurde das Tanzen, immer heftiger brauseten Trommeln und Schellen dazwischen, die Haare flogen, die Gesichter glühten, die Glieder waren ein Wirbel: ich konnte die Augen nicht losreißen. Das hier war Natur und Wildfeuer, Alles was ich sonst von Tarantella in Italien gesehen, bloß Theaterstück und Bettelei dagegen. Das Tamburin klang allerdings wie Bärenmusik, aber es war etwas Treibendes Berauschendes darin, und unter diesen klingenden grollenden murrenden hetzenden Tönen tanzten die Mädchen, bis sie mit lautem Lustschrei zu Boden sanken. Gleich standen Andere an ihrer Stelle. Leider wurde ich zuletzt an meiner dunkeln Ecke bemerkt, die Musik hörte auf: vor den nahenden Burschen schien es klüglich, mich

stille zurückzuziehen. Es schlug mich beinahe das Gewissen, als hätte ich mit kleinem Frevel ein Geheimniß italienischen Naturlebens belauscht.

Am andern Morgen war ganz Catania gerade so aufgeschmückt, wie an jedem gemeinen Tage in der Woche. Welch ein schönes Fest ist bei uns in Deutschland Christi Himmelfahrt, die weihevolle Vorfeier des großen Frühlingsfestes Pfingsten! Grün und Blumen und Sonnenglanz, und ein wenig höhere Stimmung der Seele kehren an jenem Tage auch in der niedrigsten Hütte ein. Von solcher stillen heiligen Festfreude ist in Italien keine Spur zu sehen. Im vorigen Jahre war ich auf Christi Himmelfahrt in Paris. Als ich Morgens aus der Thüre trat, war die Straße voll Lärm und Schmutz und Geschrei, wie an jedem andern Tag: da fuhren die Lastwagen, saßen die Maurer auf ihren Gerüsten, klopften die Schuhflicker in ihren dunkeln Höhlen. Kein himmlischer Gedanke lichtete dies dichte tosende Arbeitsgewühl. Nur auf einem Theaterzettel las ich, eine beliebte Schauspielerin werde Abends zur Ehre des Tages auf der Bühne ihre Ascension machen. Nachmittags schlossen sich jedoch mehrere Läden: der Pariser Spießbürger hat die hübsche Gewohnheit, Sonntags mit seiner Familie draußen zu essen. Ungefähr so wurde das Himmelfahrtsfest auch in Catania gefeiert: gleichwohl war der Unterschied unverkennbar. In Paris kümmerte man sich eben nicht um das Kirchenfest, Wenige aus den niederen Klassen wußten überhaupt davon. In Catania dachte Jeder daran, und wußte auch, was es bedeutete. Allein die Leute sahen aus, als ständen sie ohnehin schon so familiär mit dem lieben Gott und allen seinen Engeln und Heiligen, daß sie sich ihretwegen nicht erst zu bemühen

brauchten. Die Menge der Glocken bimmelte den ganzen Tag, die Menge der Priester stand am Altare, — das schien genug zu sein, die Kirchen blieben leer, und das Volk ging Arbeit und Gelüsten nach. Die Religion ist den Italienern etwas sehr Schönes, etwas höchst Nothwendiges, jedoch für die Meisten auch etwas recht Aeußerliches. In Rom wird am ersten Kardinal, nicht wer der frömmste und gelehrteste Geistliche ist, auch nicht der beste Prediger, sondern wer unter Priestern der gescheidteste Jurist.

XXI.

Aetna und Taormina.

Beide gehören zusammen wie Göthe und Schiller. Zweifellos aber wäre der herrliche Berg, der vom breiten Unterbau in reiner Schönheitslinie bis in lichten Himmel hinaufragt, der Göthe, und wie dieser ist der Aetna reich an vielfältigster Frucht und Gabe. Zu seinen Füßen schüttet er Getreide und köstliche Südfrüchte aus, sein Waldgürtel ernährt Wild und Heerden und Honigbienen, seine Höhlen und Brüche ergeben vielerlei Metall, und sein Haupt, — was wäre Sizilien ohne Schnee und Eis? Gäbe es im Sommer kein Eis in den Konditoreien, es bliebe kein reicher Sizilianer im Lande. Und diese einzige unschätzbare Kühlung in Sonnengluth spendet ebenfalls der Aetna.

Am schönsten sonnenhellen Morgen, als der Schneegipfel des Berges glänzend vom blauen Himmel niederschaute, ritt ich zu ihm hin. Wie bekannt, windet sich der Weg allmählig ansteigend vier Stunden weit bis zum Städtchen Nicolosi, hinter welchem die Wälder beginnen.

Das ist eine der schönsten Landschaften auf Gottes Erdboden. Ringsum Felder und Gärten voll üppigster Fruchtbarkeit, zahllos dazwischen Dörfer und Häuser voll glücklicher und sauberer Menschen: vor sich hat man das hohe Berghaupt, und jede Viertelstunde wird der Rückblick ausgedehnter, farbenprächtige Hügelwellen hinunter zum hellen Catania und leuchtenden Meer. Die Straße war von Menschen belebt, wie bei uns an Feiertagen. Eine Familienkutsche nach der andern fuhr vorbei, um ihren Inhalt an Kindern und Eltern in's Grüne zu bringen. Das Landvolk aber schien das Himmelfahrtsfest noch in den Kirchen zu feiern. Durch ihre offenen Thüren sah man viele Leute darin, und keine Frau kam über die Straße, welche sich nicht geputzt hatte. Vor den Hausthüren waren zur Ehre des Tags gelbe und rothe Feldblumen gestreut. Das erinnerte mich an die hübsche Sitte in Ostpreußen, wenn das Haus ein Fest hat, die Wände unten mit grünen Tannensprossen zu belegen. Ach frischer Tannenduft! Alles hier war grünend und blühend, die Lüfte schwer beladen mit Wohlgerüchen, — aber ich lobe mir doch unsere Maifrische. In diesem Meer von köstlichen Düften lechzte man nach ein bischen kühler Luft.

Höher hinauf gewinnen die Lavafelder die Ueberhand über das grüne Blüthenkleid, welches das einförmige Schwarz bisher verdeckte. Noch aber zeigten sich junge Weinpflanzungen in Menge, und wo diese nicht, standen Ginsterbüsche, groß wie kleine Bäume, und über und über mit gelben Blüthen behangen. Es war ein seltsamer Anblick, diese fröhlichen grünen und gelben Punkte ausgesäet über die schwarze Einförmigkeit. Wenn die Sonnengluth alles Grüne vom Boden wegbrennt, mag die Gegend traurig

aussehen und Nicolosi wie gottverlassen in dunkler Lavawüste. Die Kirche dieses Städtchens machte mir den Eindruck, als wäre sie ausgesetzt am Nordseestrande, wo die nächste Springfluth den Boden wegreißen kann.

Mit bekümmertem Herzen hatte ich schon öfter zum Aetna hinauf gesehen. Denn immer dichter hüllte er sich in ziehende Wolken, und der Wind, der scharf von der See heraufstrich, schien Alles, was von Wolken vorräthig, zum Aetna zu treiben. Doktor Gemmelaro, der vielbekannte Wart am Aetna, schnitt mir eigentlich alle Hoffnung ab, daß ich hinauf käme. Was er mir von den Errungenschaften meiner Gefährten, die drei Tage vorher den Versuch gemacht, erzählte, und was der Eine, der glücklich auf den Gipfel kam, für mich im Fremdenbuche angedeutet, war gar nicht lockend. Zwei bis drei Stunden reiten, und dann fünf Stunden im tiefen lockern Schnee waten, und schließlich immer in Wolken begraben, ohne das Mindeste zu sehen, — nun, ich hätte es am Ende auf gut Glück gewagt, jedoch mein noch nicht ganz geheiltes Bein that vernehmliche Einsprache. Ich besuchte einstweilen die beiden Rothberge in der Nähe von Nicolosi, bei deren Heraufklimmen man schon außer Athem kommen kann. Es steigt sich gar zu schlecht im Aschengeröll, das einem unter den Füßen zurückweicht. Oben zog sich ein ungeheurer zackiger Lavakranz um zwei tiefe Krater. Es dauerte eine gute Stunde, bis ich sie umwandert und umklettert hatte. Die Aussicht war aber gar zu prächtig. Ringsum breitete sich abwärts eine schwarze Lavawelt, punktirt mit hellem Weingrün und blühenden Bäumchen: man sieht, wie die ganze Gegend üppig treibt, und wie Alles im Fortschreiten ist. Zwischen Grün und Schwarz winken unzählige weiße

Landgütchen mit gastlich rothen Dächern. Hinauf die Aetna-breite standen Berge von allen Farben, rothe grüne schwarze gelbe, fast immer als hübsche Kuppen und von ganz anständiger Höhe. Doch wie klein erschienen die Kinder gegen den hochstattlichen Papa! Zu Zeiten lüftete er den Wolkenschleier, dann blickten blendend die Schneefelder hervor, ganz unten jedoch mit schwarzen Streifen durchzogen.

Eine letzte Unterredung mit des Berges und der Wege Kundigen gab den Ausschlag. Sie erklärten offen: in den nächsten acht Tagen sei auf kein besser Wolkenwetter für die Aetnareise zu hoffen, und der tiefe Schnee werde nicht fester. Acht Tage hatte ich nicht übrig, mit schwerem Herzen entschloß ich mich zur Rückreise, und da es einmal sein mußte, ritt ich noch am späten Abend wieder weg. Ich hatte vorher auf halbem Wege die Bekanntschaft eines verständigen Mannes gemacht, der in Gravina sein Anwesen hatte. Er hätte sich gefreut, wollte ich bei ihm herbergen und sein Gütchen mir ansehen. Da es nun, als ich wieder nach Gravina kam, stichdunkel geworden, klopfte ich ihn heraus, und wurde freundlichst aufgenommen. Andern Morgens musterte ich denn seine Wirthschaft. Die war bald durchgesehen, denn der Landbau ist hier gar schlicht, ich möchte sagen von kindlicher Einfachheit.

Früh am Tage war ich schon wieder in Catania, suchte mir unter den Kutschern, welche vor dem Dome hielten, einen freundlichen Mann mit hübschem Wagen aus, und fuhr im schönsten Sonnenschein die acht oder neun Stunden Weges bis Taormina. Der Weg läuft am Meeresufer durch die Lava hin, welche tausend kleine Vorgebirge bildet. Es ist und bleibt ein häßlicher Anblick, wie das leuchtende Meer gegen diese todte träge widrig schwarze

Masse anschäumt: Beides paßt einmal nicht zusammen. Noch seltsamer sieht es aus, wenn auf ungeheurem Lavablock im Meere, der für sich allein eine hohe Schwarzinsel bildet, sich ein altes Kastell erhebt. Dann kommen die Cyklopeninseln, vier große und mehrere kleine Lavaungethüme in der See. Das eine hat über dem Wasser einen offnen Bogen, durch welchen man den hellen Himmel sieht, als wenn das Ungeheuer ein Auge hätte.

In Acireale sah ich voll Freuden wieder eine aufblühende Stadt. Es wurde sehr viel gebaut, und viel Schönes und Stattliches. Mich freuten diese Zeichen des Fortschritts, die Vorboten des Aufstrebens. Die Völker bauen nur, wenn sie gute Zeiten haben und sich wohlauf fühlen, und wenn sie aus altverjährten Zuständen herausgehen. Selten ist seit dem Ende des Mittelalters in Europa so viel gebaut worden, als in unsern Tagen. Kommt man in eine Stadt, die Leben und Zukunft hat, so stößt man in ihren Straßen auf Baugerüste Kalkgeruch und den röthlichen Staub der Backsteine. Das Alte wird niedergerissen oder umgebaut, neue Häuser und Straßen entstehen in kürzester Zeit. Wohin deutet diese Erscheinung? Ich glaube, diese Völkerwanderung in die Städte, um sich dort anzusiedeln, das unruhige Gewerbstreiben, die rasche Zersetzung der Sitten und Gewohnheiten, der Güter und Familien, — das Alles, was sich unter unsern Augen begibt, es sind nur Zeichen einer tiefgehenden Strömung, welcher sich kein europäisches Land mehr entziehen, kein ruhesehnendes Herz mehr entrinnen kann. Der tägliche Fortschritt in der Umgestaltung so vieler Dinge ist zwar unmerklich: das Ergebniß aber schon von zehn Jahren ungeheuer. Kein europäisches Land war bisher weniger

davon berührt, als die Türkei und der größte Theil von Italien. In der Lombardei Piemont Toskana wird etwas gebaut, fast gar nichts in Unteritalien und Sizilien. In Neapel jedoch wie in Rom finden jetzt Baumeister und Maurer verhältnißmäßig viel zu thun: diese Städte empfinden am ersten jene große europäische Strömung. Spanien hat sich lange vor ihr gesperrt, nun ist es mitten darin. Wird es Italien anders ergehen? Schwerlich! Niemals lassen sich die breiten Einbrüche wieder ausfüllen, welche in der letzten Zeit in die alten Dämme gerissen wurden, hinter denen sich Italiens träges Stillleben gesichert dünkte.

Auf halbem Wege in Giarre machte ich Mittag auf gut Italienisch, und befand mich allerseits wohl dabei. Ein Gutsbesitzer aus der Nähe und ein Student leisteten mir Gesellschaft. Beide junge Männer schienen ungemein wißbegierig, ich mußte ihnen aus verschiedenen Fächern unsere Lehrbücher aufschreiben. Sie waren große Verehrer von Schelling, und erklärten, Deutschland allein sei das ächte Land der Wissenschaft, und die edelsten und stärksten Ideen, durch welche sich die Völker innerlich verjüngt und von alten Schlacken und Beschwerden befreit fühlten, stammten aus der Werkstätte deutscher Gedanken. Dies Geständniß hätte mich in England oder Norwegen nicht überrascht, hier am sizilischen Ostrande war es mir neu. Es gemahnte mich, als flögen die ersten Strahlen der geistigen Morgendämmerung über den lange umnachteten Himmel Italiens. Die Sonne ist noch nicht da, aber man weiß, sie steigt hinter den Bergen empor.

Die Landschaft wurde immer entzückender: große herrliche Umrahmung, darin blühendes Leben auf schwarzem

Untergrund. Zur Seite leuchtete der hohe Schnee des Aetna, das Haupt des Bergriesen steckte aber unaufhörlich in dichten Wolken. Gut, daß ich jetzt nicht dort oben im tiefen Schnee und nassen Nebel emporklimmte, immer voll trügerischer Hoffnung, die furchtbare Mühsal werde durch einen lichten Augenblick sich belohnen. Und doch, und doch, wenn ich jetzt zu Hause wieder in mein Tagebuch blicke, meine ich immer, ich hätte es wagen sollen. Ist man wieder ein paar hundert Stunden fern, scheint der Verlust von etwas so Herrlichem unerträglich. Gewann ich auch nicht die volle Aussicht, hätte ich doch vielleicht ein Stück davon erhascht, gewiß aber hätte ich die Bergnatur des Vulkans ganz anders kennen gelernt. Wie furchtbar großartig nahm sich selbst von hier unten das Val del bove aus, das oben am Aetna breit aufgerissen ist, die weltberühmte Musterkarte aller Lavagänge.

Ich sah endlich die Aetnahöhe vor mir in's Meer niedergehen, und als ich näher kam, hatte sich ein erhabenes Halbrund eröffnet von prachtvollen Berggestalten. Hingestreckt an der schönen Bogenlinie der Meerbucht lag eine hellweiße Stadt, auf felsgrauer Steilhöhe darüber das wunderbarste Beieinander von Schlössern Burgzinnen antiken Mauerbogen Bergzacken und einem Stadtnest mit üppigem Baumgrün. Die Stadt unten war Giardini, oben das ersehnte Taormina.

Vor einem der letzten Häuser Giardinis stieg ich ab, es war ein ärmlich Wirthshaus, jedoch still, und hatte einen Altan dicht am wogenden Meere. Vom Altan sah ich lange Zeit armen Frauen zu, die am Strande ihre Wäsche auf dem Feuer und ihr Lachen hatten mit den Kindern und vorbeigehenden Männern. Wenn sonst nichts

zu thun war, warfen sie einander zum Spaß die glühenden Kohlen zu. Ihr Leben ist arm, sehr arm, aber es ist Spielen. Dann ging ich am Meere hin, das in langsamen regelmäßigen Schlägen zu- und abwogte, schleifend über die blanken Kiesel: zahllose Fische glänzten lebendig in der hellen Woge. Ich stieß auf Fischer. Sie hatten ihre zwei Fahrzeuge an's Land gezogen und saßen daneben auf dem weißen Strande, ein halbes Dutzend oder mehr, und kochten in einer großen Pfanne ihre Fische. Als das Gericht fertig war, wurde es brüderlich vertheilt. Jeder nahm Brod aus seinem Sacke, der Aelteste gab Salz her, und sie verzehrten ihr Mahl unter Frohsinn und kleinen Scherzen. So trifft man in Italien das niedere Volk immer: es ist kindlich, gutmüthig, und voll innerer Höflichkeit. Auch offen und ehrlich sind die Leute, nur muß man sich von vorn herein mit ihnen auf bestimmten Fuß stellen.

Weiter wandernd fand ich zuletzt einen Badeplatz zwischen den Felsen, und ließ mich mit größtem Behagen wiegen und schaukeln von der kühlen krystallenen Woge. Von Grund aus erfrischt, stieg ich nun zu Taormina hinauf, einen steilen Treppenweg von einer halben Stunde Länge. Jede hundert Schritte höher wurde die Aussicht prachtvoller, und oben, — nun da haben Gebirg und Geschichte einmal wieder ihr Wundervollstes für den Anblick beisammen gestellt. So berggewaltig ist Alles ringsum, so meereslicht unten, so hochgethürmt oben in Kastellen und Burgzinnen.

Es empfing mich eine Schaar jubelnder Kinder, mit denen ich durch die schwärzlichen Stadtgassen zum Theater zog. Der Lärm der Kleinen, die ganz glücklich über ein paar Kupfermünzen, zog Frauen und Mädchen herbei,

lachend schauten sie unsern Zug an, während immerfort neue Kinder aus den Hausthüren sprangen. Das Städtchen ist halb im Verfall, die Kindermenge scheint um so mehr im Wachsen. Die Fruchtbarkeit der sizilianischen Frauen übersteigt jede andere Erfahrung. Es gibt ihrer genug, die mit dem dreizehnten Jahre heiratheten und mit dem dreißigsten noch frisch und schön sind, und haben jedes Jahr ihr Kind gehabt.

Das Theater liegt auf dem äußersten Bergvorsprung, wo die Häuser zwischen Gärten aufhören. Da sieht man zu beiden Seiten herrliche Meeresbläue und ragende Felsberge, zur Rechten des Aetna Schneehoheit, über sich schroffe Bergzacken und furchtbare Bastionen, Alles seltsam bekrönt von Thürmen und zerrissenen Burgzinnen. Es ist das wildeste Durcheinander, dennoch voll erhabener, voll feierlicher Harmonie, große ruhige Hauptlinien ziehen sich hindurch.

Nun war die Sonne hinter den Bergen niedergesunken, tief dunkle Schattenmassen fielen zwischen die rosigen Höhen, deren Gipfel noch wie von Sonnenwärme erfüllt schienen. Der redselige Custode, der am Theater seinen Wohnsitz aufgeschlagen, war eine gute alte Haut, er zählte mir gleich an den Fingern eine Reihe deutscher Freunde her, und schwelgte in persönlichen und historischen Erinnerungen. Ich hatte ihn glücklich zur Seite gebracht, daß er mich in der schönen Abendstille meinen eigenen Betrachtungen überließe. Aber plötzlich stand er wieder da und fing laut an zu deklamiren: das rollte und brausete in tönenden Versen von Aetna und Taormina und allen Göttern der Ober- und Unterwelt, und wollte gar nicht aufhören, bis ich ihn zuletzt an den Arm nahm, um eine Wanderung im Halbdunkel durch das Städtchen anzutreten. Dieses allein wäre

zehnmal des Heraufkletterns werth. Die Häuser sind eng zusammengedrängt, zwischen ihnen öffnen sich malerische Plätze und Straßen, römisches normannisches oder sarazenisches Bauwerk ragt überall empor, und nicht in nackter Bergöde, sondern aus üppigstem Wein- und Baumgrün, das Burggemäuer ist umwuchert von uraltem Epheu, hin und wieder überragt von stolzen Palmen. Weil der Custode eine duftige Kellerblume wissen wollte, bestellte ich mir bei ihm auf den andern Nachmittag zu dem Wein einen Imbiß.

Giardini, das Gartenstädtchen, lag noch in tiefem Schlaf, als ich andern Morgens den langen Zickzackweg, der von hier mühsam nach Taormina führt, hinanstieg. Die Gebirge starrten ringsum bleich empor, und das Meer erschien wie eine graue dunstige Fläche. Eine Luft aber empfing mich so weich und schwimmend in Wohlgerüchen, daß wir diese Fülle von Lieblichkeit nicht erreichten, und wenn wir all unserer Gärten Blüthenduft zusammenmischten. Als ich weiter stieg, spielte über den höchsten Rand der Schluchten leises Roth, und plötzlich sah ich hoch in den Wolken eine weiße Stelle erglühen, es war der Aetna, der auf einmal breitglänzend am Himmel hervortrat, und immer tiefer hinab sich mit rothen Lichtern umzog. Auf seinem Gipfel aber erhoben sich jetzt starke Rauchwolken. Als ich mich um und gegen Osten wandte, waren die tausend Bergzacken und Mauerzinnen wie vom hellsten Feuerglanz umflimmert: da eilte ich, die nächste Berghöhe zu erklimmen, welche weit in's Meer vorragte, und kam gerade noch zur rechten Zeit. Denn die bläulich dunklen Massen der kalabresischen Berge schienen wie im feurigen Rauch zu stehen, und hinter ihnen stieg stille und hehr die Sonne empor. Nun erhielt

auch das Meer Leben und Farbe. Blaurothe Schimmer flogen über seine Fläche, leise Bewegung wurde merklich, es schien sich von der Küste zurückzuziehen, während die felsigen Buchten deutlicher hervortraten. Die Fischersegel auf hoher See fingen an zu glänzen, und wendeten sich zur Heimkehr. Bis weit nach Catania hin lag die Küste auf das Hellste beschienen, ja noch in weiter Ferne bezeichneten weiße Punkte die Lage von Syrakus. Ich aber grüßte den aufsteigenden Helios mit dankbarem Herzen, daß er einst über Meereswüsten die Griechenschiffe hierher geführt, welche Licht und Leben unter umnachtete Völker brachten. Hier auf dieser Berghöhe über dem Meer errichtete Theokles den ersten Altar, und heilig blieb fortan allen Griechen Siziliens diese Stätte. Wenn ihre Gesandten zu den festlichen Spielen nach dem Mutterlande zogen, dann kamen sie erst hierher, bei dem ältesten Heiligthum ihr Opfer zu bringen.

Ich machte mir den Tagesplan, und suchte über Landschaft und Wege klar zu werden. Mein Standpunkt war ein nackter Berg, der in's Meer hineinsetzte, gegenüber stand ein anderes schroffes Vorgebirge, auf dessen Rücken die Theaterruinen. Von dort zog sich in weitem Bogen herüber ganz unten in der Tiefe die Strandlinie, hier oben ein breiter ebener Rand, bedeckt mit Gärten, in deren Mitte sich das jetzige Taormina aufbaut, umkränzt von Mauerzinnen und überragt von seiner Burghöhe mit gebrochenem Kastell. Hoch darüber erhebt sich ein zweiter Bergkegel, gekrönt mit den stattlichen Ruinen eines Sarazenenschlosses. Und nochmal hoch darüber schaut von senkrecht starrem Felsenberg das Städtchen Mola nieder, wie ein Geiernest aus den Wolken, einst von Abu Cassem ge-

gründet, nachdem er Taormina, die letzte heldenhafte Christenfestung, grausam zerstört hatte. Das Alles ist eingefaßt vom weiten Kranz der seltsamsten Kuppen und Zacken eines Hochgebirgs.

Zuerst stieg ich nun nach Mola hinauf, und brachte auf dem Wege wohl zwei Stunden zu. Oefter hielt mich die Betrachtung des Völkchens auf, das jetzt Leben in die Landschaft brachte. Burschen und Mädchen zogen vorbei, mehr hübsch als schlank, und wenn auch in Kleidung sparsam, doch sittig in ihrem Wesen. Sie eilten die Felsensteige hinunter zur Arbeit in Giardini. Die Mütterchen und Kinder trieben Ziegenheerden aus, und die Männer begaben sich mit dem Ackergeräth in die Gärten. Hier war am frühen Morgen das Volk schon rege und arbeitsam. Je höher ich stieg und je mehr ich von Bergen und Burgen unter mich bekam, desto kleiner und übersichtlicher rückte Alles zusammen. Endlich war ich oben, und es wehte mich an wie Alpenluft und Alpenlust. Wer sollte in dieser Höhe eine ebenso liebliche als erhabene Landschaft vermuthen? Grüne Thäler gab es und kleine Ebenen zwischen den Berggipfeln, geschmückt mit Fruchtbäumen Weingärten und weidendem Vieh. Die Buben bliesen auf einer Art Schallmeien lustig in die Berge hinein.

Die Leute in Mola waren sehr freundlich, als freuten sie sich, daß ein Fremder auch einmal zu ihnen herauf kam. Einer näherte sich am Thorweg und sagte im schönsten Italienisch, er würde sich geschmeichelt finden, wenn ich bei ihm frühstücken wollte, er habe Milch und Kaffee und Eier, und seine liebe Frau sei auch schön. Das war sie wirklich, und während sie in einer Unzahl von Töpfchen mein Frühstück an's Feuer setzte, sah ich mir das Haus-

wesen an. Ein Haupterwerb bestand in Seidenzucht, wie sie über die ganze Insel verbreitet ist. Jede Familie hat eine Stube voll Seidenwürmer, welche auf Rohrhürden über einander die Maulbeerblätter verzehren, die man ihnen täglich dreimal aufschüttet. Wenn sie nach sechs Wochen ihre Cocons gesponnen, wirft man diese in siedend Wasser, um den Wurm darin zu tödten. Dann kommen die Händler von Catania herauf, und kaufen die Cocons nach Farbe und Gewicht. Eine Haushaltung kann sich dabei wohl fünfzig Piaster im Jahr verdienen. Mein Herr Wirth, der mir dies und anderes im Häuschen und Höfchen zeigte, brachte nach vielen Fragen glücklich meinen Namen Stand und Wohnort heraus, und nun wußte er nicht lieblich genug ein über das andere Mal zu wiederholen, welche wonnige Ehre für sein Haus, meine „allerwürdigste Persönlichkeit" zu bewirthen. Als ich bezahlen wollte, wehrte er es ab mit der Anmuth eines großen Herrn, und sagte endlich, ich möge seinem Knaben etwas zum Andenken geben. Nun bekam dieser statt der gehofften Handvoll Piaster nur Taris: sofort änderte sich die Szene, ernst wurden die Mienen, verduftet war meine hohe Würde, nur die Hoffnung schimmerte noch durch, daß ich mehr geben könne. So sind diese feinen Sizilianer. Dem Manne war es wirklich Ehre und Freude, mich da hoch oben gut zu bewirthen, er schien auch ein ebenso redlicher als artiger Mann: Geld aber liegt dem Sizilianer hier und dort, wohin auch seine Gedanken wandern, als Stein des Anstoßes, über welchen er nicht hinweg kann.

Doch ich ließ es mich wenig kümmern, und als ich aus den Winkeln und Ecken des Städtchens, zwischen denen es noch ziemlich arabisch aussah, mich herausgezogen, er-

blickte ich über mir die grauen Trümmer des Kastells von Mola. Es gelang, über einige Gartenmauern hinauf zu kommen, und da war ich nun recht auf der Höhe aller Herrlichkeiten. Wenige Reisende gelangen bis hierher. Die Namen, welche ich in dem Fremdenbuche bei dem Frühstückswirthe las, gehörten größtentheils Landsleuten; denn die Deutschen, diese Allerweltsnaturen, haben bei ihrer weiten Fassungsfähigkeit auch den unruhigen Trieb, überall hinzuklimmen und zu forschen. Diese Stunde auf dem Sarazenenschloß in Mola war nun eine der allerschönsten, die ich in Italien erlebte. Man hat auch in dieser Höhe über sich noch Berggrößen, doch man wende ihnen den Rücken und schaue zum Meere hin. Wie wild wogen und werfen sich da die zackigen Sturmwellen des Gebirgs hinunter in die hellblaue Fluth! Dazwischen gähnen dunkelnde Schluchten, lachen grünende Thäler, schäumt tief unten die Brandung weiß um gewaltige Felsblöcke im Meere. Und hier und dort und allerwärts hängen und starren die malerischen Häuser und Burgtrümmer im goldenen Sonnenschein. Blicken wir links nach Messina zu, so steigen dort schroffe dunkle Bergkämme einer hinter dem andern, hoch darüber Kuppen Dome Zinken, und noch in grauer Ferne glänzen Ortschaften und Kastelle auf den Gipfeln. Ziehen wir dagegen unsere Blicke über die lichte Meeresweite hinüber nach rechts hin, so steigt da in einer einzigen erhabenen Linie der schneeige Aetna empor, und gleichsam scheu zurückweichend vor seiner Hoheit dehnt sich unabsehlich die tiefe schimmernde häuserbesetzte Ebene. Diese Landschaftsbilder umfassen Alles, was groß und herrlich ist, Meer und Bergwildniß und Aetna, unten Palmen, oben glänzende Schneefelder, dazwischen Rauchwolken des Vulkans,

und die Mannigfaltigkeit der Thürme und Zinnen des Mittelalters. Und hinter all den normannischen und sarazenischen Burgzacken, o wie lieblich winkt da noch die schöne griechische Zeit, gleichsam tief im Hintergrunde der Zeiten noch ein mildes heiteres Aetherblau.

Eine gute Stunde mochte ich auf dem luftigen einsamen Kastell geruht und geschaut haben, da erspähte mich der Ortspfarrer und wandelte heran. Er kam, um des Platzes Ehren zu vertreten, auf die historischen Punkte aufmerksam zu machen, mich in sein Haus einzuladen. Ich mußte aber dem würdigen Manne entgegeneilen und für Alles danken, denn mich lockten noch die große Sarazenenburg und das Theater. In weniger als einer halben Stunde war ich am Fuße des Schloßkegels. Wege hinauf gibt es nicht anders, als wenn man sie mühsam klimmend sucht zwischen Gestein und Gebüsch. Oben fand ich die weiten Ringmauern, die Gewölbe und die feste Steinpyramide der Hochwarte noch gut erhalten. Gelagert zwischen duftigsten wilden Blumen, niederschauend von der freien Hochwarte, genoß ich die dritte himmlische Ruhestunde in dieser einzig köstlichen Landschaft. Hier sah ich nicht, wie von Mola, von oben hinein in den weiten Kranz von Prachtgebilden, sondern war gerade in ihrem Mittelpunkte. Auch änderte sich jetzt die Beleuchtung. Die Messinaberge färbten sich dunkel unter den Wolkenballen, welche sich in ungeheuren Heeren dort ansammelten, als sollte ein Wetter losbrechen. Von Kalabrien war nichts mehr zu sehen. Auch der Aetna hatte sich tief in Wolken gehüllt. Das Meer aber strahlte jetzt in wunderbarster Bläue. Sein weiter Glanz war so hell und gewaltig, daß mich beinahe Etwas wie Schwindel faßte, wenn ich niederschaute in dies blaue

Lichtmeer, als hätte ich die unermeßliche blaue Himmelstiefe unter mir. Da zitterte es wie leises dumpfes Rollen durch die Luft. Es kam vom Aetna her, ich lauschte, noch zweimal schallte von dorther das dumpfe Donnern. Eine unheimliche Mahnung in dieser still leuchtenden Fülle von Schönheit.

Ich wollte nun den geraden Weg nach Taormina, dorthin, wo das Theater lag, hinunter, kam aber übel an. Nachdem ich vergebens versucht hatte, mich durch die Stachelcactus durchzuwinden, mußte ich steil hinab, und kam endlich schweißbedeckt, auch ein wenig zerrissen bei dem Theater an. Dieses ist oft genug beschrieben. Man kann da Manches über Einrichtung des Theaters zur Zeit der Römer lernen, sich aber auch ärgern über diese Barbaren. Die Griechen hielten ihre dramatischen Spiele auf der freien Berghöhe, wo sie ihre Seele rechts und links weiden konnten in der erhabenen Schaubühne der prangenden Natur. Die Römer aber zogen rings um das Theater hohe Mauern, sie stellten Götterbilder in die Mauernischen, sie füllten die innern Räume mit prachtvollen Säulen, mit Schmuck und Zierrath jeder Art, — allein der Blick in die lichte schönheitserfüllte Weite war ummauert. Die Römer liebten das Freie nicht, sie wollten Alles fest umschlossen, und die Blicke geradeaus nur auf das nächste Ziel gerichtet.

Der alte Custode hatte Wort gehalten, sein Wein war ein Göttertrank. Nachdem er auch seinen Wissensballast glücklich losgeworden, erzählte er mir Menschliches aus seinem und der Umgegend Leben und Treiben. Er hatte ein hübsches Häuschen oberhalb der bemoosten Sitzreihen des Theaters gehabt und schöne Einrichtung darin, manches fürstliche Haupt hatte dort schon geruht. Da waren auf

diese weitschauende Warte vor drei Jahren erst deutsche Garibaldiner gekommen, deren Kapitän ein Engländer war: diese hatten Alles gebraucht, jedoch Nichts verdorben. Ihre Nachfolger die Sizilianer aber raubten und zerstörten was da war. Nachdem etwa viertausend Mann in Giardini sich gesammelt und wochenlang gewartet, kam Garibaldi, zwei Dampfer landeten, und rasch war Einschiffung und Ueberfahrt geschehen. Ich fragte den Custode, ob er sein Haus nicht wieder für Fremde einrichten wolle? Er wollte aber doch lieber noch eine Zeitlang warten. Denn er traute dem Landfrieden so wenig, wie dem Aetna, dessen Donnern er ebenfalls gehört hatte. Er prophezeite einen baldigen Ausbruch des Vulkans.

Und also plaudernd und zechend und mit den Blicken immer wieder hin und her schweifend in dem bergmajestätischen Halbrund, zwischen die Burgzinnen, und hin über den blauen Meeresglanz, schwanden mir die vierte und fünfte der köstlichen Ruhestunden, welche ich in Taormina verlebte, wo Natur und Geschichte sich hinsetzten, um gemeinschaftlich ihr erhabenstes Heldengedicht zu verfassen. Unter Allem, was ich dies- und jenseits des atlantischen Ozeans Schönes und Herrliches gesehen, wird wohl am längsten in der Seele wach bleiben das Heimweh nach Taormina.

XXII.

Königin Blanka.

Der Weg nach Messina hält sich immer niedrig am Meere. Aber zur Seite links thürmen sich wilde Berge breit hinter einander, aus weit aufgerissenen Schluchten kommen Bergströme hervor, die weithin ihr weißes Gerölle verbreiten. Und noch eine andere Umgebung hat diese Straße am leuchtenden Meere, als die schmalen Schleichwege an der Südküste. Dort war Alles kahl öde still, hier immer Segel auf dem Meere, und Städtchen auf Städtchen am Ufer. Je näher Italien, je belebter das Land. Und Wälder wieder, Wälder! wenigstens belaubte Höhen, — die größte Wohlthat für das Auge eines Reisenden, der von jenseits der Alpen gekommen. Der Deutsche aber wird an rheinische Gestade erinnert. Denn auf den Höhen erscheinen zahllos malerische Thürme und Burggemäuer. In diesen Gegenden war der rechte Tummelplatz der sizilianischen Barone im späteren Mittelalter. Hier sammelten sie ihre Schiffe und Kriegsleute,

um Neapel anzugreifen, oder wider die Ungläubigen zu kreuzen, oder den König zu bekriegen, oder Raubzüge in das Gebiet eines Nachbars zu machen. Es war eine ritterliche Zeit voll Abenteuer und wilden Kriegsgetümmels, jedoch eine höchst unglückliche für Sizilien und Neapel.

Nach der sizilianischen Vesper hatten sich auf der Insel die Aragonier, auf dem Festlande die Anjous als Könige behauptet. Der gegenseitige Haß der Fürsten entzündete unaufhörliche Kriege, Friedensschlüsse waren nur Waffenstillstände. Sobald ein König sich wieder gekräftigt fühlte, griff er wieder an. Dieser Kriegszustand dauerte beinahe zweihundert Jahre lang. Beide Völker litten unsäglich unter den endlosen Opfern Angriffen und Verwüstungen. So groß die Uebel waren, welche sie einander zufügten, so groß wurde der gegenseitige Haß. Anderes Unglück kam hinzu. Oefter rissen Erdbeben die Städte nieder, der orientalische Handel, eine der ersten Lebensquellen für Unteritalien und Sizilien, fing an zu versiegen. Denn die reichen Länder des Orients verdorrten in den Händen der Araber und Türken, ihre Kaper machten die Meere unsicher, und brachten blutige Verheerung nach jeder Küste, wo die Vertheidiger nicht auf der Wache standen. Die Großhändler und Rheder zogen sich aus dem Süden Italiens fort und ließen sich in Venedig und Genua nieder. Endlich fiel auch Konstantinopel, sein Fall wurde in ganz Unteritalien nachgefühlt in tiefer Erschütterung des Wohlstandes.

Die Könige thaten wenig oder nichts, ihren Ländern wieder aufzuhelfen. Sie hatten nur Auge für das Eine, sich die Kronen vom Haupte zu entreißen. Immer mit ihren Kriegen beschäftigt, ließen sie das ärgste Uebel im Lande weiter um sich greifen. Dies Uebel war der Ba-

rone Uebermacht und Hochmuth. Sie rissen die königlichen Rechte an sich, die Ernennung der Richter, das Münzrecht, die öffentlichen Steuern und Einkünfte, die Verwaltung der königlichen Städte. Sie verdrängten die kleinen freien Grundbesitzer von ihrem Erbe, und schlossen unabsehliche Ländereien zu einem herrschaftlichen Gebiete ab, auf welchem sie den Galgen errichteten, zum Zeichen, daß ihnen allein dort das Recht über Leben und Tod zustehe. Drei Viertel von sämmtlichem freien Boden gerieth in die Hände der Barone. Ihre Habsucht aber, ihre Begier nach Fehde und Rache ließ sie das Erworbene nicht in Ruhe verwalten. Die ewigen Parteien und Fehden verwüsteten Stadt und Land. Die Bürger der größeren Städte vertheidigten sich noch mühsam, der Bauer wurde ganz schutzlos. Er durfte sein Korn an Keinen als den Grundherrn verkaufen, und wurde beliebig von ihm mit Steuern belegt. Mußten doch selbst die Könige, um Gelder und Beisteuern zu erhalten, bald mit diesem bald mit jenem Baron einen Vertrag schließen, worin ihm förmlich zugestanden wurde, was er oder seine Vorfahren an sich gerissen. Man stellte in Sizilien sogar den Grundsatz auf: was einmal einem Baron gehöre, dürfe kein König wieder freikaufen. Das sizilianische Parlament bestand aus „drei Zweigen“: geistliche Herren waren 63, städtische Abgeordnete 43, Barone aber 208. Die Letztern hatten im Parlamente und deshalb auch im Ausschuß desselben das Uebergewicht, obgleich jeder Zweig vier Mitglieder in den Ausschuß wählte. Dieser hatte größtentheils die Landesregierung: jede Verordnung des Königs war ungültig, wenn der Parlamentsausschuß sie nicht für geprüft und vollziehbar erklärte.

Noch bis über das achtzehnte Jahrhundert hinaus bestand dieses Adelsregiment, und in seinem Gefolge des Landes Elend. Im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts war es noch möglich, diesen Gang der Dinge abzuwenden. Die unheilvolle Entscheidung fiel in die Regierungszeit der Königin Blanka. Die sizilianischen Schriftsteller, welche die romantische Geschichte dieser Königin erzählen, legen kaum Gewicht auf die Kämpfe zwischen Adel und Städten, und doch sind gerade dadurch zuerst die Vorgänge zu erklären.

Die letzte Erbin des sizilianischen Königshauses hatte den jungen Prinzen Martin von Aragonien geheirathet, der mit seinem Vater gleichen Namens und einem Heere im Jahre 1392 nach Sizilien segelte. Erst nach langen und blutigen Kriegen mit dem aufständischen Adel konnten sie sich der Insel bemächtigen. Ihre rechte Hand war dabei Bernard Caprera, ein Reichbegüterter aus dem vornehmsten Adel Cataloniens, großes Kriegshaupt und noch größerer Staatsmann. Als der König und sein Vater in Catania vom Adelsheere sich belagert und in größter Noth ihre Gefangennehmung vor Augen sahen, war Caprera nach Spanien geeilt, hatte seine Güter verkauft, Truppen angeworben und war gekommen, seinen königlichen Herrn glorreich zu befreien. Für solche Dienste wurde er zum Großadmiral von Sizilien erhoben und mit der reichen Grafschaft Modica und andern Gütern belehnt. Ihm hauptsächlich war die Energie zuzuschreiben, mit welcher die Adelshäupter mit Beil oder Verbannung bestraft wurden, und die staatsmännische Einsicht, mit welcher man die Grundsätze verkündigte: Staatseinkünfte sollten unveräußerlich sein, und die frühere Zahl der königlichen d. h.

von Adelsherrschaft freien Städte müßte wieder hergestellt werden.

Des jungen Königs Martin Gemahlin starb, und sein Vater und Rathgeber kehrte nach Spanien zurück, um die Krone von Aragonien auf sein Haupt zu setzen. Er suchte für seinen Sohn eine zweite Gemahlin aus, Blanka, Tochter des Königs von Navarra, eine Perle edelster Schönheit, und nicht minder ausgezeichnet durch Geist und Herzensgüte. Ihr gelang es, den Gemahl aus den Schlingen seines lockeren Lebens zu ziehen. Denn er hatte einen Hof von schönen Weibern um sich, mit denen er Tage und Nächte verschwelgte. Sein Liebling war Sanzio Ruitz da Lihori, ein kühner und ehrgeiziger Höfling, der es wagte, Capreras Pläne zu durchkreuzen. Als dieser ihn darob im königlichen Rathe grimmig anfuhr, und Beide sich arge Dinge sagten, mußte sie der König vom Hofe verbannen. Lihori gehorchte, der stolze Caprera aber trotzte, ging nach Spanien, und wußte es bald bei dem alten Könige dahin zu bringen, daß auf dessen Andrängen er nach Sizilien zurückberufen und mit dem höchsten Reichsamte, dem Amte des Großrichters, bekleidet wurde. Lihori aber wurde an seiner Stelle Großadmiral. Als ihr königlicher Herr nach Sardinien absegelte, um die aufständische Insel für seinen Vater wieder zu erobern, nahm er jene beiden bedeutendsten Männer seines Hofes mit sich. Seine Gemahlin Blanka aber ließ er als Regentin zurück, ausgestattet mit den ausgedehntesten Vollmachten. Der ritterliche Martin eroberte Sardinien: da er aber erkrankte, und gleichwohl seine Leidenschaft für eine schöne Landestochter nicht zügeln konnte, sank er im Jahre 1409 in ein frühes Grab.

In seinem Testamente hatte er seinen Vater zum König von Sizilien ernannt, seine Gemahlin als Regentin bestätigt, ihr aber zugeordnet einen ständigen Beirath von sechs Baronen und Prälaten und von sechs Erwählten der Städte Palermo Messina Catania Syrakus Trapani und Girgenti. Caprera, erbittert daß man ihn von diesem Regentschaftsrathe ausgeschlossen, eilte nach Sizilien, und es wurde ihm nicht schwer, eine mächtige Partei von Allen denen um sich zu schaaren, welche die Wiederkehr der Herrschaft und Kriege des Adels fürchteten. Unglücklicher Weise mußte im Jahre darauf auch der alte König Martin sterben. Er hatte kurz zuvor, sehnlichst einen neuen Erben sich wünschend, wieder geheirathet, und man erzählte sich, die Arzneien, die er seiner Wünsche wegen genommen, seien dem alten Manne zu stark gewesen.

Einen Nachfolger hatte er nicht ernannt. Jetzt war nach den Gesetzen des Königreichs der Großrichter rechtmäßiger Regent von Sizilien. Lihori aber trat ihm mit der Adelspartei entgegen, welche behauptete, die Regierung gebühre der Blanka, der Königin Witwe. Die verbannten Edelleute schwärmten bereits mit ihren Galeeren an den Küsten. Caprera aber erhob sich an der Spitze eines mächtigen Heeres, auf seiner Seite standen das Recht und die meisten Städte, und er fühlte sich als den Mann, welcher es vermöge, Sizilien wieder stark zu machen, und des Reiches Verfassung auf neuen und guten Boden zu stellen. Er fing an, die Schlösser seiner Gegner anzugreifen. Um seine gefürchtete Macht zu brechen, ersann die Adelspartei ein Mittel, das ihm die Hülfe der Städte entziehen sollte. Sie gewannen Messina, das längst auf den königlichen Glanz von Palermo eifersüchtig war, für

ihre Pläne. Die Messinesen beriefen nach Taormina, dessen Luft für die gesundeste in Sizilien galt, einen Reichstag. Blanka und die Barone erschienen, jedoch nur wenige Städte. Man beschloß: die Königin solle zurücktreten, die Regierung aber solle ein Rath der Städte übernehmen, in welchem auch zwei Barone und ein Prälat Sitz und Stimme hätten. Messina solle dazu sechs Erwählte schicken, Palermo und Catania jedes zwei, und jede andere Stadt einen. Die Königin forderte alle Stände auf, diesen Parlamentsbeschluß anzuerkennen. Caprera aber lachte der Dinge, erklärte seine Gegner für Rebellen, und zog mit seinem Heere wider sie aus. Bald unterwarf sich ihm der größte Theil Siziliens: auch diejenigen Städte, welche den Tag von Taormina beschickt hatten, traten wieder auf seine Seite.

Jetzt, da er beinahe die ganze Insel unter seiner Herrschaft hatte, suchte er sich mit der Königin zu vergleichen. Sie hatte sich in das feste Schloß Orsino zu Catania zurückgezogen. Es hieß, Caprera habe ihr einen Hinterhalt gelegt, um sie wegzufangen, als sie ein Nonnenkloster in der Nachbarschaft besuchte: der Anschlag sei jedoch mißlungen. Die Königin wagte nicht mehr, die Mauern der Festung zu verlassen, aber ihr hoher Muth war nicht gebrochen. Nun schlug ihr Caprera eine Unterredung vor, er wolle sich rechtfertigen, es solle Frieden im Lande werden. Blanka konnte dem Mächtigen das Gehör nicht versagen. Weil sie ihm aber nicht traute, wurde folgender Weg gewählt. Caprera ließ eine Brücke in's Meer bauen, die königliche Galeere fuhr heran und legte sich davor. Caprera stand auf der Brücke und sprach, wie die Parteien zu versöhnen, die Königin hörte ihm vom Hinterdeck des Schiffes zu.

Sobald er aber zu sprechen anfing, das beste Mittel sei, wenn er und die Königin zusammenwohnten, brach sie entrüstet in die Worte aus: „Ei pack dich, du schäbiger Alter!", drehte sich um und rief dem Raimund Torella zu: „Kapitän, die Ruder in's Wasser! Fort nach dem Schlosse!" Zitternd vor Scham und Wuth sah ihr Caprera von der Brücke nach.

Blanka hielt sich nun in Catania nicht mehr sicher, die Bürger fingen laut an zu murren, daß sie des Landes Frieden hindere. Sie begab sich nach Syrakus; diese Stadt war ihr zum Heirathsgut verschrieben, und das dortige Schloß, der Marchetto, berühmt durch seine Festigkeit. Einige Städte schlugen jetzt vor, Blanka solle den jungen Peralta heirathen, einen Sizilianer, der vom höchsten Adel und dessen Mutter eine königliche Prinzessin von Aragon. Blanka in der Noth sagte zu; denn schon nahte der Verhaßte und umschloß sie mit feindlichen Heere. Die Belagerer setzten hart ihr zu. Vergebens kam Artale von Alagona, das Haupt der Verbannten, mit genuesischen Galeeren, um Lebensmittel und Kriegszeug in die Festung zu bringen. Caprera ließ eine Schiffbrücke vor den Hafen ziehen, die er mit Soldaten besetzte. Alagona konnte nicht durchbrechen. Für Blanka war Gefangenschaft unausweichbar. In dieser Noth fand sich der Retter in des Feindes Lager. Johann Moncada, ein junger vornehmer Edelmann, gerührt von der Schönheit und dem Unglück der Königin, sammelte in der Stille eine Anzahl Gleichgesinnter um sich, und sie verbanden sich mit feierlichem Eide, Blanka zu retten oder zu sterben. Heimlich stahlen sie sich aus dem Lager, und es glückte ihnen, in die Festung zu gelangen. Da schöpften die Belagerten wieder

Muth. Moncada legte seinen Plan vor: er wolle die Schiffbrücke angreifen, dann solle hinter ihm Torellas Galeere landen und rasch die Königin aufnehmen. Freudig ging Blanka darauf ein. Der tapfere Jüngling stürzte sich auf die Brücke, die Galeere nahte sich, die Königin trat aus dem Schlosse. Doch sie sah nur, wie der Feind die Brücke ablöste und den Angriff unmöglich machte. Mit traurigem Herzen kehrte sie in die Festung zurück. Jetzt faßte Moncada einen verzweifelten Entschluß. Alle Kriegsleute in Stadt und Festung rief er auf und feuerte sie an mit strömender Rede. Im bestimmten Augenblick, als Caprera an nichts weniger dachte, brachen sie aus allen Thoren hervor, warfen sich todesverachtend auf den Feind, und erschreckt wich er im ersten Anprall zurück. Da nahmen auch die Syrakusaner ihre Waffen und griffen Capreras Heer im Rücken an: er floh, und Blanka war befreit.

Von jetzt an nahm ihre und des Adels Sache einen Aufschwung. Der jungen Königin Schönheit und Bedrängniß rührte die Sizilianer, ihr heldenmüthiger Sinn erfüllte sie mit Bewunderung, während ihres Gegners Stolz und Härte ihm neue Feinde machte. Man hörte allgemein sagen, der alte Caprera wollte die schöne Frau mit Gewalt in seine Ehe zwingen, damit er selbst König werde. Der vornehme Adel, die Chiaromonte Alagona Bentimiglia Peralta Moncada Filangieri und andere rüsteten mit äußerster Anstrengung. Blanka aber, mit einem Herzen schwellend von Freude Muth und Hoffnung, zog in den wenigen Städten umher, welche noch nicht in ihres Feindes Gewalt waren, in Nicosia Taormina Messina, und rief alle Sizilianer zu ihrem Beistande auf. Jetzt ent-

boten ihr, erbittert auf die Messinesen, die Palermitaner: sie solle zu ihnen kommen mit ihrem Verlobten, die Hochzeit feiern, und den königlichen Thron besteigen. Blanka machte sich sofort auf den Weg, ihr voran zog das Adelsheer, Lihori und Moncada an seiner Spitze; denn Caprera hatte bereits die Königsstadt besetzt. Blutig war der Kampf in Palermo. Caprera hielt sich dort nicht mehr für sicher, und zog sein Heer aus der Stadt. Blanka aber eilte, von Palermo Besitz zu nehmen, schlug jedoch vorsichtiger Weise ihre Wohnung im Pallast der Chiaromonte auf, welcher dem Meere nahe lag, und ihre Galeere mußte sich stets bereit halten. Denn wer mochte dem Wankelmuth der Palermitaner trauen? Jetzt geschah ein weiterer Riß in der Verbindung der Städte. Die ärmeren, jedoch nicht minder stolzen Städte im Westen der Insel, wo ehemals die Araber hauptsächlich gewohnt hatten, Trapani Salemi Mazzara Marsala und Monte San Giuliano, trennten sich von den übrigen, und schwuren mit Baronen zusammen, die Königin zu vertheidigen. Lihori aber erstieg die Mauern von Catania und machte sich, vielleicht durch Verrath des dortigen Befehlshabers unterstützt, zum Herrn der Stadt.

Es war Capreras Unglück, daß seine Herrschaft unmöglich auf die Länge bestehen konnte. Denn er behauptete sie nur als Großrichter, und ein König mußte doch wieder da sein. Ihn selbst aber zum Throne zu erheben, welchen Titel sollte man dafür finden? Unterdessen erklärten die aragonischen Reichsstände in Barcelona: sie würden nächstens ihren König wählen, diesem gehöre von Rechts wegen Sizilien, und sie würden Gesandte schicken, auf der Insel einstweilen Frieden zu stiften. Die Gesandten landeten in Trapani, und da sie mit ihrem eigenen Schiffe viel Un-

gemach gehabt, schickten sie einen Boten nach Palermo, man solle sie dorthin abholen. Caprera faßte diesen Boten in Alcamo, sammelte rasch seine besten Leute, und marschirte Nachts in größter Heimlichkeit und Eile auf Palermo. Er wollte die Königin haben, koste es, was es wolle. Schon stürmte sein Kriegsvolk nach ihrer Wohnung, als die Schreckensbotschaft sie weckte. Sie sprang aus dem Bette auf, warf die Kleider über, und flog mit ihren Hofdamen nach Torellas Galeere, die rasch mit ihnen das Weite suchte. Caprera aber stürzte in ihr Gemach, fand das Bette leer und schrie: „Das Rebhuhn' ist fort, ich habe bloß das Nest!" Und er hatte, erzählen die Schriftsteller, vor Wuth Verstand und Würde verloren; denn er warf sich über Blankas noch warmes Bette und wühlte darin und schnaubte gerade wie ein Jagdhund. Seine Leute fanden im Pallaste zehntausend Gulden, damals eine große Summe. Als nun die spanischen Gesandten erschienen, brachten sie erst die Königin in Sicherheit auf das Schloß Solanto, welches die Barone mit großer Mannschaft umstellten. Nachricht kam von einem dritten Bewerber um das Königreich. Der Papst erklärte, Sizilien sei als erledigtes Lehen ihm anheim gefallen. Sein Legat nahm bereits die Huldigung ein in Messina und Milazzo, und sammelte ein Heer. Aus Spanien aber hörte man, daß Blankas Vater rüste, um nach Sizilien zu kommen und der Königin zu helfen. Da erklärten Caprera und Blanka, die Gesandten sollten zwischen ihnen den Schiedsspruch thun. Dieser lautete: dem Großrichter gebühre die Regierung, bis der neue König anders beschließe; der Königin Witwe aber sei ehrenvoll der Hof zu bereiten im festen Schlosse zu Catania.

Blanka fügte sich und reisete ab. Die Barone aber ruhten nicht, sie rüsteten insgeheim auf's Neue, und bestürmten die Königin so lange, bis sie irgend einen Anlaß nahm, zu erklären: sie halte sich nicht länger an den Schiedsspruch gebunden. Sofort stand die gesammte Adelsmacht beisammen und machte sich auf den Weg nach Palermo, wo Caprera noch die Burg belagerte. Die Barone forderten ihn auf, sich der Königin Befehl zu unterwerfen. Er aber rückte vor die Stadt und stellte sein Heer in Schlachtordnung. Während seine Feinde zögerten, den Kampf zu beginnen, wollte Caprera noch etwas in der Stadt abmachen. Kaum aber war er von seinen Truppen entfernt, so fielen die Feinde aus einem Hinterhalt über ihn her, nach tapferem Widerstande war er umringt, nieder geworfen, seinem Feinde Lihori überliefert. Dieser eilte frohlockend nach dem Schlosse La Motta, und warf ihn dort in ein dunkles Verließ, wo er auf's Strengste bewacht und nicht zum Besten behandelt wurde.

Unterdessen war in Barcelona der zweite Sohn des Königs von Kastilien zum König von Aragon und Sizilien erwählt. Er bestätigte Blanka als Regentin, verlangte aber sofort Capreras Befreiung. Blanka und Lihori widerstanden lange Zeit, sie wollten Rache an ihm. Endlich im Jahre 1412 wurde er aus dem Gefängniß gezogen, auf's Schiff und nach Barcelona gebracht. Die Königin wußte durch ihre große Liebenswürdigkeit die Gemüther zu gewinnen und zu versöhnen. Sie wurde vom ganzen Volke geliebt. Gleichwohl gaben sich die Städte nicht eher zur Ruhe, bis der König ihnen im folgenden Jahre seinen Sohn als Vizekönig schickte, worauf Blanka zu ihrem Vater nach Navarra zurückkehrte. Caprera aber erlebte noch die Ge-

nugthuung, daß er unter dem nächsten Könige, dem kriegerischen Alfons, nach Sizilien zurückkehrte, sein Amt als Großrichter und seine reichen Güter wieder erhielt. Blanka wurde Königin von Navarra und heirathete Alfons Bruder Johann, den Vicekönig von Sizilien. Dieses aber wurde fortan ein Nebenreich von Aragonien, es hatte seinen einheimischen König verloren. Der Adel hatte Keinen, der ihn bändigte, die Städte Keinen, der sie beschützte. Alle Dinge gingen jetzt mit Riesenschritten abwärts.

Es war ein historisches Verhängniß, daß im entscheidenden Zeitpunkte, als das aragonische Königshaus erlosch, Sizilien nicht seinen eigenen Fürsten erhielt, der sich mit Kraft und Weisheit des Bürgerstandes angenommen hätte. Wo damals städtisches Wesen sich ausbreitete, wie in den Niederlanden England Frankreich und vielen Gegenden Deutschlands und Oberitaliens, da wurden die Reiche und die Völker stark. Wo ein mittelalterlicher Adel Sieg und Herrschaft behielt, trat erst Stillstand im Gedeihen des Volkes, dann unaufhaltsam ein rascher Niedergang ein: Spanien und Portugal, Neapel und Sizilien wissen noch jetzt davon zu sagen.

XXIII.

Messina und Reggio.

In München sah ich vor ein paar Jahren zu, als eine eben gegossene Statue an's Licht gefördert wurde. Es war Teneranis König Ferdinand II., ein glänzendes prächtiges Erzbild, und der Guß war dem Meister Miller vorzüglich gelungen. Sein Vorgänger Stiglmaier hatte früher dasselbe Bronzewerk ausgeführt, es war in Messina aufgestellt und im Sturme von achtundvierzig zertrümmert. Nun kam jene zweite Statue nach Messina: als ich mich aber nach ihr umsah, hatte sie ein neuer Sturm, der von sechszig, auch wieder weggeschleift. Und doch hatten die Messinesen alle Ursache, dem König Ferdinand dankbar zu sein, denn ernstlich und erfolgreich förderte er seines Reiches Handel und Industrie. Allein so sind die Völker. Verschafft ihnen alles Gute der Welt, beleidigt aber ihren politischen Ehrgeiz, und sie haben kein anderes Gefühl für ihren Wohlthäter, als es in einem Manne lebt, der von Jemand Haus und Garten und schöne Gastmäler empfing, zugleich aber eine Wunde an seiner Ehre.

Nirgends hätte wirklich Ferdinands Bildniß besser gestanden, als in Messina. Denn diese Stadt ist Hauptsitz des gewinnreichsten Handels, dessen Neapel und Sizilien sich erfreuen, des Handels zwischen der Levante und Europa. Man erkennt die Bedeutung dieses Seeplatzes sofort am dichten Mastenwald in seinem altberühmten großen Hafen, — an jener eigenthümlichen Raschheit in Blick und Befehl, welche vielbeschäftigten Kaufleuten so wohl steht, — an der Menge der Fremden, insbesondere der orientalischen Gesichter und Trachten in den Straßen, — an dem Gewühl der Matrosen, dieser Soldaten des Meeres, zu welchem alle seefahrenden Völker ihren Bestandtheil liefern. Als Herren des Platzes fühlen sich die Germanen, die entweder von Laune oder von Flüchen überfließen; die Romanen gehen still und verdrossen einher, als ärgerten sie sich beständig; die Griechen und andere Orientalen aber schlüpfen überall durch mit Blicken, welche sagen: wir sind doch die Klügsten. Engländer Deutsche und Franzosen bilden einen ansehnlichen Theil von Messinas Bevölkerung. Im vornehmsten Gasthof, der eines Deutschen Eigenthum, sah und hörte ich an allen Ecken Landsleute. Neben dem Handel fehlt auch nicht mannigfaches sonstiges Gewerbe. Ganze Straßen duften von Bereitung der ätherischen Oele. Als Waffenplatz aber behauptet Messina einen Ruhm von Jahrtausenden, seine Lage beherrscht eine der wichtigsten Meerstraßen: und seine Forts sind noch fester als malerisch. Wer Messina besitzt, hält Sizilien in's Genick gefaßt. Dies zusammen macht Messina zum bedeutendsten Platze nächst Neapel im Königreich beider Sizilien.

Die Messinesen wissen das. Seit Palermo aufhörte, Königssitz zu sein, seit von Sizilien aus Neapel wieder

erobert wurde, seit Kaiser Karl V. glorreich den Seekrieg gegen die Ungläubigen wieder aufnahm, wuchs Messina beständig an Bedeutung. Im siebzehnten Jahrhundert wurde es Sitz der Regierung. Und so sehr waren die Messinesen darauf erpicht, es für immer zu bleiben, daß sie später dem Könige eine Million dafür boten, wenn die Insel in zwei Provinzen getheilt werde, der eine Vizekönig sollte in Palermo, der andere aber in Messina wohnen. Es wurde lange darüber im spanischen Rathe verhandelt. Als der Bürgerkrieg zwischen der Volks- und Rathsherrenpartei wieder aufflammte, wurden im Jahre 1675 in furchtbarem Aufstande die Spanier aus Messina hinausgeworfen, und die Stadt stellte sich unter französischen Schutz. Drei Jahre lang sah sie vor ihren Seethoren blutige Schlachten, der spanische König rief auch die Holländer unter dem berühmten Admiral Ruyter zur Hülfe. Das Ende war, daß die Franzosen sich in Messina gar zu verhaßt machten, und im Jahre 1678 die Stadt wieder aufgaben. Mehr als zehntausend der vornehmsten Messinesen wanderten mit ihnen aus, weil sie die Rache der Spanier und des niederen Volkes fürchteten. Die Stadt verlor ihre alten Freiheitsrechte, ihr Wohlstand sank, und das achtzehnte Jahrhundert war für sie nur durch Pest und Erdbeben bezeichnet. Erst in unsern Tagen hat sich Messina wieder mit Kraft und Leben gefüllt, und sofort ist das heiße Blut wieder da, der grimmige hartnäckige Stolz von ehemals. Die Häuser tragen noch zahlreich Spuren der Kanonenkugeln, welche in den letzten Aufständen die Stadt durchfurchten. Messina ist dergleichen gewohnt: es wird wohl keine andere Stadt geben, in welcher sich die Bevölkerung so vielemal, aus so geringem Anlaß, und

mit solch wüthendem Ungestüm gegen ihre Regierung erhoben hätte.

Und doch ist Messina ein Paradies, eine der wundervollsten Stellen auf der Erde! Es stellt sich neben Neapel und Palermo, die ebenfalls schönen Weibern gleichen, von unendlichem Reiz, aber voll Launen und heißer Gluth.

Geht man nach der Citadelle hin, welche auf weit vorgekrümmter Landzunge vom Meere umschäumt wird, so öffnet sich rings die prachtvollste Rundsicht. Ueber den blauen Glanz des breiten Meerstromes sieht man hinein und hinauf, wo die kalabrischen Berge ragen, wildgethürmt, schluchtenvoll, ein gewaltiges Hochgestade. Vor sich hat man die weißgezackten weitläufigen Wälle. Sie zeigten sich noch hier und da zerwühlt und zerrissen von Cialdinis Geschossen. Die Festung legt sich der Stadt so recht innig an ihren Busen mit Wällen und Kanonen. Doch selbst ist sie ringsum meeresfrei. Hinter ihr erhebt sich das lebendigste und großartigste Uferbild — dichte Schiffsreihen und Marktgewühl auf langem breiten Strandweg, dahinter die lange Pallastreihe, dahinter steigt die Stadt in die grünen Berge hinein, die in wilden und herrlichen Formen sie hoch überragen. Die ganze großartige Landschaft hat nur wenige, jedoch erhabene Linien. Auf der Höhe Messinas aber thronen Klöster und Zwingburgen. Auf beide muß sich verlassen können, wer Herr bleiben will von Stadt und Gegend. Denn das ist hier im Süden Italiens noch wie im tiefen Mittelalter. Der Fürst muß seinen Herrschersitz zur Festung machen, weil es seinen getreuen Unterthanen vielleicht plötzlich einfällt, ihn mit Wuth und Krieg zu bestürmen. Doch was soll man sich wundern darüber, —

ist es denn im großen luststrahlenden Paris jetzt anders bestellt?

Messina sieht man am schönsten bei einer Fahrt im Dampfschiff, das an der Küste hinstreicht. Die Blicke gleiten da längs des Bergzuges über grüne Kuppen, dunkle Schluchten, zahllose hübsche Vorsprünge, und Alles ist mit Ortschaften behängt. Es dauert fast eine Stunde, bis man anlangt, wo sich weit die niedrige weiße Landzunge vorstreckt, auf deren Sandspitze der helle Leuchtthurm über der dunkeln Fluth steht. Drüben auf der kalabresischen Küste stürzt sich Alles in Felsensteile in's Meer. Da die Gestade hier auf Stundennähe zusammenrücken, und die Wasser in starker Strömung sind und hin und wieder Wirbel entstehen, so glaubt man sich auf einem mächtigen Flusse. Hier an der schmalsten Stelle merkt man auch recht, welch ein Wetterloch diese Meerenge ist, der Wind schlägt um, wie man die Mütze dreht. In den zwei Tagen, welche ich in Messina verweilte, wechselte unaufhörlich die Beleuchtung der großen Landschaft. Bald glänzten Meer und Gestade in goldigster Helle, bald wehten dunkle Wolkenschatten darüber hin, mitten in die glühende Sonnenhitze strömte Abends einmal scharfe Windeskühle. Es weht etwas eigenthümlich Herbes und Wildkräftiges in der Luft von Messina.

Die Stadt hat weniger Alterthumsgemäuer, als andere historische Städte, weil sie vor achtzig Jahren vom Erdbeben größtentheils niedergeworfen ist. Allein trotz des moderneren Ansehens merkt man in vielen Straßen noch das Burg- und Festungsartige, das den südlichen Städten eigen ist. Zum Glück hat das Erdbeben die meisten alten Kirchen stehen lassen. Man findet in ihnen eine Reihe

schöner Werke von Künstlern, welche sich einst, wie die Antonios Caravaggio und Giovanni Angelo, in der schönen frischen Luft und Landschaft Messinas wohl befanden. Im Dom betrachtete ich nochmal eine jener alten wunderlichen und wundervollen Byzantiner Kirchen aus der Normannenzeit: sie ist ganz im Stil der Palermitaner, nur noch ehrwürdiger und alterthümlicher. Die Chorrundung strahlt im herrlichsten Farbenschmuck, und zeigt die ergreifendsten Bildwerke. Dort sind hoch an den Wänden Grabmäler erhöht, prangend mit Kronen Gold und Zierrath. Die Inschrift des einen rühmt Konrad als hohen König und Feldherrn. Das kann doch nur der deutsche König sein, Kaiser Friedrichs Sohn, der Jüngling, der so herrliche Thaten verrichtete und verhieß, und so früh hinunter mußte in's kalte stumme Grab. Doch vergebens suchen wir sein Grab. Er starb in Lavello, vier Stunden von Melfi, und wurde von der kalabresischen Küste nach Messina gebracht. Ehe aber die Bestattung vor sich ging, entstand eine Feuersbrunst und verzehrte sein Gebein. Das goldstrahlende Grabmal im hohen Chor zu Messina ist nichts, als eine Erinnerung an den furchtbar tragischen Ausgang unserer Hohenstaufen.

Am Hafen stehen Bildsäulen von Johann von Oestreich Karl V. und andern Männern aus jener Zeit, die frisches Leben in den Häfen Unteritaliens erweckten. Nachdem Sizilien und Neapel Jahrhunderte lang in unfruchtbaren Kriegen mit einander verloren hatten, wurden sie jetzt wieder auf die Weltbühne empor gebracht. Dem Vornehmsten jener Männer, Kaiser Karl V., ist auch in Neapel und Palermo das Denkmal errichtet. In letzterer Stadt trägt es folgende merkwürdige Inschrift: „Dem Hessischen

Sächsischen Deutschen Spanischen Französischen Afrikanischen Türkischen Mexikanischen Moluckischen, dem dreimal großen Kaiser." Das war nach Weise der Römer gesagt, deren Imperatoren sich ihren Herren- und Siegernamen machten von den Namen der besiegten Völker. Der schmalkaldische Krieg wurde hier, wie er es für Karl V. auch war, als der wichtigste obenan gestellt. Es fiel mir dabei ein, wie der Kaiser in seinem Lebensabriß, der jüngst wieder entdeckt wurde, selbst erzählt: „alle Welt habe damals vor den Waffen der Deutschen zurückgeschreckt; — daß er sie besiege, sei von Allen für ganz unmöglich gehalten; — er aber habe lebend oder todt Kaiser von Deutschland bleiben wollen." Der kluge Kaiser! Er hatte den Nagel zum protestantischen Sarge, wenn überhaupt Einsargen in Gottes Rathschluß gelegen hätte, längst entdeckt. Es war jener Moriz von Sachsen, dessen italienische Tücke, je mehr man diesen Charakter in den Quellen selbst studirt, nur um so tiefer erscheint, und von dessen dunklem Bilde die fortschreitende Forschung bald das letzte bischen Silber abreißen wird.

Welche Fülle von erhabener Schönheit Messina umlagert, wie zahllose geheime Reize in dieser Landschaft sich bergen, dessen wird man erst recht inne, wenn man die Höhen hinter der Stadt hinaufsteigt und sich ein gastliches Plätzchen mit freier Aussicht sucht, oder noch besser, wenn man nach Gazi oder einem andern Punkte in der Nähe fährt, wo deutsche Kaufherren ihre Landhäuser haben. Da tafelt es sich herrlich unter schattigen Bäumen, die vielfarbig überhängt sind von Gewinden weißer Röschen und rother Blüthenpracht. Die indianische Mispel senkt ihre gelblichen würzigen Fruchtbüschel, im Dunkelgrün glänzen goldene Orangen und glühend rothe Granatblüthen. Die

Luft wogt in köstlichen Düften. Zu Füßen aber bricht durch die grünen Windungen der Thäler und Gebüsche der blaue tiefe Meeresglanz. Und die Tafel? Nun, die ist in Messina gerade so bestellt, wie in Neuyork Hamburg Marseille, wo die Schiffe Stoffe zu Genüssen aus allen Zonen zusammenbringen, und wo reiche Händler wohnen, die Geld und Geschmack dafür haben. Schwelgen im Sinnengenuß ist an solchen Handelsplätzen natürlich, wo die Vorbedingungen zu geistiger Erfrischung etwas spärlich zu finden.

Mein Reiseplan erfuhr jetzt eine starke Veränderung. Es hätte mich ein Weg gelockt, welchen die Reiseschaaren noch nicht ausgetreten. Ich dachte zu Schiffe an Kalabrien hinauf zu gehen, in Taranto auszusteigen, und zu Lande durch Apulien und dann über das Gebirge nach Neapel zu reisen. Die Nachrichten aber, welche ich in Messina einzog, ließen mich diese Reise doch aufgeben. Ihre Ausbeute wog Gefahren und Kosten nicht auf. Denn Alles, was Sizilien mir an Zerrüttung und Wildheit der bürgerlichen Verhältnisse zeigte, wie war es noch golden gegenüber dem großen Trauerspiele, welches die neapolitanischen Provinzen auf- und abwogt! Ein einzelner Reisender würde beiden Parteien verdächtig, und von Recht und Gesetz kann in Unteritalien eigentlich nicht mehr die Rede sein.

Ich eilte nun wenigstens nach Reggio hinüber. Es ist eine prachtvolle Fahrt, die einfachen Grundzüge dieser hochherrlichen Landschaft zeigen sich in ihrer ganzen edlen Größe. Während ich aus der Sichel des Hafens herausfuhr, — rechts die weißen Festungswälle, links über der Stadt der Höhenzug, — glänzte diese ganze Seite im goldigsten Sonnenschein. Das eigenthümliche Leuchtgrün der

Berge stimmt zu dem gewaltigen Meeresspiegel und der milderen, aber nicht minder strahlenden Himmelsbläue. Die kalabrischen Berge waren dagegen ganz von Dünsten verdeckt. Diese lichteten sich erst, als wir näher kamen, und daran, daß das Annähern so langsam vor sich geht, merkt sich doch, daß man noch immer Meeresbreite und keinen noch so mächtigen Fluß unter sich hat. Allmählig trat das Gebirge hervor in den wunderbarsten Formen. Es gleicht ungeheuren Wogen, die eine hoch hinter der andern, jede hat ihren Gipfel, und jede zieht ihre Wellenlinie tief hernieder bis zur Meeresfläche. Davor und dazwischen enthüllen sich einzelne Kuppen, die wie allein stehende Riesen emporragen. Zu ihren Füßen aber dunkeln gewaltige Schluchten. Das sizilische Gebirge erscheint von hier nur wie ein nüchterner Höhenzug, der in kleinen Kuppen und Terrassen niederfällt. Aber durch Eines ist es ausgezeichnet, Eines hat Kalabrien nicht: drüben erhebt sich der Alles überwältigende schneeige Aetna.

Reggio hat eine schöne breite Hauptstraße, von welcher die Gassen zum Meer hinab, oder in die Höhe hinansteigen: an ihren Enden leuchtet entweder blaue See oder grünes Gebirge. Das Volk sieht kräftig und fröhlich aus, liebt bunte Farben und spiegelnde Fenster. Reggio liegt an der Meeresstraße, die Handelslust schaut seinen Bewohnern aus den Augen: gleichwohl sind es nur Händler, wie man sie in Gebirgsstädten trifft. Das Gebirge ist hier noch mächtiger, als die See, es gibt der Stadt Charakter und Gepräge.

Die Piemontesen hatten das alte Normannenfort reichlich besetzt. Nach einigen Unterhandlungen gelang es, hinauf zu kommen. Die Rundsicht von seiner Höhe ist

unsäglich schön, wohin man sich auch wende, zur glänzenden Meerenge zu Füßen, zum Bergufer Messinas drüben, zur offnen fluthenden See weit oben, zu dem Gewirr von Bergen und Schluchten hüben.

Als ich nach Messina zurückkehrte, wurde es Zeit, sich zur Abfahrt von Sizilien zu rüsten. Von Sizilien scheiden wird wohl Keinem leicht, gewiß ist es auch dem alten hoch- und ernstsinnigen Pindar schwer geworden, wenn er das damals so lebensvolle Land verlassen mußte. Wie gern war er dort! Die auffallende Menge der Siegeslieder, die er Sizilianern widmete, bezeugt es. Man sieht, er liebte das Volk,

> Das stets des erzumklirrten Kriegs
> Eingedenk, hoch streitet zu Roß, von olympischen Oelzweigs
> Goldenen Blättern oft umkränzt.

Für Siziliens Volk bangte und flehte er im bekümmerten Herzen:

> Kann es geschehen, o Kronion,
> Möge der punischen Speere grauser Sturm,
> Der ergrimmt auf Leben und Tod sich heranwälzt,
> Weit sich hinaus in die Ferne
> Ziehen: gib auf lange Zeit
> Ein friedselig Loos des Aetnavolkes Kindern,
> Vater! und Feste gewähr ihm,
> Kämpfe nach Weisen der Heimath!

Am liebsten scheint Pindar die Gegend bei Taormina gewesen zu sein, die seiner erhabenen Seele am ersten ein Abbild war, dort, wo „die Säule“ ragt,

> Tragend den Himmel,
> Aetna, der auf schneeigem Haupt

Scharfen Frost im ganzen Jahre hegt.
Aus den Schlünden speit er Bäche
Lauteren Feuers empor,
Das unnahbar Alles verschlingt.
Tags ergießt sein glühender Strom des ge-
röthеten Rauchs
Wogen, und in den dunkeln Nächten wälzt
Wildprasselnd die purpurne Gluth Felssteine weit
Auf der See tiefgründigen Spiegel hinaus.

Und gar wohl war es auch dem Dichter, — dessen Verse ich nach der einzig schönen Uebersetzung Donners hersetzte, — am Hofe Hierons, des Syrakuser glorreichen Königs, von dem er singt, daß er

Leuchtend thronte auch im Glanz
Duft'ger Blumen des Liedes,
Wenn wir Männer scherzend oft
Uns am traulichen Mahl ergingen.

Sizilien und Neapel

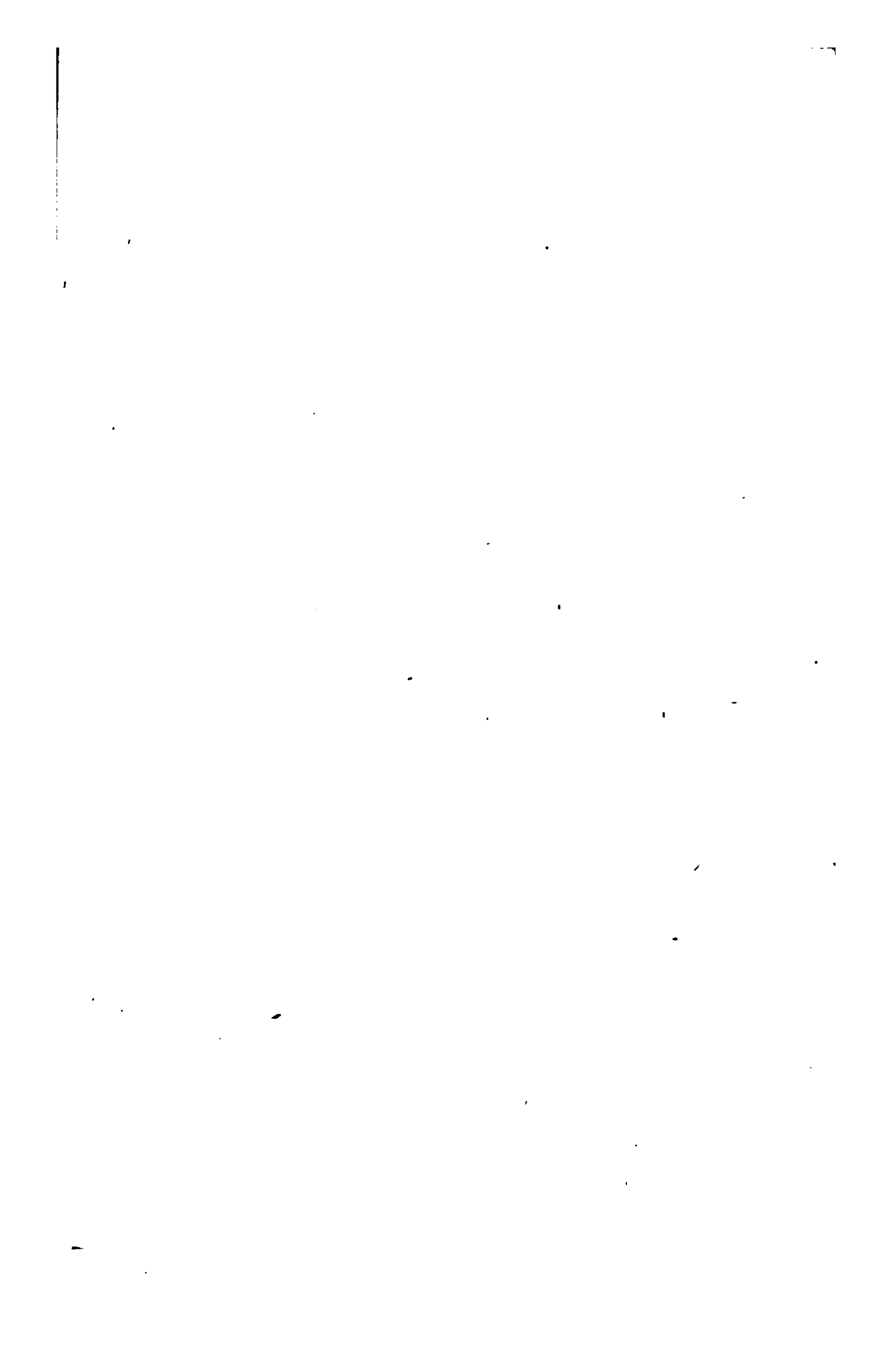
von

Franz Löher.

Zwei Theile.

Zweiter Theil: Neapel.

München, 1864.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
(A. Rohsold.)



Inhalt des zweiten Theils.



XXIV.

Neapel.

Keiner schöneren Fahrt erinnere ich mich, als von Messina nach Neapel. Es war himmlisches Wetter, die Luft voll stillen Glanzes und erfrischt durch den Athem des Meeres, — das Dampfschiff, der französische „Pausilippo", ein Levantefahrer, groß weit und ohne Lärm, dabei höchst geschmackvoll ausgestattet, — die Gesellschaft voll Ruhe und Weltbildung, und belebt durch schöne Damen Orientalen und prächtige Mönchsgestalten. Wir verließen Messina, als in der Abendruhe eines schönen Frühlingstags die große edle Landschaft unendlich feierlich erschien. Gleich prangendem Hochgebirg zogen die Gestade an uns vorüber. Der Kellner mußte wiederholt schellen, ehe sich die Sitze an seiner Tafel füllten: die Deutschen aber eilten noch zwischen den Gängen wieder auf's Verdeck. Als wir aus der Meerenge heraus, schoben sich beide Küsten so in einander, daß nur ein gelernter Seemann die richtige Einfahrt fände. Noch sahen wir des Aetna erhabenes

Haupt an der Himmelswölbung, da tauchten schon die liparischen Inseln auf, eine Reihe prächtiger blauer Kegel, umflossen von leichtem Nebeldunst. Stromboli ist der schönste und riesigste Zuckerhut, der irgendwo in den Meeren steht, von der Spitze ist ein Stück abgeschlagen.

Es wurde dunkel, als wir in seine Nähe kamen, und seine Rauchfahne erhielt feurigen Glanz. Himmel und Erde waren jetzt von Frieden und seliger Ruhe erfüllt. Die Inseln ragten in tiefem Blau gleich seltsamen Wesen über der nächtlichen Fluth, und unser Schiff zog stille seines Wegs vorüber. Nur leises Murmeln spielte über's Verdeck, und vom Bug des Schiffes das einförmige rastlose Wogengeplätscher. Die Nacht schien durchhaucht von uralten Märchen des Orients. Ich mußte an Platens Abbassiden denken, die auch in so weicher Luft an stillen unbekannten Gestaden vorüberschifften, während die ewigen Himmelslichter aus der dunkeln Tiefe wiederblitzten.

Früh am Morgen kam schon die phantastische Felsenburg Capri in Sicht, rechts zogen sich Hochgestade, die steil in's Meer abstürzten, hinein zur weiten Bucht von Salerno, Hügel und Gestein vom Glanz der Morgensonne lachend durchleuchtet. Hoch darüber zackten sich die Gipfel des Montangelo, die Horste der Briganten vor Neapels Thoren. Wer vom Ozean hereinschifft, dem muß das Mittelmeer vorkommen, wie ein großer prächtiger Landsee. Abends wenn man die Kajütenthür schließt, ragen noch die Umrisse von Felsgestaden hinein, und Morgens stehen gleich wieder andere da. Wir kamen dem Lande näher: nun erschienen dunkle Schluchten, der Vesuv trug uns sein Haupt aus Wolken entgegen. Als das Schiff aber zwischen Capri und die Glöckchenspitze (Punta Campanella) eintrat,

— alle Herrlichkeit der Welt lag da aufgethan, — der schimmernde Golf von Neapel, eingebettet zu seines Bergherrn Füßen, umsäumt von prangenden Städten und grünen Höhen, blau über blauleuchtender Fluth die hochzackigen Inseln. Nicht riesige Berggestade machen dieser Meeresbucht Herrlichkeit, es ist die lachende Lieblichkeit bei Pracht und Größe, es ist die wundervolle Linie des lichtweiten Golfspiegels, die sich leise aufschwingt zur hehren Majestät des Vesuvs.

Diese milde reine Schönheit, die leuchtende Größe des Golfs, seine lichte Ferne, und vor Allem sein Blitzen und Schimmern, das immer lieblich und lockend in's Herz lacht, mag ihn sanfte Rosengluth überziehen, mag er strahlen in voller Mittagsbläue, — das ist ein Zauber, der Keinen wieder los läßt. An andern Küsten behält das große Meer immer noch etwas Ernstes und Gewaltiges, und wenn es noch so prachtvoll blauet, — hier bei Neapel ist es wie lichter wonniger Widerschein des Himmels. Ich habe das täglich mehr empfunden; denn vom platten Halbdach meiner Wohnung auf Santa Lucia hatte ich das himmlische Schauspiel unaufhörlich vor Augen.

Da habe ich nun ein paar Wochen mich köstlich vergnügt. Es wäre ja Schade um die schönen Stunden, wenn man in Neapel es anders machte. Die glanzeshelle üppige Natur überwältigt hier alles Andere, überwältigt auch den eigensinnigen Geist des Menschen, will er noch lange denken und arbeiten. Sie steigert sein Lebensgefühl, reißt ihn aber auf raschen Wellen der Gegenwart zu Genuß und Freude. An keinem Orte der Welt kommt man so ganz von selbst in's heitere behagliche Schlendern Beschauen Müßiggehn hinein, und kommt nicht wieder hinaus.

Die Stunden wollen sich nicht füllen, und sind doch im Nu verflogen. Man hat tausend funkelnde Ideen im Kopfe, und keinen einzigen ganzen Gedanken. Woher denn diese erregte Lebenslust, dieses wonnige Behagen des Daseins? Die Stadt ist doch keineswegs so heiter und lockend, ihr Volk doch keineswegs schön und vorzüglich. Aber man ist ja schon königlich vergnügt, nur zu athmen diese köstliche Luft, nur hinein zu schauen in diesen wundervollen Himmels- und Meeresglanz. Die große herrliche Natur feiert in Neapel ein ewiges Fest, und in jede Ader unsers Wesens leuchtet sie erregend hinein mit festlicher Freude.

Es ist merkwürdig, wie Neapel die Menschen ändert. Unsere Landsleute findet man in Italien an jedem Winkel: sie treten unter den Fremdenmassen weder durch Reichthum hervor, noch durch schöne Haltung, aber man erkennt die deutschen Gesichter gleich heraus, sie tragen Schrift und Zeichen von Spürgeist, ernstem Urtheil, überlegenem Wissen. Der scharfe deutsche Winkel zwischen Nase und Stirnbein verleugnet sich an keinem Orte. Vollends unsere jüngeren Landsleute — steht nicht vor jedem Denkmal ein streitendes Häuflein, in welchem Alle ihre Ansicht so ernstlich verfechten, als hinge der Menschheit Wohl und Wehe daran? Sie setzen das aber nur bis Rom fort: in Neapel sieht man sie ruhig und mit gesättigten Blicken neben einander hergehen, — einige närrische Eiferer abgerechnet, die nur ein Auge haben für jeden häßlichen Zug im lachenden Antlitz Neapels.

In der That, hier war immer nur lose lachende Gegenwart. Die Völker und ihre Geschichte tanzten und flogen nur so hin über den Erdboden: kein mächtiger historischer Eindruck, kein historisches Denkmal wollte haften.

Das Mittelalter baute ein paar Kriegsburgen und Kirchen, die Neuzeit baute ein paar Kasernen und Gartenschlösser. Die beiden ausgezeichnet schönen Kunstwerke der Renaissance von den Majanos stehen — die Porta Capuana ganz am Ende der Stadt, — der Triumphbogen des Königs Alfons verdeckt im Castelnuovo. Auch Casanovas Reiterstatue Karl III. will nicht viel bedeuten, kaum der Rede werth ist Ferdinand I. Erzbild von Galli. Jene öffentlichen Kunst- und Bauwerke rührten aber bloß von Fürstengeschlechtern her, welche dies Paradies behaupten wollten. Nur ein unterschiedsloses Häusermeer, das weder Form noch Charakter hat, umlagern drohend und finster ihre Burgen, die einzigen Geschichtsdenkmale, welche in Neapel hervorragen. Im Uebrigen hohe Steingebäude und enge dunkle Gassen, dazwischen viele Treppen und Häuserbrücken, helle Farben und kleinliche Verzierungen, hin und wieder ein geschmackloses kleines Denkmal, – das ist Alles, was man sonst von Neapels Bauten sagen kann. Man kann aus ihnen keine Geschichte der Stadt studiren, weil keine Geschichte sich hier in ruhigen machtvollen Grundzügen einschrieb. Die Hunderttausende siedelten sich in Neapel nur an, wie man Landhäuser baut: mögen sie noch so stattlich und steinern sein, man sieht es ihnen an, sie wurden bloß errichtet, um in Wald und Garten zu leben.

So faßt auch das Volk von Neapel die Sache auf. Es betrachtet Golf und Ufer als seinen Wald und Garten, und findet sich darin überall so behaglich zu Hause, daß es kaum noch Rock und Hemde anbehält. Die Natürlichkeit des mannigfaltigsten Volkslebens hat für den Fremden unerschöpfliche Reize: es ist ihm beständig, als müsse er hier eine Art Naturgeheimniß belauschen. Das Leben dieses

Volkes ist leicht und launig, abhängig von Wind und Wetter, nur dann und wann durch ein bischen Arbeit unterbrochen. Ihr Italienisch haben sie sich so bequem flüssig und spaßhaft gemacht, alle Spitzen und Schärfen der Sprache so abgestumpft, wie es gerade für einen Haufen lustiger Kinder paßt. An keinem Orte, so viele ich deren jenseits und diesseits des Ozeans geschaut, gibt sich ein so harmloses Naturleben, es sei denn bei Indianern. Deren Dasein ist jedoch gar zu dumpf und eintönig, es scheidet sie tausendmal mehr, als den Lazzarone, der Aberglaube von der kindlichen Hingabe an die Natur. Auch ist der Wilde viel zu dumm, als daß er sich durch seinen Verstand über den Leiden des Naturlebens oben halten könnte. Der Lazzarone aber steht beständig auf der Lauer, wo etwas zu „buskiren“, ein kleiner Erwerb zu erschnappen ist. Hat er dann seine paar Grani in der Tasche, ist sein Magen mit einer Handvoll Fische oder Maccaroni beruhigt, so starrt er liegend oder sitzend in die Lichtfülle von Himmel und Meer, und wünscht sich auf der Welt nichts weiter. Seine Ruhe ist ein vergnügliches Halbwachen, ein seliges Träumen. Denn wie er da liegt und mit den Augen blinzelnd in die tiefe glanzvolle Bläue starrt, schwimmt und fliegt ihm durch Hirn und Nerven allerlei wirres und funkelndes Zeug. Mit unsäglichem Behagen läßt er sich davon durchsonnen, bis zuletzt seine Sinne immer heller, seine Nerven immer lebendiger werden. Dann springt er auf, stürzt sich, vor Lust schreiend, in's Straßen- und Hafengewühl, und macht irgend eine Tollheit, daß seine wilden Geister Luft bekommen. Und weil da Tausende stehen und gehen, die ebenso wenig ein verständiges festes Wollen kennen, Alle aber von ebenso viel wirren und wilden Lebensgeistern be-

sessen sind, so entsteht ein Menschengewoge voll tosenden Lärms und Geschreies, voll unsinniger Possen und endlosen Gelächters.

Man fragt sich unwillkürlich, woher denn gerade in Neapel solch ein Volksgetümmel, solch ein heiß erregtes Durcheinander von Geschrei, heftigen Geberden, und lustig lärmender Handtirung? Die vulkanische Natur dafür, oder, wenn man einmal will, der halbafrikanische Menschenstoff fänden sich auch anderswo. Warum denn gerade am wunderschönen Golf von Neapel dies rastlose Sprudeln und Schäumen?

Ich glaube, die Ursache liegt eben in der landschaftlichen Umgebung. Der ungeheure Krystallspiegel des Golfs zieht unablässig unwiderstehlich das Volk an seinen Rand. Wo aber Volkshaufen stehen ohne Arbeit, da erregt und stößt und drängt Einer den Andern, das Gewühl schiebt sich hin und her, und die bewegliche Masse will jeden Augenblick Neues. Nun aber blitzt und blendet jener Spiegel unaufhörlich, seine Strahlen zittern und zucken nach allen Nerven, die Unruhe in den Menschen wird erregter, leidenschaftlicher, sie wissen nicht mehr, was sie Alles beginnen möchten. Das Meer hat ja vor Neapel seine stille Macht verloren, welche die Unruhe in der Seele beschwichtigt: es ist wie die unsägliche aufregende Helligkeit der Luft, es hat nur Glanz Leben und Bewegung. Wenn sich das nun tagtäglich für ein Volk wiederholt, so entsteht bei ihm eine bestimmte Gewöhnung, welche sich weiter zeugt und fort und fort verstärkt. Können wir uns also wundern, daß im Neapolitaner soviel Hang zu leidenschaftlicher Erregung, zu krampfhafter Beweglichkeit der Glieder, zu ewigem Geschrei, zu Lärm und Knallen

und Feuerwerk sich kundgibt? Es wird Einem manchmal dabei unheimlich, als ginge in diesen Leuten der verständige Mensch verloren, und es spräche und wirbele in ihnen die wilde Erdnatur.

Wenn es aber kein wetterwendischeres Volk gibt, als die Neapolitaner, wenn ihre Ideen rastlos wie Wasserperlen aufsteigen und zerplatzen, wenn sie mitten aus ernster Betrachtung in Possen umspringen, ja wenn das unruhig Possenhafte ihnen zur Natur geworden, — ist es denn in ihrer Umgebung anders bestellt? Wer länger als eine Woche dort ist, lacht wohl unwillig über das Geschwätz vom ewig heiteren Himmel Neapels. Oefter fiebert das Wetter dort. Der prachtvolle Golf bedeckt sich im Handumkehren mit dunkelm Gewitter. Eben hat noch Alles in reinster Helligkeit gestrahlt, da will man schon ersticken in Sciroccodünsten. Und ebenso plötzlich bricht wieder aus Dunst und Wolken das belebende ungeheure Glänzen. Selbst am schönsten Tage gehen die Himmelslichter auf diesem Meerbusen spazieren. Man ist entzückt über die wundervolle Ferne, wo der lieblichste Aether das Gestade umblauet: da ist auf einmal dicht vor Einem das lebendigste Glänzen auf dem Wasser, und ebenso rasch blitzt es wieder in der Weite. Da paßt denn auch vollständig der Vesuv hinein. Wie still erhaben sind die reinen Linien, in denen der Berg empor steigt! Plötzlich bedeckt er sich mit Rauch und Nacht, aus welchen fürchterliche Feuerströme hervorbrechen. Wenn man das auch nicht immer sieht, das Denken daran vergeht nicht.

Nur eine tüchtige Bildung könnte das Volk von Neapel umstimmen. Aber gerade jenes unruhige Glänzen und Locken in seiner Landschaft läßt die Zügel rasch wieder

niederfallen, welche die innere Zucht und Schule Einem anlegen soll. Da wird einmal langes geduldiges Arbeiten und Mühen für Volksbildung nothwendig.

Solch ein Volk kann auch nimmer zu voller Kraft und Schönheit gedeihen. Gewiß kann jeder Künstler die anziehendsten Modelle von Buben und Männern Tags über dutzendweise beobachten, wie sie von den Hafendämmen in's Meer springen, oder Austern fischend aus der Tiefe empor rudern. Im Durchschnitt aber findet sich unter den funkelnden Blicken und dem glänzenden Elfenbein im lachenden Munde nur schmale Brust mit dünnem Arm und Bein. Und wohin der Fremde zuerst das Auge richtet, das schöne Geschlecht, — es macht seinem Beinamen am wenigsten Ehre in Neapel. Wohlmal will es uns dünken, als wären wir weit weg von Italien und irgendwo in holländischen Ansiedlungen. Denn wie die Holländerinnen scheinen auch die Rosen von Neapel verschworen, schon in frühen Jahren breit und blätterig zu werden. Und weiß sind sie einmal gewiß nicht: im Gegentheil, die hübsche Bronzefarbe anderer Italienerinnen erscheint in Neapel entweder kränklich gelb, oder gar ein wenig wie angeräuchert. Natürlich sind in's Volksgewebe einer so großen Stadt auch Schönheitsperlen eingestickt, zahlreich jedoch nur in den höheren Ständen, die mehr im Haus und Schatten leben. Selbst bei diesen läßt sich eine gewisse nationale Angewöhnung nicht ganz unterdrücken. Hat die stolze Römerin in ihrer plastischen Ruhe genug zu thun, um sich wachsen zu lassen; — geht das gebildete Bewußtsein der Töchter des edlen Florenz leicht in spitze Züge über; — verräth die handelskluge Genueserin gleich der venetianischen Schwester das Bestreben, Verstand und Schönheit

zu erhöhen, um viel Ehre und Lust dafür einzukaufen: — so bleibt die Neapolitanerin mit ihrer Gutmüthigkeit überall hängen, bis sie in plötzlicher Wildheit sich losreißt und die schönsten beißlustigen Zähne zeigt. Das Perlengebiß der Frauen von Neapel hat sich berühmt gemacht.

Die gebildete Welt verliert sich indessen auf Neapels Straßen und Plätzen unter gelblich schwärzlichem Gewimmel von Krausköpfen Jacken Lumpen und nackten Beinen. In keiner andern Hauptstadt bildet das niedere Volk so dichte große zusammenhängende Massen. Seine wuchtige Gegenwart droht beständig mit den Gefahren einer fessellosen Naturgewalt. Diese Gefahr läßt sich nur auflösen durch Beleben des Handels und der Gewerbe, welche einen wohlhabenden Mittelstand schaffen, — eine der größten und allerwichtigsten Aufgaben. Nur in Neapel konnte ein Volksheld wie Masaniello plötzlich von unten emporsteigen. Im Museum hängt ein Portrait, gemalt von Spadaro, welches die Volkssage als das Bildniß Masaniellos bezeichnet. Jetzt, wo man endlich einen Katalog der Gemäldesammlung nach historischen Schulen anfertigt, wurde jenes Portrait als unbekannt bezeichnet. Warum soll die Sage Unrecht haben? Konnte Masaniello nicht solch ein launiger feinnerviger Taugenichts sein, der durch seine geistreichen Einfälle der Abgott wurde einer lustig aufgeregten, im Zorn aber ungestüm anschwellenden Volksmasse? Er war in der That während des Aufstandes noch so jung und lebhaft, als das Bild ihn zeigt. Eher könnte man zweifeln, ob Columbus Bild von Parmeggianino naturwahr. Denn der große Seeheld erscheint da als ein schöner geistvoller Abenteurer mit gar poetischen Augen.

Die Brust athmet erleichtert auf, tritt man aus dem Straßengewühl in die kühlen Säle des Museums, die Studien genannt. Das prachtvolle lusterfüllte Neapel ist ein Königreich für sich allein, und sein Museum ist ein Königreich in den heitern Gebieten der Kunst. Wochenlang hat man zu thun, in dieser Fülle von Kunstwerken, die gleich nach dem Besten kommen, unter dieser anziehendsten Belehrung aller Art nur erst Fuß zu fassen. Doch auch welche einzigen Perlen glänzen da dem entzückten Auge entgegen! Sie sind ja weltbekannt.

Auch in andern Pallästen gibt es noch die Menge schönster Kunstwerke, besonders im königlichen Pallast. Dieser hat von Außen gar wenig Majestätisches, öffnet aber inwendig Festsäle im größten Stil, und der Glanz der Gemächer wird durch köstliche Gemälde Statuen und Geräthe erhöht, die nicht bloß von Meistern der letzten vier Jahrhunderte herrühren. Das weite Grab der römisch-griechischen Kunst- und Vergnügensstadt Pompeji mußte sich öffnen, um diese Königszimmer mit Schmuck auszustatten, wie er in der Welt nicht zum zweitenmal. Auch die Kolossalbüste Karl III. zog mich näher an. Im ganzen Antlitz glimmt kaum ein Funke höherer Einsicht, wohl aber zeigt sich darin Herzensgüte und gewöhnlicher Menschenverstand. Diese allein genügten also, es bedurfte also gar keines Genies, nicht einmal hoher Willenskraft, nur etwas Verstand und Wohlwollen war nöthig, um dieses Königs Regierungszeit zur glücklichsten zu machen, welche diese Länder in neuerer Zeit erlebten.

Die herrliche Waffensammlung des Schlosses ist ersichtlich von einem ächten Liebhaber so, ich möchte sagen wissenschaftlich, geordnet und angefüllt. Kostbare Stücke der-

selben, hörte ich flüstern, hätten zur Zeit noch andere stille Liebhaber gefunden. Ueberhaupt kann man in diesem Pallast, wie in noch andern Fürstenschlössern jetzt Studien machen, wie sonderbare Wandelungen selbst gewisse Grundbegriffe der bürgerlichen Gesellschaft erleiden. Um nur ein kleines Beispiel anzuführen, so trug ein mit den kostbarsten Hölzern ausgelegter Schreibtisch an einigen Stellen Wappen und Namenszug des letzten Königs: diese waren jetzt sorgfältig ausgenommen und dafür Wappen und Namenszug Viktor Emanuels eingesetzt. Wahrscheinlich glaubte man, er sei durch Garibaldi auch dieses Schreibtisches Eigenthümer geworden. Fürchtet man denn nicht, die Leichtigkeit, mit welcher in diesem Pallaste das Privatvermögen seinen Herrn wechselte, könne den Neid eines buskirenden Lazzarone erregen?

Unter den Kirchen Neapels verdienen nur jene Aufmerksamkeit, welche die Anjous erbauten. Die andern sind von außen große Stilungethüme, inwendig schöne Ballsäle, weit und prächtig aufgeschmückt mit Gold und Sammet und Seide. Die Anjous verstanden wenigstens in einem Punkte ihre Sache. Kaiser Friedrichs Adlerblick erkannte die Wichtigkeit Neapels, er hatte die Stadt gehoben und stärker befestigt. Die Anjous aber machten sie sofort zu ihrer prangenden Hauptstadt, Palermo blieb ihnen ja verschlossen. Ihre Kirchen waren es, welche das vernehmlich ausdrückten. Nun wurde eine größere Menge Einwohner an diesen Platz gefesselt, auch der Adel mußte dauernd am Hofe erscheinen. Neapel, das bis dahin hauptsächlich aus Burgen bestand, wurde ein zweites Paris.

Auffallend ist der strenge gothische Stil in diesen Kirchen. Anderswo in Italien drückt das lichtblaue Allrund des Himmels-

gewölbes die steilen Hallen und Thürme der Gothik nieder. In die treibenden Wolken des nordischen Himmels mögen sie empor streben, unter der Lichtweite des italienischen mußten sie breiträumig werden. Nur in Neapel hielt das Gothische seinen stolzen steilen Charakter aufrecht. Man sieht, die Baumeister waren von jenseits der Alpen hergereiset, und es umringten sie, um den nationalen Geschmack oben zu halten, eine Menge von Landsleuten, welche mit den fremden Königen hierher gekommen. Bei spätern Kirchenbauten ging man allmählig vom gothischen Plane wieder ab, oder entstellte ihn durch Zwischenbauten. Auch die prunkvollen Grabmäler der Anjous, welche von den Masuccios herrühren, wurden zwar im hoch aufstrebenden gothischen Stile angesetzt, jedoch gar bald wieder neapolitanisch ausgedickt und verschnörkelt. Das Ladislausgrabmal von Ciccione enthält jedoch im Kleinen viel Treffliches. Nordischen erscheint sonderbar das Ausmalen gothischer Kirchen: in Neapel macht es sie eher freundlich als widerwärtig. Die Bemalung rührt indessen aus späterer Zeit her, als Neapel schon die große lebensheitere Hauptstadt war. Da fühlten die Menschen, das ernste gothische Grau passe nicht zu ihren Verhältnissen.

Will man aber recht inne werden, wie die farbenhelle blitzende Natur auf die Menschen wirkt, will man den Neapolitaner auf seiner Höhe sehen, so gehe man in die Vikarie, in den großen Sammelhof der Gerichtssäle. Der Geschmack an juristischen Erörterungen ist in Neapel allgemein verbreitet, bei Vielen wird die Freude daran zur wahren Leidenschaft. Wer irgend im Staate sich aufschwingen will, wendet sich den Rechtsstudien zu, und jeder Andere, der sonst Bedeutendes aus sich zu machen wünscht,

sucht sofort in Allem Grund zu fassen, was Recht und Gesetz und Rechtsgang betrifft. In der Vikarie finden die Gerichtsverhandlungen die aufmerksamsten Zuhörer, und das Volk drängt sich unaufhörlich um die Schreiber, welche in den Gängen und Ecken arbeiten. In mehreren Sälen ist fortwährend Gerichtssitzung. Erwartungsvolle Stille umfängt die Masse der Zuhörer, hohes Bewußtsein ziert Richter und Geschworne und Anwälte, und Alles geht mit herrlicher Würde und Feierlichkeit vor sich. Und welche prangende Beredtsamkeit ergießt sich da, strömend blitzend plätschernd vom Morgen bis zum Abend! Die Redner, gleichviel ob Präsident oder Staatsanwalt oder Advokat, Alle schwimmen deklamirend auf wohllautenden Reden, wie Schwäne auf spiegelnder Fluth. Das ist eine Helligkeit des Geistes, blitzschnelle Gewandheit, Sprechlust und höchste Zungenfertigkeit, eine tönende Poesie der Sprache, begleitet von den prachtvollsten Geberden, — seine rechte Freude hat man an diesen Neapolitanern. Mitten zwischen scharf logische Schlüsse prasseln Raketen der allerhöchsten Phrasen. Der Redner trägt sie vor mit soviel Andacht, mit soviel Innigkeit und wieder mit stürzender Pracht der Stimme, er flötet und girrt und brauset und grollt, gewiß, er glaubt selbst daran, wenigstens so lange er spricht, wenn er auch hinterher gleich wieder lustige Faxen macht. Neben dieser Lust an juristischen Dingen, neben diesem Redegepränge gibt sich ein drittes Merkmal kund, gleichmäßig bei Richtern und Geschwornen, Advokaten und Zuhörern, das ist die Gutherzigkeit. Wenn der Verbrecher nur selbst kein schlechtes Herz zeigt, wenn er seine That, wie gewöhnlich der Fall, im Jähzorn oder aus Armuth beging, so sind Alle einverstanden, ihm die Vertheidigung leicht zu machen. Das

Urtheil, welches den Unglücklichen verdammt, erscheint als nothwendige traurige Gerechtigkeit, niemals als Rache der beleidigten Gesellschaft.

Gutherzigkeit ist überhaupt ein tiefer und stehender Charakterzug des Neapolitanervolkes. Man muß sein Wesen nur verstehen, so merkt man auf jedem Gange durch die Straßen Züge von Gutmüthigkeit. Nirgends gibt es so zahlreiche fromme Brüderschaften, um Werke der Barmherzigkeit zu üben, nirgends gibt es so viele, so großartige, so reichbegüterte Anstalten der Wohlthätigkeit. An diesen könnten alle Bürgermeister Europas noch etwas lernen. Der Armenhof ist von ähnlichen Gebäuden, auch die Philadelphier nicht ausgenommen, das riesenhafteste und zugleich voll täglich neuer Anziehung. Man wird nicht müde, die fröhlichen Knaben in den verschiedensten Schulen der Handwerke Künste und Waffen handtiren zu sehen. Auch die übrigen Anstalten für Kinder und Greise, Findlinge und Elternlose, Kranke, Verwahrloste und reuige Magdalenen sind im großen Stil angelegt. Ihr erster Gedanke war immer herrlich: in der Ausführung haperte es öfter. Die vielen Krankensäle, welche ich dicht gefüllt traf, waren dem Klima wohl angemessen, schienen jedoch sehr der Hauptsache zu entbehren, nämlich geschickter und zahlreicher Aerzte. Ueberhaupt läßt sich eine trübe Wahrheit nicht verschweigen. Von Männern, die Vertrauen verdienten, hörte ich allgemein: „So zahlreich und großartig diese Stiftungen, so niederträchtig sei ihre Verwaltung. Es sei gar nichts Seltenes, daß die Hälfte der Einkünfte bloß in Verwaltungskosten aufgingen. Auch ständen wohlmal tausend Kranke oder Arme mehr auf den Listen, als im Hause zu finden. Ein festgegliedertes Einverständniß

der Beamten bestehe, deren eigennütziger Zusammenhalt schwer zu durchschauen, noch schwerer zu durchbrechen.“ Unglaublich bleibt es, warum die Regierungen in dieser nicht längst schon durchgriffen. Durch Nichts in der Welt könnten sie sich so freudigen Dank eines anhänglichen Volkes verdienen, als durch öffentliche und erfolgreiche Förderung der milden Anstalten.

Bei dem Armenspittel zum heiligen Januar ist der Eingang zu den Katakomben. Auch hier sind wieder, wie in Syrakus, drei Stockwerke in der Erde über einander, jedes besteht aus dunkeln Gallerien voll leerer Grablöcher, ein ungeheures endloses gräßliches Grabesnichts. Diese unterirdischen Bauten sollen sich ebenfalls viele Stunden weit erstrecken. Sie sind jetzt zugemauert, um Unglück in ihrem Labyrinth zu vermeiden und dem Gesindel Zufluchtsörter zu verbauen. Daß Christen die weite Todtenstadt unter der Erde ausgehöhlt hätten, ist geradezu unmöglich. Es müßte ja zur Zeit der römischen Kaiser Neapel eine christliche Großstadt gewesen sein: davon schweigt aber die Geschichte. Während die Verfolgung wüthete, flüchteten die Christen mit den Leichen ihrer Märtyrer und mit ihrem Gottesdienst in die dunkeln Irrgänge der Katakomben. Einmal daran gewöhnt, benützte man sie zu Friedhöfen auch dann noch, als das Christenthum längst siegreich über den Gräbern seiner Blutzeugen empor gestiegen war. In dieser späteren Zeit war es ohne Zweifel, daß die breiten gewölbten Gänge des obern Stockwerkes ausgehauen wurden, welche mit ihren kunstgeschmückten Kapellen und Grabeskammern die Katakomben Neapels den übrigen voranstellen. Die untersten Gänge sind klein und dürftig, gleich den römischen armselig in die Erde gewühlt: in den obern

zeigt sich dagegen, wie einzelne Höhlungen eben erst angehauen waren, als man die Arbeit fallen ließ, um den heimgegangenen Geliebten die Grabmäler unter Gottes freiem Himmel zu errichten. Ich konnte mich jedesmal, wenn ich Katakomben besuchte, des Gedankens nicht erwehren, daß lange vor den Römern und ihren Vorfahren ein dem ägyptischen verwandtes Volk, das sich gleich dem späteren Großgriechenland über Sizilien und Unteritalien ausdehnte, die Katakomben geschaffen habe. Mode freilich wird es noch einige Zeit bleiben, sich vorzustellen, das Christenthum habe seinen Gottesdienst unter der Erde im Moder und Dunkel gestaltet, und aus der Tiefe habe es kalte und finstere Weltverachtung auf die Erde gebracht. Wie wenig beachtet diese Vorstellung die Zeugnisse der Katakomben, nach welchen das Christenthum, die Religion der Liebe und des Lichts, sich frühzeitig mit heitern Sinnbildern der griechisch-römischen Kunst vermählte! Mir wenigstens war es rührend, an diesen Grabmälern unter der Erde zu sehen, wie die armen Verfolgten damals die Bilder der fröhlichen Weinlese, der Tauben Schafe und Hirsche, welche droben auf grünen Fluren weideten, in das nächtliche Dunkel mitnahmen.

In der Gegenwart darf sich Neapel des schönsten Friedhofs der Welt rühmen: hell und licht ist er von Blüthenpracht Marmorweiße und Sonnenglanz, zwischen seine Rosenhügel und schimmernden Grabtempel bricht aller Orten das blaue Meerleuchten und das grüne Prangen seiner Ufer. Wenn es Einem wirklich wohlthut nach dem Tode, daß man an einem schönen Platze liegt, so möchte ich, außer in der Heimath, nirgends lieber mein Grab haben, als auf dem Camposanto von Neapel, oder in Amerika auf

einem der schattigen Urwaldhügel an der See, wo in das Rauschen uralter Waldesriesen sich mischt der Ozeanswogen ewiges, dumpfes Donnern.

Die Menschen, welche an der See leben, haben viel Gutes, viel Anregendes vor Andern voraus, die Bewohner Neapels am meisten. Nirgendwo, auch in Konstantinopel Neuyork und Rio Janeiro nicht, fließt so in einander der große Gegensatz, welcher auf der Erde Thier- wie Menschenleben in zwei große Hälften scheidet, der Gegensatz zwischen Land und Meer. In Neapel ist das Meer immerfort so nahe und leuchtend, das Land hebt daraus so stolz seine Gestade und Berge empor, und von beiden spielen und wogen Arbeit und Früchte immer in einander. Für den Beschauer wird die wundersame Auflösung jenes Gegensatzes hauptsächlich durch die mächtige Lichtfülle bewirkt, welche sich tief dazwischen einsenkt und Alles hüben und drüben gemeinsam verklärt. Das zeigt sich besonders klar auf jener vornehmsten aller Aussichtswarten, auf Camaldoli. Drei große Massen sind es, in welche sich dort die Blicke verlieren: Land Luft und See. Man sucht die Land- und Gebirgslinien gleichmäßig in der Luft wie im Wasser, beide Elemente scheinen verwandt zu sein, weil sie in dem lichten Glanze zusammenfließen, von welchem Alles getränkt ist.

Wie aber das röthlich weiße Häusermeer Neapels sich von den Anhöhen zum Golfe niederbreitet, das müßte man am deutlichsten und schönsten von der Höhe des Forts St. Elmo überschauen. Allein der Zugang wurde dort noch schroffer versperrt, als zu den übrigen Kastellen. Schon von Weitem riefen die Schildwachen ihr „Zurück“. Es ließ sich auch sonst kein Mensch dort oben blicken. Ich stieg also zum Kloster St. Martino herab, welches gerade

unter dem Fort, noch hoch über der Stadt liegt. Karthäuser wohnen da, ihre Stätte übertrifft aber an Marmorpracht und Kunstschätzen, endlich an wundervoller Aussicht selbst weitaus das Benediktinerkloster zu Catania. Auch St. Martino war jetzt, wenn nicht mit Kanonen, doch mit Soldaten vollgespickt, die Mönche hörten mit Entsetzen die wilden Gesänge. Was wollten sie machen? Waren sie doch selbst auf Wartegeld gesetzt, das heißt, bis sie ganz hinunter gejagt würden. Doch mögen die Bewohner wechseln, Keiner zerstört die Wunder dieses Ortes. Wer einmal dort auf dem Altan gestanden, unter sich alle lichte Pracht von Erde See und Land, der wird sein Lebelang dies gewaltige Sonnenbild in der Seele haben. Wer will es Fürsten und Völkern verdenken, wenn sie Alles daran setzen, sich aus diesem Paradies nicht verdrängen zu lassen!

Die liebste Höhe war mir Capo di Monte. Welch ein prachtvoller Park, welche Fülle tiefen kühlen Schattens! Trotz Pinien und Palmen glaubte ich mich beinahe in den englischen Garten zu München oder die entfernteren Theile des Berliner Thiergartens versetzt, so schön landschaftlich schimmern die grünen Anger zwischen herrlichen Baumgruppen. Nahe bei Neapel wollen sonst die Laubbäume nicht recht in die Höhe, in diesem Parke bilden sie hochgeschwungene Massen. Diese Naturfrische, diese tiefe Einsamkeit vermuthet Keiner dicht über der tosenden Großstadt. Leider müssen auch Straßenalleen im französischen Zopfstil störend dazwischen kommen.

Im Königsschlosse auf Capo di Monte sieht man die schönsten Werke neuerer Neapolitaner Künstler versammelt. Auch im königlichen Schlosse in der Stadt, und in dem nüchternen Prachtbau, der als Dom des heil. Franziskus

von Paula gegenüber liegt, ist diesen Künstlern die größte Aufmerksamkeit erwiesen. Das Beste leisten die Maler de Vivo und Camuccini und der süßbenamte Bildhauer Angelini. Man sieht Vieles, was weich und innig, was schön und edel; ja es ist auch in Farbe und Zeichnung und Gruppirung Alles richtig: und doch ist wenig dahinter. Es ist eben die Blüthe des akademischen Stils, der überhaupt in Italien noch den goldenen Szepter führt. Nur ein paar Funken originellen Geistes, daß Einem nicht flau würde in diesem Meere von lauterer Milch! Unsere Angelika Kaufmann hatte wahrlich auch nicht zu viel Mutterwitz übrig: allein eines ihrer besten Bilder, das hier aufgehängt, lockt doch durch liebliche Natürlichkeit. Es ist gut, daß man aus den Kunstsälen des Schlosses überall auf den Altan treten kann, — ein einziger Blick in diese lichte Wunderwelt, und aller Kunstkummer ist verschwunden. Die Aussicht zur Rechten ist ganz eigenthümlich. Man sieht im Meere bloß die Spitze des Sorrenter Gestades mit Capri, und rechts über grüner Höhe die Bastionen vom Fort St. Elmo. Diese lange grüne Bergwand, nur von einigen hellen Häusern belebt, thut dem Auge so wohl. Dort muß eine rechte Nachtigallenhecke sein, soviel auch Alt und Jung daran zerstört. Es fiel mir dabei das närrische Unglück eines poetischen Landsmannes ein. An einem schönen Nachtigallenabend kam er mit einer lieblichen Neapolitanerin von Camaldoli herunter, und als die Vögel so schmelzend sangen, rief er aus: „Ach die himmlischen Nachtigallen!“ Die holde Landestochter sah ihn anfangs betreten an, dann sagte sie mit raschem Blick des Verständnisses: „Ja, wenn sie fett sind, schmecken sie gut.“

Will man einmal einen ganzen Tag schwelgen im

Wechsel der zaubervollsten Bilder und Aussichten, so muß man Neapel auf seiner Höhe umkreisen. Von einer Anhöhe zur andern läßt sich wandeln rings um die Riesenstadt, und jede paar Minuten steht man vor neuen höchst malerischen Gruppen von Felsenstarren Piniendunkel weißen Schlössern Weingrün Dächerroth grauen Kastellen, stets inmitten lachender Schönheit des Himmels und des Meeres. Der Lichtäther, der Alles zauberisch umfließt, dringt Einem bis in's letzte Aederchen, und schwellt Brust und Hirn mit Helligkeit und Genußfrische. Man kann eben nichts thun, als jeden Augenblick köstlicher Ruhe pflegen, seligem Genießen sich hingeben, und wenn's gar zu heiß wird, sucht man einen kühlen Weinkeller.

Steigen wir nun spät Abends zum stillen Park der Villa reale nieder, wo aus dunkelm Gebüsch die weißen Marmorbilder glänzen, Leute und Liebespärchen plaudernd auf der Meeresbrüstung sitzen, die Wellen und Lüfte aber weit weithin schimmern, bis in unermeßliche Tiefen, im Mondes- und Sternenglanz, — o wie unersättlich sind Geist und Sinne geworden! Man möchte diese seligen Nächte mit all ihrer Wonne und sanften Lichtfülle in sich eintrinken. Das letzte Schälchen Fruchteis — Pariser Eis ist bloßer Schaum dagegen — wird endlich geleert, man geht heim, und langt vor seiner Wohnung an am Strande der heiligen Lucia. Da klingen Gesang und Musik, blitzen die verführerischen Lichterchen vor den Austernbuden, — ja wer könnte da widerstehen! Nur noch ein kleines Dutzend Austern vor Schlafengehn, sie blinken so seefrisch, glänzen so lockend auf grünem Meerkraut, das mit ihnen aus der Tiefe kam. Ihr anderer Begleiter aber ist natürlich würzvoller Capri: es geht nicht anders, täglich muß man diesen

Wein höher schätzen zu den kleinen Austern. Der Fischer, ein alter Bekannter, hat schon das zweite Dutzend hergesetzt, — wenn sie nur nicht gar so rasch weg wären!

Müde, daß die Füße die hohen Treppenstufen nicht hinauf wollen, kommt man in seine Wohnung, — siehe da steht draußen die hohe festliche Mondnacht. Man stößt die Thür zum Altan wieder auf, noch einen letzten Blick auf's Meer! Breit woget über den Golf eitel Silberfluth, sie wellt und glitzert zum Monde hin, der hoch aus stiller Nachtbläue niederglänzt. Grauweiße Gestade und Felsinseln ragen halb-verhüllt wie aus Duft und Träumen empor. Friedlich steigt der Vesuv hinan zur hehren Himmelswölbung, die von sanftem Schimmer so erfüllt ist, als wäre jedes Luftkörnchen voll leisem Silberglanz. Weicher Windzug spielt heran, unten schneiden noch ein paar Kähne dunkel über den Glanzspiegel, tönt noch Saitenklingen und fröhliches Lachen, — aber hoch und hehr über diesem Stückchen Menschenglück dehnen sich immer weiter, endloser, ahnungsvoller die mild erhellten Himmelsräume. Ihre Tiefen sind aufgethan, und doch gar nicht auszudenken.

XXV.

Neapel und die Provinzen.

Kommt man von Rom an die neapolitanische Gränze nach San Germano, wo der Bahnzug hält, so merkt man auf einmal einen Unterschied in der Bevölkerung. Der Abstich ist beinahe so grell, als wenn Einer aus England abgereist ist und an der irländischen Küste landet. Das sind hier keine Römer mehr, die ihre Geschäfte nur nebenbei besorgen, im Uebrigen sich in edler Haltung dehnen, und von Fremden Geld und Neuigkeiten erwarten. Bei diesen Neapolitanern ist Alles Beweglichkeit, blitzendes Auge, sprechendes Gesicht, lebhafteste Geberde. Auf jedes freundliche Wort, das man ihnen hinwirft, folgen herzliches Lachen und spaßhafte Sprünge. Aber vorbei sind die blühend kräftigen Gestalten und das Anständige in Kleidung und Benehmen. Da gibt es nur noch halb zerlumptes, schwärzlichbraunes Volk, selten ein schönes Gesicht darunter. Nur einzelne Frauen zeigen mehr Würde und

Haltung. Diese tragen jetzt sämmtlich weiße Deckeltücher und Busenhemden mit farbig gestreiftem Rock: wenn sie ruhig betrachtend stehen oder eine Last auf dem Kopfe tragen, denkt man an antike Figuren.

Entschieden aber brechen durch das dunkle und lotterige Wesen des Volkes helle Charakterzüge: aufgeweckter Sinn, Gutherzigkeit, Kraft und Wildheit. Diese Leute verstehen auch zu arbeiten: der bessere Anbau der Felder ist ja ersichtlich, sobald die römische Gränze überschritten ist. Man kommt in eine Ebene hinein: Stunde auf Stunde, je weiter der Bahnzug eilt, sieht man nur sorgfältigsten Anbau. Kein Pflug mehr, die Hacke in der Hand des Fleißes hat jeden Fußbreit Landes in Segensfülle umgewandelt. Wir sind in der alt= und hochberühmten kampanischen Ebene, welche getränkt und gesättigt ist von üppiger Fruchtbarkeit, zugleich dicht bevölkert von hart arbeitenden Menschen. Das fette Land und ihr Fleiß würden sie trefflich nähren und kleiden, und wenn auch, wie es leider wahr ist, fast Keiner mehr hätte, als ein kleines Gütchen von vier oder fünf Aeckern. Doch sie haben ja ihr Plätzchen nur in Pacht, schweren Zins müssen sie in die Stadt schaffen für den Grundeigenthümer. Da bleiben nicht Zeit und nicht Mittel für Ausbesserung der elenden Wohnung, in welcher Stall und Hütte eins sind.

Aus solchem kampanischen Volke, welches sich über die Provinzen Terra di lavoro Napoli und die beiden Principati verbreitet, besteht auch die Hauptmasse der Bevölkerung von Neapel. Es wird dem Ankömmling schwer, bestimmte Züge darin festzuhalten. In diesen gährenden Volkskessel sind zu vielartige Stoffe eingemischt. Wissen

wir doch aus der Geschichte, daß die verschiedensten Völkerbruchstücke nicht weit davon angesiedelt wurden: in Benevent Longobarden, in Aversa Normannen, in Nocera Araber, in Amalfi Byzantiner, nicht zu denken der Reste von Römern Griechen und Ureinwohnern aus alter Zeit. Auch Spanier und Franzosen haben einen Bestandtheil an Neapel abgegeben. Man sieht Gesichter von afrikanischem und deutschem, italienischem und normännischem Wesen. Ihre Farbe wechselt vom Hellen in's Braune oder in's Rothe. Allmählig gibt man sich damit zufrieden, daß das Gelbe oder Schwärzliche vorherrsche, daß die Frauen gar häufig an angeschwemmtes Land erinnern, und daß viele Männer einen gewissen unaussprechlichen Zug im Profil tragen, der an Alles mahnt, was in Lüften schreit oder auf Erden mäckert.

Kommt ein Sizilianer nach Neapel, so blickt er verächtlich um sich. Diesem unruhigen, weichlichen, von jedem Wind bewegten Volk gegenüber fühlt er seinen Verstand, seine Selbstbeherrschung, seine dauernde Willenskraft. Er hat Recht, wenigstens den Neapolitaner überragt er darin entschieden. Man muß noch etwas Herzenskälte, stete Berechnung und viel Selbstsucht hinzufügen, vergleicht man jenen Inselmann mit diesem Hauptstädter. Der Neapolitaner ist zehnmal offenherziger und redlicher. Seine Gutmüthigkeit und sein harmloser Mutterwitz versöhnt mit vielen Schwächen, unter welchen Unbeständigkeit die größte. Was ihn aber vor allen Italienern auszeichnet, das ist sein schöner Familiensinn. In neapolitanischer Häuslichkeit stößt man nicht selten auf einen Zug von deutscher Pflichttreue Anhänglichkeit und Aufopferung der Familienglieder für einander. Der Sizilianer bleibt dagegen, gleich

dem Venetianer, selbst in Familiensachen Kaufmann. Warm wird er nur, wenn sein Stolz beleidigt wird, begeistert nur, wenn Ehre und Freiheit seiner Inselheimath in's Spiel kommen.

Uebrigens darf, was männliche Kraft und ritterlichen Sinn angeht, der Sizilianer sofort die Segel streichen vor dem Bewohner Kalabriens und der Abruzzen. Dort sind noch ächte Gebirgssöhne mit frischen Sinnen und kühnem Herzen, voll Ausdauer und scharfem Geist. In jenen Thälern, auf jenen Hochbreiten lagern Schätze von frischer und unverbrauchter Volkskraft. Glücklich die Länder, welche solche unschätzbare Vorräthe noch besitzen. Sie haben immer noch Zukunft. Nur diejenigen Völker, welche aus Wald und Wüste, vom Meer und Gebirge keine rohen Kräfte mehr zu ihrer Erfrischung und Verjüngung an sich ziehen, sind der Gefahr ausgesetzt, durch Ueberbildung oder schwere Erschütterungen so schwächlich zu werden, daß es mit ihnen abwärts geht. Nachdem nun in den genannten Berglandschaften vorzügliche Kräfte Jahrhunderte lang brach gelegen, muß sie jetzt die lebendigere Strömung unserer Zeit erfassen und in Fluß bringen. Die Piemontesen sind fleißig daran, zunächst die Eisenbahnen an den Küsten weiter zu führen. Später wird das Eisenroß auch die Gebirge durchbrechen, Handel Verkehr Bildung werden bis in jede Bergschlucht ihre Wege finden.

Dies führt uns auf ein anderes Landesverhältniß, welches eigenthümlich ist, auf die Stellung der Hauptstadt Neapel zu den Provinzen.

Sizilien behauptete bis zur jüngsten Zeit eine selbstständige Haltung. Im Mittelalter wurde es als das

Hauptland betrachtet, noch jetzt hält sich die Insel mit ihren drittehalb Millionen für ebenso bedeutend, als die sieben Millionen der sämmtlichen übrigen Provinzen Unteritaliens. Diese Eigenherrlichkeit läßt sich niemals ganz beseitigen, weil die Inselnatur nicht zu vertilgen ist. Will gar der Neapolitaner die Insel meistern, so stößt er auf Grimm und Widerstand, weil der Sizilianer sich für den tüchtigeren Mann hält und zum Theile es auch ist. Man wird also Sizilien immer eine gewisse Selbstständigkeit lassen müssen.

Wie steht es nun mit den Provinzen des Festlandes? Diese blicken keineswegs so feindlich auf die Hauptstadt, sie verhalten sich vielmehr gleichgültig, ja sie haben, soweit das denkbar ist, überhaupt kein Verhältniß zu Neapel. Gäbe es in Süditalien große Städte, so würden Gegensätze von selbst sich bilden. So aber ist Neapel mit seinen bald fünfhunderttausend Einwohnern die einzige Großstadt im ganzen Festlande Süditaliens. Bari hat gegen dreißig, Potenza etwa zehntausend Einwohner, dazwischen stehen noch vier Städte, alle andern erreichen nicht einmal die Ziffer von Potenza. Wie ganz anders stellen sich in Sizilien die Städte gegen einander! Palermo hat hundertachtzigtausend Einwohner, Messina neunzigtausend, Catania zweiundsechzigtausend, Modica sechsundzwanzigtausend, Girgenti und Syrakus siebzehntausend: jede dieser Städte fühlt in sich den schärfsten Stachel der Ehr- und Eigensucht.

Neapel hat also, mit Ausnahme Siziliens, nur unbedeutende Landstädte sich gegenüber. Und was für Städte! Die meisten sind nur etwas besser als die sizilianischen Bauernstädte. Sie haben nicht ganz deren einförmige Arm-

seligkeit, jedoch von Bildung, ein paar Handelsstädte an der See ausgenommen, ist bei ihnen nicht viel zu holen. Allein könnten sie nicht mit dem Landvolke, das sie umgibt, eine Masse bilden, die ihren eigenen Willen durchsetzte? Wir werden sehen.

Süditalien ist zusammengesetzt aus vier großen Bestandtheilen, zwei großen Ebenen und zwei großen Berglandschaften. Die beiden Ebenen sind die kampanische und die apulische: jene mehr mit Gebirg durchsetzt, diese mehr in's Breite auslaufend. Die beiden Berglandschaften heißen Kalabrien und die Abruzzen: die drei kalabrischen Provinzen mit der zugehörigen Basilikata bilden ein schroffes, wild zerklüftetes Gebirge, die drei Provinzen der Abruzzen mit Molise, welche Provinz ebenfalls nach ihrer ganzen Landesnatur zu ihnen gehört, bilden eine Hochebene mit erhabenem Bergkranz. Diese vier Bestandtheile sind gleichsam vier Inselbecken, aus denen der Süden Italiens zusammengestellt ist. Sie sind abgeschnitten von einander, auf der einen Seite durch's Meer, auf der andern durch Hochgebirg, über welches auf der ganzen Länge des Appennin höchstens drei oder vier wirklich fahrbare Straßen führen, die übrigen Wege sind halsbrecherische Maulthiersteige. Man mußte also von der Seeseite mit den Bewohnern dieser Länder verkehren. Dazu genügt aber noch jetzt ein einziges Dampfschiff, das alle acht oder vierzehn Tage einmal an den kleinen Seeplätzen eine kurze Zeit anlegt.

Von der kampanischen Ebene war schon die Rede. Sie ist am dichtesten bewohnt, die drei übrigen Landstheile besitzen zusammen nur etwas über das Doppelte der Be-

völkerung. Es haben auch die kampanischen Städte am ehesten gebildetere Bewohner. Viele sind an Berghängen oder auf Einzelhöhen gelegen. Sowie man aber in die Berge, welche Kampanien umkränzen, hinaufsteigt, merkt man das rauhe und stolze Wesen eines Gebirgsvolks. Das beginnt schon bei Avellino. Doch auch diese Berghänge schauen wie die ganze Landschaft auf's Meer. Kampanien ist für den Seehandel wie geschaffen, vier herrliche Golfe bespülen die Ränder. Zugleich schafft die eigene herrliche Fruchtbarkeit Waaren in Fülle. Hier ist also das Herz von Süditalien. In diesem Gebiete, das zugleich jedes der drei andern unmittelbar berührt, herrscht nun allerdings die große Hauptstadt Neapel, und dennoch, — wohin man kommen mag, auch hier stellt sich jede Stadt und jede kleine Landschaft auf ihre eigenen Füße, will etwas für sich allein vorstellen, und fühlt und betont das allerwegen.

In der apulischen Ebene glaubt man sich in Sizilien. Ist die kampanische ein uralter Fruchtgarten, so ist die apulische ein uraltes Hirtenland, eine große Steppe. Wassermangel ist ihr Unglück. Die kurzen Flüsse sind meist trocken, die Seen Salzlachen. Die Bevölkerung wohnt in Burgflecken zusammengedrängt, die noch ganz mittelalterlich aussehen. Bloß ihre Umgebung erscheint angebaut: alles Land zwischen diesen Städten ist bloße Weide meilenweit, bewachsen mit kurzem Gras für Pferde Maulthiere und Schafe. Die Hirten wandern von einem Weideplatz zum andern. Die apulische Ebene wird ein Schachbrett genannt; denn sie besteht zum größten Theil aus niedrigen Hügeln, die oben abgeplattet sind, also kleine Hochflächen bilden, welche durch breite Vertiefungen von einander ge-

trennt werden. An geschützten Plätzen und in Tiefthälern an der See gedeihen treffliche Südfrüchte, namentlich am Meerbusen von Tarent. Von den übrigen Provinzen ist Apulien durch steile Gebirgswände so gut wie abgesperrt, nur drei Maulthierpässe und die eine Straße nach Foggia führen über den zerklüfteten Appennin. Ein solches Land konnte für die Geschichte keine große Bedeutung bekommen. Abgeschlossen von Italien schauet Apulien nach den Ländern jenseits des östlichen Meeres. Die Reihe seiner Seestädte, Taranto Gallipoli Otranto Brindisi Bari Barletta Manfredonia, hat ihren Verkehr mit Korfu und Griechenland, mit Malta und der Levante, mit Triest und Dalmatien. Mit Neapel und der Weststküste Italiens haben sie sie nichts zu thun. Das bringt ihre Lage einmal so mit sich. Kein Wunder, wenn gerade Apulien das Land war, in welchem die Byzantiner sich am längsten hielten, und wo sich damals und später am meisten Neugriechen ansiedelten. Noch jetzt wohnen dort gegen hunderttausend Arnauten, und in den kleinen Handelsstädten am Meere begegnet Einem häufig neugriechisches Wesen in Gestalt Kleidung und Sitte. Tiefer im Lande hört jede Bildung der neuern Zeit auf, und wer sich in die hohen Gebirgsthäler versteigt, glaubt nicht mehr im gebildeten Italien, sondern irgendwo unter Kurden und Beduinen zu sein.

Noch mehr halbwildes Volk klettert in den Abruzzen und kalabrischen Bergen. Das Innere dieser Gebirgsländer ist noch heutzutage unbekannter, als irgend eine Gegend in Europa: das allein bezeichnet hinlänglich die unbedeutende Stellung, welche sie im Gange der Zeitgeschichte einnehmen. In Kalabrien wird es wenige Bauern geben, die ihr Lebtag anderes Brod gesehen, als von gro-

dem Mais, und Gerichte und Gerüche in den Hütten der gastfreien Abruzzenhirten sollen schrecklich sein. Allein ein schöner und kräftiger Menschenschlag ist es, welcher diese höchsten von Italiens Gebirgen bewohnt.

Das Land der Abruzzen hat außer seinem Seerande fast nur Hochflächen, die umragt sind von erhabenen Bergen, bis zu siebentausend Fuß Höhe und noch darüber. Am mächtigen Gran Sasso d'Italia, der sich höher als neuntausend Fuß erhebt, springen sogar Gemsen. Viehzucht ist die Nahrung des Landes, darauf ist Alles eingerichtet. Am westlichen Abhang des Appennin gibt es nur zwei Städte mit zehntausend Einwohnern, Aquila und Salmone. Die Bevölkerung wohnt in Hirtendörfchen, die von Hürden und Ställen umgeben sind. Auf allen Bergweiden sieht man Tags über große Schafheerden, und von den dünnbelaubten Gebirgshöhen schallt das Geklingel zahlloser Ziegen. Die Ostseite, welche nach dem Meere hingeht, hat etwas mehr Städteleben, jedoch auffallend geringe Neigung zum Seehandel. Die volkreichsten Städte, wie Teramo Chieti Lanciato Campobasso, liegen nicht am Meere. Pescara und Termoli sind als Seestädte unbedeutend, wenngleich nicht ohne Zukunft. Jene gutmüthigen Hirten aber, welche in einsamer und großartiger Natur der Weide ihrer Heerden obliegen, nehmen einen tiefen und herb religiösen Sinn in sich auf: die Nähe Roms trug dazu bei, sie zu beständigen Vorfechtern des Papstes und der Kirche zu machen. Für das Heer liefern sie tüchtige Leute, sie sind die Ungarn Italiens, sind wie diese kühn und abgehärtet, und treffliche Reiter.

Der Kalabrese läßt sich dagegen zum ausgezeichneten Schützen ausbilden. Er und der Abruzzenhirte, Beide

sind unter allen Italienern am wenigsten sittlich verderbt. Rohheit, heißes Blut, Raserei im Jähzorn machen den Kalabresen gefürchtet, aber er hat auch offenen Sinn für Recht und Wahrheit und für alles Große und Edle. Sein Land könnte reich sein an Wein Oel und Südfrüchten, Terrassenkultur würde hier hundertfach lohnen: allein der Anbau ist gräßlich verwahrloset. In Gegenden, wo es Landgüter gibt, die zehntausend Dukaten Pacht bringen, sind öfter die Wege der Art, daß die Menschen genöthigt werden, ihre Früchte auf Kopf und Rücken herunter nach der Küste zu tragen, wenn sie etwas Geld lösen wollen; denn nicht einmal Maulthiere kämen auf den Zickzacksteigen fort. Den verwegensten Soldaten würde es nicht gelingen, in das schroffe Gebirge tiefer hineinzudringen, als die wilden Bewohner es erlauben wollen. Kriegsheere können sich daher in Kalabrien noch weniger, als in den Abruzzen halten: berühmte Schlachtfelder gibt es nur in Apulien und Kampanien. Es hat aber der Kalabrese noch etwas altererbten Haß auf den Neapolitaner, darin gleicht er beinahe seinem Nachbar, dem Sizilianer, mit dessen Geschichte die seinige so Vieles gemein hatte. Deshalb war Kalabrien beständig ein Nest und Zufluchtsort von Aufständischen.

Bei solcher Lage Landesnatur und Volksart erklärt sich also, wenn Kampanien und Apulien, Kalabrien und das Abruzzenland, ebenso wie Sizilien, jedes für sich in althergebrachter Handtirung verharren, und sich weder um Neapel, noch um einander kümmern. Ihre politische Verbindung ist im Wesentlichen noch ganz mittelalterlich: sie bilden ein Reich, keinen Staat. Man läßt sie wirthschaften, wenn sie sich nur nicht gerade widersetzen, und ihre Steuern halbwegs eingehen. Solche Gewöhnung wird nun

durch eine besondere Eigenthümlichkeit des Landes und Volkes noch mächtig unterstützt.

Gleichwie in Sizilien wurden hier im langen Laufe der Geschichte Stücke und Stückchen von allerlei Völkern zusammengewürfelt. Ihnen bot das Land überall kleine abgeschlossene Becken Thäler und Hochflächen, nicht weit davon gab es immer schwer zugängliche Höhen und Schluchten: also gab diese Beschaffenheit des Bodens zuletzt noch jedem Völkerstückchen, das bestand oder sich bildete, Gelegenheit, sich einzunisten in hartnäckiger Besonderheit. Der kleinlichste Kantonsgeist wuchert in all diesen Ländern so frisch und fröhlich, als gäbe es gar kein anderes Recht und Dasein mehr. Jedes Gebirgsthal, jede Seebucht bildet eine kleine eigensinnige Welt für sich. Ja, dieser Eigensinn ist in den Köpfen so versteift und verstockt, daß ihn auch die Ortschaft und Familie nicht niederhält. Und doch ist, wo der politische Verband so locker, die örtliche Gemeinschaft oder das nachbarliche Gefühl und Interesse höchst lebendig; die Familie aber erscheint in Ländern, deren Bevölkerung sich so leicht zersplittert, von uraltersher als der einzige feste Hort des Mannes, ihre Ehre ist seine Ehre, ihre Beleidigung seine Blutrache. Allein mächtiger, als alles dieses, bleibt einmal das unzähmbare Gelüsten des Herzens, das wilde Aufspringen des persönlichen Willens. Wer sich vom Richter, vom Nachbar, vom Vater oder Bruder beleidigt fühlt, der sucht selbst sein Recht und seine Rache, und hat sein Jähzorn den Frevel vollbracht, dann wirft er die lange Büchse über und eilt in die Berge, ein wildfreier Bandit, das heißt ein Mann außer dem Gesetz. Jetzt wird er Räuber; denn um leben zu können, muß er Geld und Nahrung erpressen oder rauben. Der Appennin im Königreich Neapel hat, so

lange Menschen an seinen Rändern wohnen, auch seine Briganten gesehen.

Es erklärt sich also leicht, warum folgende geschichtliche Erfahrung in diesen Ländern immer wiederkehrt. Keine Regierung wurzelt tief ein in der allgemeinen Liebe und Anhänglichkeit des Volkes. Es wird vielmehr jedem Eroberer leicht, sich an irgend einem Punkte festzusetzen: das übrige Land kümmert sich nicht darum, vielleicht nicht einmal die nächste Umgebung. Nur wer persönlich zu ihnen redet, wer ihre Interessen und Eigenheiten, ihre Leidenschaften und Gewohnheiten in sein Spiel reißt, der kann diese Leute für sich entflammen. Dagegen sind, seit die Normannen hier ein Königreich schufen, diese Länder einmal als ein Ganzes zusammen gewöhnt. Wer also die beiden Hauptplätze hat, Neapel und Messina, dem wird wahrscheinlich auch das Uebrige zufallen, wenn kein fremdes Heer dort steht, welches ihm den Besitz streitig macht. Abruzzenbewohner Kalabreser Apulier lassen sich jede Regierung gefallen, weil doch irgend eine Regierung da sein muß. Nur zwei Dinge vorausgesetzt. Die Regierung darf nicht zu viel Steuern nehmen, und alte Gewöhnungen, besonders persönliche Freiheit, darf sie nicht hart antasten. Sie darf zweitens nicht aus solchen Fremdlingen bestehen, gegen welche sich der allgemeine Nationalhaß der Süditaliener richtet.

Stände aber in letzteren Fällen ein allgemeiner Aufstand zu erwarten? Schwerlich, wenigstens nicht ohne Antrieb und Führung von außen. Die sizilianische Vesper war das einzige Beispiel, wir haben oben ihre ganz besondere Ursache erklärt, sie blieb auf Sizilien beschränkt. So langsam aber das ganze Volk in Harnisch zu bringen,

so gewiß werden hier und dort gleich ein paar Männer ihre lange Flinte auf die Schulter nehmen, in die Berge ziehen, eine kleine Schaar Genossen anwerben, und auf eigene Hand den Bandenkrieg beginnen. Das haben die Franzosen erfahren, wie jetzt die Piemontesen, und an der Hartnäckigkeit und Ausdehnung dieses Bandenkriegs, der seiner Natur gemäß wider die Freunde der neuen Regierung als Raub und Plünderung auftritt, läßt sich die Tiefe des Nationalhasses bemessen.

XXVI.

Das süditalienische Reich.

So lange Italien südwärts vom Trento und Garigliano Geschichte hat, beharrte es im eigenthümlich abgewendeten Verhältniß zur Halbinsel. Diese Beharrlichkeit zu besiegen, wird selbst unserer Zeit schwer fallen, welche mit unendlich beschleunigten Verkehrsmitteln arbeitet. Die vier Landestheile, welche das feste Land von Süditalien bilden, sind, wie gesagt, nur als vier Gebirgsbecken unten an Italien herangestellt. Am Leben Mittel- und Oberitaliens nehmen sie innerlich nicht mehr Antheil, als Korsika am französischen Leben, die Insel Sardinien am piemontesischen. Sprache und Charakter sind in ihren Grundzügen zwar noch italienisch, jedoch von ganz anderer Farbe und Ausführung, und all die Unterschiede, welche zwischen Piemont Lombardei Venedig Romagna Florenz und Rom bestehen, wiegen zusammen nicht so schwer, als der eine Unterschied der Bewohner Süditaliens von ihnen allen. Der Vergleich

mit Nord- und Süddeutschland, oder mit Nord- und Süd-Frankreich würde immer nur einen Theil dieser Verschiedenheit betonen.

Die Insel Sizilien führte allerdings ihr ganz eigenes Sonderleben. Allein mit dem übrigen Lande hatte sie doch noch tausendmal weniger zu thun, als mit dem benachbarten Süditalien. Seitdem der Hammer normannischer Kraft das Königreich beider Sizilien zusammennietete, sind Sizilien und Neapel weit über fünfhundert Jahre vereinigt gewesen, getrennt aber nur etwas über zweihundert Jahre. Und zwar — mit Ausnahme der Anjouszeit — war die Verbindung immer nur kurze Zeit unterbrochen, 43 Jahre unter spanischen Prinzen, 5 unter Amadeus von Savoyen, 10 während Murat in Neapel regierte. So feurig Haß und Feindschaft zwischen Neapolitanern und Sizilianern, so behielten gleichwohl ihre Länder in allem Wesentlichen dieselben Grundzüge der Geschichte, der bürgerlichen Kämpfe, der Religion und Sitte, gleichwie sie einander ähnlich sind in Natur und Anbau des Landes und in jeder Art gewerblicher Thätigkeit. Was uns aus der Geschichte und Gegenwart Siziliens klar geworden, erhellte zugleich vielfach die Zustände in den neapolitanischen Provinzen.

Süditalien hat nun niemals einen tiefgehenden oder dauernden Einfluß auf die Länder jenseits seiner Gränzen ausgeübt. Die Pläne, welche einzelne Fürsten, wie Roger Friedrich II. die Anjous Alfons Karl von Bourbon und Murat verfolgten, nämlich von Unteritalien her die Oberherrschaft über die ganze Halbinsel zu erwerben, sind gescheitert. Umgekehrt mußte nach so vielen Jahrhunderten erst unser Jahrzehnt kommen, um ein Beispiel zu geben,

daß eine norditalienische Macht sich wirklich Süditalien angliedern könne. Auf wie lange? das ist eine andere Frage.

Italien südwärts vom Trento und Garigliano nahm sogar öfter einen Bildungsgang, der entschieden zum übrigen Italien in Gegensatz trat. Zweimal entwickelte Süditalien ein blühendes freistädtisches Leben, im Alterthum und nach der Völkerwanderung, als das übrige Land noch Tummelplatz roher Kriegsvölker war. Und während in der ersten Hälfte des Mittelalters der Norden zur Einheit anstrebte, zertheilte sich der Süden in kleine Fürstenländer. Als aber Nord- und Mittelitalien sich in eine Menge von Gemeinden und Dynastien zersetzte, bestand der ganze Süden als ein einziges Reich, das nur vorübergehend in zwei Theilen auseinander ging.

Mit goldenen Lettern hat die Geschichte die erste Blüthe Unteritaliens verzeichnet. Die Ansiedlungen der alten Griechen gediehen in dem Rinder- und Weinlande, wie sie Unteritalien nannten, so rasch, als die noch frische Segensfülle des Landes groß war. Städte von der Bedeutung etwa, wie jetzt Rio Janeiro Neuyork San Francisco, waren im Alterthum Kroton Sybaris und Tarent. In seiner schönsten Zeit zählte Athen zwölfhundert Bürger, die in ritterlicher Rüstung aufreiten konnten: die Sybariten stellten bei festlichen Aufzügen fünftausend. Sprüchwörtlich war der Ruf ihrer schwelgerischen Gastmäler und Dampfbäder, ihrer Schooßhündchen und zierlichen Rosse. Die Krotoniaten stellten berühmte Aerzte auf, und Athleten, welche auf den olympischen Spielen Alles niederwarfen. Die feingebildeten Tarentiner sahen verächtlich auf die rohen Römer herab, aber kein Genie des Pyrrhus konnte jene Weichlinge mehr zum Heldenmuthe aufraffen. Mit dem Falle Tarents lag

die Prachtblüthe Großgriechenlands entblättert und zertreten am Boden. In die Städte, welche der Krieg furchtbar verheert hatte, zogen als schlimme Herren römische Ansiedler, und all die berühmten Griechenstädte, Tarent Metapontum Heraklea Kroton Lokri Thurii Rhegion und weiter an der Küste hinauf Elea Poseidonia Napolis Cumae, wurden Unterthanen oder dienende Bundesgenossen Roms, welches fortan ihre Kraft in sich einsog.

Merkwürdig war es, wie bald freies Städteleben in Kampanien wieder aufblühte, als das Römerreich in Trümmer fiel. Gothen und später Longobarden kämpften mit Byzantinern um den Besitz von Unteritalien: die klugen Bewohner aber von Amalfi Salerno Neapel und Gaeta, deren Städte sich an geschützten Stellen am Meere erhoben, sandten unterdessen ihre Schiffe nach Konstantinopel Karthago Marseille und andern Häfen des Mittelmeers. Geschickt und rührig leiteten sie die Strömung des Welthandels an ihre Küsten. Jetzt gelangten die Meerbusen von Salerno Neapel und Gaeta, von Handelsflotten beständig durchfurcht, zu der Bedeutung, welche in altgriechischer Zeit der Meerbusen von Tarent hatte. Doch auch dort in Apulien wurden Bari und Tarent wieder vom Handel belebt. Das natürliche Geschick auf dem Meere, das die Bewohner dieser Küsten noch jetzt in kleinen Fahrzeugen bewähren, erzeugte damals in Menge Matrosen und Kapitäns, die sich Namen machten in allen Hafenorten. Das wieder aufblühende Leben der Küste kam dann dem Binnenlande zu Gute: Benevent Capua Acerra und andere Städte wurden reich und angesehen. Insbesondere erhob sich Benevent, die Hauptstadt des großen longobardischen Gebiets in Unteritalien, zu großer Pracht und Bildung. Es stand noch auf seiner

Höhe, als Capua und Salerno sich losrissen, und besondere Fürstenthümer bildeten. Die genannten drei Städte blieben auch später unter Fürsten, welche die Oberherrschaft der deutschen Kaiser anerkannten. Amalfi dagegen sowie Neapel und Gaeta fanden, sobald der deutsche Kaiser nicht vor ihren Thoren stand, es vortheilhafter, dem entfernten Kaiser in Byzanz anzuhängen. Denn dieser war gern zufrieden, wenn jene Städte seinen Kriegsheeren und Flotten offen standen, und dem Herzog, den er nach ihrem Willen setzte, einige Huldigungsgeschenke machten. Im Uebrigen war ihre Verfassung wesentlich republikanisch. Die Bürger von Amalfi durften sogar ihren Herzog selbst wählen.

Die glücklichen Aussichten dieser Handelsstädte verdüsterten sich, als die Araber auf's Meer kamen, als Cypern Rhodus und Kleinasien, Afrika und Spanien, zuletzt auch das nahe Sizilien verloren ging. Jetzt liefen Korsaren die Christenschiffe an und hier und da schon die Küsten Italiens, bald kamen ganze Schwärme bewaffneter Räuber, die sich endlich festsetzten. Ganz Kalabrien Bari und Tarent, das Gargano-Gebirg im Sporn des italienischen Stiefels, Pästum, die Gegend von Pompeji, die Mündung des Garigliano wurden von ihnen besetzt. Sie plünderten bis vor St. Peters Kirchthüren in Rom. Neapel machte mit ihnen ein enges Bündniß, und sie verkehrten dort so häufig, daß die Stadt aussah, wie ein Sarazenenhafen. In Amalfi und an seiner Küste wußten sie nicht minder sich Ansehen und Ansiedlungen zu verschaffen. Wenn ihre Waffen gerade ruheten, trugen sie dazu bei, den Handel nach dem Orient wieder zu beleben. Allein es ist kaum zu sagen, wie schrecklich sie einen der gesegneten Striche Süditaliens um den andern mit Mord und Brand heimsuchten. Kala-

brien wurde völlig verödet. Das Gras schien zu verdorren unter den Hufen des Araberrosses.

Das war in der traurigen Zeit der Karolinger. Als nun die deutschen Kaiser über die Alpen nach dem Südlande zogen, hatten sie wider Beide zu kämpfen, wider Byzantiner und Araber. Unteritalien mußte das Land werden, wo die damaligen drei Großmächte Europas ihre Waffen unter einander mischten: keine wurde ganz Herrin des Landes. Seine Beschaffenheit stellte jeder eindringenden Macht die größten Hindernisse entgegen, am stärksten den Deutschen, die von Norden kamen.

Unteritalien blieb also zertheilt unter Byzantinern, Sarazenen, und einer Anzahl von Fürsten und fürstlichen Freistädten, die sämmtlich ihre Politik nach den Umständen richteten, bald sich mit Sarazenen wider die Griechen, bald mit Deutschen wider ihre Nachbaren verbündeten. Mit den Städten ging es seit dem Beginn des eilften Jahrhunderts entschieden rückwärts, nur Amalfi, das an fünfzigtausend Einwohner hatte, nahm fortwährend zu an Schiffen und Reichthümern.

Erst der scharfen und ausdauernden Kraft und Klugheit der Normannen, die als Söldner kamen und als Eroberer sitzen blieben, gelang es, Griechen und Araber aus dem Lande herauszuschlagen, und alle seine Fürsten und Städte zu einem Reichsganzen zu vereinigen. Es war nicht Einsicht in Geschichte und Natur dieser Länder, was die Normannen zu solchem Werke trieb: sie wollten nur Stücke davon für sich erobern. Allein mit ihrer überlegenen Macht wuchs auch unwiderstehlich Wille und Verständniß, das süditalienische Reich zusammen zu fügen. Jedoch war dazu eine blutige Arbeit von mehr als hundert Jahren nöthig, von jenen Tagen an, wo der Normann Rainulf, der

Hauptmann fahrender Landsknechte, vom deutschen Kaiser mit Schloß und Grafschaft Aversa belehnt wurde und die Hautevilles herüber kamen, bis König Rogers Kronen beider Sizilien vom Papste geweiht wurden. Leider hatten die Normannen, denen als bloßen Schwertwanderern jedes Stück eines Rechtstitels lieb sein mußte, vom Papste ihre Kronen zu Lehen genommen: das wurde die arge Quelle zahlloser Kriege und Verwirrungen. Denn noch niemals hat es einem Lande Glück gebracht, wenn das geistliche Schwert ein Recht erhielt, über das weltliche zu verfügen.

Es kostete Blutströme, ehe König Roger die Stücke seines schönen Reichs zusammenkittete. Dabei ging auch die Städtefreiheit unter. Ueberall hatte er sie mit grimmigem Schwertschlag zertrümmert, nur die Freistadt Neapel stand noch aufrecht. Zwei Jahre lang belagerte er sie. Die Bürger brachten ihr Gold- und Silbergeräth zum Opfer, um sich von den Pisanern Hülfe zu erkaufen. Als auch diese Hülfe verloren war, als Hunger in der Stadt wüthete, daß Frauen und Kinder todt auf den Straßen niedersanken, als nur noch dreihundert Bürger die Waffen tragen konnten, und alle Uebrigen todt oder siech lagen, — auch da noch stand die heldenmüthige Stadt, bis Kaiser Lothar sie befreite. Die Pisaner aber, da Roger jetzt vor dem deutschen Heere nach Sizilien flüchtete, sammelten rasch hundert Schiffe und überfielen Amalfi, das dem Normannen gedient hatte. Schon damals zeigte sich, welcher schlimmen Thaten italienischer Handelsneid fähig ist. Amalfi wurde erobert, ausgemordet, eingeäschert. Was half es ihm, daß anderthalbhundert Jahre später einer seiner Bürger dem Kompaß Vollkommenheit gab? Seine Vaterstadt blühte niemals wieder auf zu ihrer alten Größe.

Als Roger sein herrliches Königreich Papst und Kaiser und einheimischer Unbotmäßigkeit abgezwungen, suchte er es zu einem schönen festen Gefüge umzubilden, und zu Glanz und Wohlstand zu erheben. Wie seine Vorfahren es thaten, so ließ auch er die Besonderheiten der Völker und Landschaften bestehen, weil sie zu brechen doch einmal unmöglich war. Wohl aber richtete er eine wohlgegliederte Verwaltung von Beamten ein, wie sie seit langen Zeiten kein Staat wieder gesehen. Obenan stand der Großkanzler, der Recht und Frieden zu wahren hatte; ihm zur Seite standen der Großadmiral, welcher die Flotte und der Großmarschall, welcher das Reiterheer befehligte. Neapel war keine mächtige Freistadt, Amalfi keine stolze Seestadt mehr, in Salerno und andern Städten war der Glanz fürstlicher Hofhaltung erblichen. Doch allmählig vergaßen ihre Bürger diese Verluste, hatten sie doch endlich wieder Ruhe für ihre Geschäfte. In Amalfi wurde die Rechtsschule, in Salerno die ärztliche Schule gefördert, Neapel als zeitweilige Residenz auserkoren. Handel und Gewerb hoben sich wieder, um so mehr, als in den Kreuzzügen neue Haufen von Menschen und Waaren in Strömung geriethen. Gleichwie Roger Schiffsladungen voll Seidenweber und handelskluger Juden in seine Länder schickte, suchte er Gelehrte Baumeister und gescheidte Leute jeder Art herbei zu ziehen. Denn er wußte wohl, daß diese Südlande, in deren Sinnenreiz und Sonnengluth die geduldige schöpferische Arbeit so leicht erlischt, beständig der theuersten Zufuhr bedürfen, der Zufuhr von geisteskräftigen und wohlgeschulten Menschen.

Alles aber, was Roger begonnen hatte, gewährte Kaiser Friedrich II. seinen Erbländern in ebenso erhöhterem Grade, als er selbst höher gebildet und humaner und geistvoller

war. Seine Regierung blieb den Fürsten im Gedächtniß, weil er den großen Kampf gegen die Uebergriffe des Papstthums führte, — der Ritterschaft, weil niemals ihr ein höherer Lebensberuf gewährt wurde, — dem Bürger und Bauer, weil er sich durch dieses Kaisers Walten und Gesetze in seinem Herzen wie im Staate gehoben fühlte. Friedrichs neapolitanische Regierung begann damit, daß er erst wieder einen Rechtsboden schuf. Die eingedrungenen Besitzer, gleichviel ob geistlich oder weltlich, mußten die Güter verlassen, und die rechtmäßigen Besitzer hatten fortan ihren Hort in wohlbestellten Gerichtshöfen. Eine andere große Wohlthat war die Einführung des deutschen Steuerwesens. Noch bestand die altrömische Art der Steuererhebung, welche für den Fürsten so bequem, für das Volk so drückend, nämlich die Verpachtung der Steuern. Friedrich führte statt dessen eine Einkommensteuer ein, welche durch die königlichen Beamten erhoben wurde. Sodann konnte jeder Hörige gegen seinen Gutsherrn bei dem Könige klagen. Mit neuen Abgaben sollte er nicht belastet werden. Die Gemeinden erhielten ihre eigene Verwaltung. Die übermäßigen Vorrechte des Klerus und seiner Güter wurden beschränkt. Königliche Boten reisten in den Provinzen umher, um Nothständen abzuhelfen.

Den Krieg suchte der Kaiser möglichst von seinen Erblanden fern zu halten, und mit welcher Kunst er ihre Völker zu behandeln wußte, davon legte er an den Sarazenen ein Meisterstück ab. Sie hatten sich zu Anfang seiner Regierung in Sizilien empört, weil man sie zu regelmäßiger Steuerleistung heranzog. Von den verschanzten Bergen im Innern der Insel machten sie verheerende Streifzüge; schon strömten wieder frohlockende Glaubensgenossen aus Afrika ihnen zu. Friedrich bekämpfte sie erst mit dem

Schwerte, und dann durch seine Milde. Er durfte es wagen, sie aus Sizilien, wo ihnen Afrika zu nahe lag, nach Lucera in Apulien und nach Nocera bei Salerno zu verpflanzen: sie stellten ihm dennoch zwanzigtausend der treuesten Soldaten, die mit seinen Deutschen den Kern der kaiserlichen Heere bildeten.

„Die Wissenschaft," so schrieb Friedrich nach Bologna, als er der Universität des Aristoteles Werke sandte, „soll den Regierenden zur Seite gehen: sie muß die Geister hell kräftig und hochstrebend machen, denn sonst sinkt die Welt in Trägheit und Unwissenheit." Mit welcher Lust und Freude sorgte er daher für Hebung der Bildungsanstalten im eigenen Lande! Die Hochschulen der Medizin zu Salerno und Neapel, das er zur Universität erhob, blüheten durch den Ruhm der Professoren, wie durch Zahl und Ehrtrieb der Studenten. Friedrichs Verordnungen über das Studium der Medizin lesen sich als von gestern. Fünf Jahre sollen die jungen Leute studiren, in Neapel oder Salerno, und dann ihre Staatsprüfung machen in Gegenwart eines königlichen Kommissars; in ihren Doktoreid sollen sie auch die Pflicht nehmen, mit keinem Apotheker unter der Decke zu stecken, arme Kranke unentgeltlich zu behandeln, Pfuscher anzuzeigen; ehe ihnen aber die Praxis freigegeben wird, müssen sie erst ein Jahr unter der Aufsicht eines angesehenen Arztes arbeiten. Für seine Lieblinge, die Studenten, bestimmte der Kaiser die Höhe der Hausmiethe, damit sie nicht geprellt würden, und ließ billige Pfandhäuser einrichten, um sie den Händen der Manichäer zu entreißen.

Als Kaiser Friedrich in Firenzuola bei Lucera plötzlich starb, glaubte der Papst die Zeit gekommen, wo er endlich

das süditalienische, oder wie man es nannte, das apulische Reich als sein Eigen zum Kirchenstaat schlagen könne. König Konrad sank mitten auf seiner Siegeslaufbahn in's frühe Grab. Sein ritterlicher Halbbruder Manfred sah das Reich furchtbar aufgewühlt: um ihm Frieden zu verschaffen, unterwarf er sich dem Papste, hielt ihm den Steigbügel, und wollte nur päpstlicher Statthalter sein. Da waltete Innocenz IV. frohlockend als König in Neapel. Als aber Manfred erkannte, es sei auf Vernichtung des hohenstaufischen Hauses abgesehen, verließ er heimlich den päpstlichen Hof, stieg, nur von einem Jägermeister seines Vaters geführt, auf halsbrechenden Pfaden über das Gebirge, und klopfte in Morgenfrühe an die Thore von Lucera. Dort waren ihm die tapfern Sarazenen noch treu, dort hüteten sie ihm noch einen großen Schatz. In kürzester Zeit hatte er ein neues Heer gerüstet, schlug die päpstlichen Schaaren, wo sie nicht schon vorher das Weite suchten, und rückte in raschen Märschen auf Neapel. Als Innocenz das hörte, starb er vor Grimm und Schrecken. Er liegt in der Kathedrale von Neapel begraben: sein Denkmal zeigt ein feines und scharfes Antlitz.

Manfred hielt jetzt die Geistlichen, seine Widersacher, in strenger Zucht, und ließ sie Steuern zahlen wie andere Leute. Er sorgte für Schulen, für gute Gerichte, für Handel und Häfen, für Landbau und Gewerbe. Die Stadt Manfredonia ist von ihm angelegt. Wie sein Vater hielt er glänzenden Hof, umringt von schönen Frauen und Dichtern und Gelehrten. Im Kirchenstaate selbst nahm er bereits feste Stellung, und die Ghibellinen in ganz Italien erhoben ihr Haupt. Da sah die Kurie ein, daß Süditalien sich nimmermehr an Rom knüpfen lasse, man warb auf's

Neue Anjou als König dafür, zufrieden, daß er dienstwilliger und geldzahlender Lehensmann des Papstes sein, sich strenge auf Süditalien beschränken, und den dortigen Klerus unabhängig stellen wollte. Nun wurde auf's Neue Himmel und Hölle wider die Ghibellinen in Bewegung gesetzt, es folgten die Schlachten von Benevent und Tagliacozzo, welche an Stelle der deutschen Herrschaft in Italien die französische aufrichteten, und Manfreds Leiche wurde am Ufer des Verdeflusses unter freiem Himmel hingeworfen, Konradin mit tausend andern Hingerichteten am Strande Neapels verscharrt. Erst vor fünfzehn Jahren errichtete König Maximilian von Bayern, damals noch Kronprinz, „dem König Konradin, einem Verwandten seines Hauses," ein schönes Denkmal in der Kirche del Carmine am Merkatoplatze, wo Konradins Schaffot gestanden und Karl von Anjou an seiner Hinrichtung sich geweidet hatte.

Es war ein furchtbares Schicksal, welches die Hohenstaufen in Italien vertilgte. In noch nicht zwanzig Jahren starben Konrad in der Jugendblüthe vom Fieber hingerafft in Lavello, Manfred im Schlachtgewühl bei Benevent, Konradin auf dem Blutgerüst in Neapel, der schöne ritterliche Heinz (König Enzio) im Kerker zu Bologna. Manfreds Gemahlin war im Kerker das Herz gebrochen, ihre drei Söhne schmachteten im Kerker mit ausgestochenen Augen, nur zwei Töchtern Manfreds war ein besseres Loos gefallen. Konstanze war bei dem Tode ihres Vaters bereits Königin von Aragonien, ihr Gemahl vertrieb die Anjous aus Sizilien, ihr Urenkel Alfons aus Neapel. Ihre Schwester Beatrix war achtzehn Jahre im Eikastell gefangen: sie ahnte die Pracht des Himmels und der Erde, die rings um ihre Mauern blühte, doch gefangen blieb sie als Kind,

gefangen als Jungfrau. Erst als der sizilianische Admiral die glorreiche Schlacht vor Neapel geschlagen, und mit König Karls einzigem Sohn auf dem Verdeck an das Kastell fuhr und drohte, er lasse dem Prinzen den Kopf vor die Füße legen, wenn nicht sofort Beatrix das Schiff besteige: erst da wurde die Königstochter frei, und fuhr unter königlichen Ehren auf dem siegreichen Admiralsschiffe nach Palermo. Dort schloß Konstanze die Schwester, die sie jetzt erst kennen lernte, an's Herz. Ihre drei Brüder aber mit den ausgestochenen Augen blieben und starben in Anjous Kerker.

So gingen die Hohenstaufen unter, jedoch ihr Werk nicht mit ihnen, nicht das Staatsgebäude, das sie auf normannischen Grundlagen herrlich ausgebaut hatten. Es war für Süditalien noch viel mehr, als für das übrige Europa das Reich Karls des Großen, und blieb in seinem Grundbau unzerstörbar.

XXVII.

Die Anjous.

Diese Nachfolger der Hohenstaufen haben in Unteritalien beinahe zweihundert Jahre regiert. In dieser langen Zeit haben sie keinen einzigen kulturgeschichtlichen Gedanken zur Reife oder zum Ausdruck gebracht. Wohl aber nagte in ihnen beständig ein Länderhunger, und ihre Ränke und Kriege hörten niemals auf. Der Papst war ihr Urheber und blieb ihr geistlicher Onkel: er griff als Oberlehensherr ohne Umstände in die Regierung Neapels ein. Sich bei dem Papste lieb Kind, oder wenigstens in Rom eine starke Partei zu machen, war der erste Artikel in der Politik der Anjous. Zwei von ihnen, der eine König von Neapel der andere König von Ungarn, führten das päpstliche Maulthier am Zügel, als der neuerwählte Cölestin von seinem Einsiedlerberge herunter kam und in die Abruzzenstadt Aquila einzog. Der Papst durfte unter dem zweiten Anjou die Besteuerung Neapels ordnen, durch seinen Le-

gaten sollte das zu erobernde Sizilien regiert werden. Rom ertheilte dagegen Gnaden, Rath, Unterstützung durch Gesandte, auch wohl Geld und geistliche Zehnten, damit von den Anjous alles Ghibellinische ausgerottet werde. Nicht selten aber wurden die Schützlinge des Papstes sehr ungeberdig und machten ihm hart zu schaffen. Schon der Erste stellte seine Pläne in dreifacher Richtung: als Haupt der Welfen wollte er die Hegemonie in Oberitalien führen, Sizilien wollte er um jeden Preis wieder erobern, Konstantinopel wollte er bei guter Gelegenheit nehmen. Da die Anjous auch die Provence besaßen, so wurde das erste Ziel zeit- und theilweise erreicht, von dem zweiten sehr wenig, von dem dritten nichts.

Karl, der Bruder des heiligen Ludwig, regierte in Neapel durch Blutgerichte. Nie sah man ihn lächeln in vierzigjähriger Regierung. Konradins gefangenen Soldaten ließ er erst die Füße abhauen, sie dann in eine Scheune auf einen Haufen werfen, dann das Gebäude anzünden. Konradins Unternehmen kam ihm recht gelegen. Schon vorher hatte er schrecklich unter Manfreds Anhängern aufgeräumt. Keiner war verschont geblieben: Gnade war es, wenn er bloß Amt und Güter verlor. Als jetzt fast alle besseren Männer des Landes, sei es aus Rache, Verzweiflung, oder aus Mitleid mit dem armen Volke, sich für Konradin erhoben, oder sich wenigstens im Dienste des vom Papste aufgedrungenen Franzosen lässig zeigten, da konnte der König eine Nachlese halten. Soviel an ihm lag, dachte er keinen Ghibellinen übrig zu lassen. Die Henker bekamen so lange Arbeit, bis das Volk derartig zugerichtet war, daß Karl von Anjou es regieren konnte. Der Hochwald rauschte

nicht mehr: all die hohen Bäume lagen gefällt. Außer den russischen Iwans hatte dieser Franzose schwerlich seines Gleichen in Europa. Selbst der Papst, der ihn gehoben hatte, schrieb ihm: „er betrüge seine treuesten Anhänger, verachte seine Unterthanen, stoße Jedermann zurück, übe an Allen ohne Unterschied grausamen Frevel, deshalb sei er Allen verhaßt und werde von Allen verflucht." Er aber kümmerte sich um kein Versprechen, um keine öffentliche Meinung. Sobald er sich fest im Sattel fühlte, ging er auf Eroberungen aus und ließ nicht ab, bis er den Kirchenstaat wie Toskana beherrschte. Schon rüstete er sich, Konstantinopel zu erobern, da zerbrach ihm die sizilianische Vesper all sein Glück und seine Berechnung. Verzweifelnd starb er im Beginne des Jahres 1284. Die Italiener, welchen der Kaiser Heinrich VI. als ein „Cyklop" erschien, nannten diesen ersten Anjou den „Teufel im Paradies", auch wohl den „Karlotto", den häßlichen Karl, denn er war häßlich an Leib und Seele. Seinen Unterthanen zerfetzte er Friedrichs freisinnige und geordnete Staatsverfassung, sogar dessen Urkunden und Münzen ließ er in seinem Haß gegen Alles, was hohenstaufisch, vernichten. Das Parlament wurde mißachtet, das Gesetzbuch Friedrichs beseitigt, das Volk mit furchtbaren Steuern beladen, die Geistlichkeit dagegen für steuerfrei erklärt. Wollte der Adel seine Töchter verheirathen, mußte er erst den König fragen; denn dieser gab die reichen Erbinnen gern an seine Franzosen. Nur Franzosen oder Verräther an den Hohenstaufen erhielten Aemter und Güter. Französisches Wesen wurzelte im Lande ein, und noch heutzutage steht Neapel französischen Einflüssen weiter offen, und spricht mehr französisch, als irgend ein anderes Land Italiens.

Der zweite Anjou, Karl II., war milder und furchtsamer, als sein Vater, und eine bloße Puppe in des Papstes Händen. Seine fünfzehnjährige Regierung war fast von beständigem Krieg um Sizilien erfüllt, und er erreichte soviel, daß er sich König von Sizilien nennen sollte, der wahre König aber bloß König von Trinakrien.

Auch der bedeutendste der Anjous, der ruhmliebende Robert der Gute, der sich von Dichtern ansingen ließ und Künstler wie die Masuccios beschäftigte, war ein Mann ohne tieferen Gehalt. Die Welfen, vor allen Papst Johann XXII., trieben ihn zu unaufhörlicher Thätigkeit: er gelangte zu großem Ansehen in Italien, zeitweise führte er wirklich die Hegemonie. Sizilien wurde von Robert beständig verheert, und nur dem ausdauernden Heldenmuthe ihres Königs Friedrich II. und seiner Bundesgenossen, der Ghibellinen Italiens, und der Bürger in Sizilien war es zu danken, daß die Insel vor einem Anjouloose bewahrt blieb. Jener König Friedrich mußte sich vor Allem auf die Treue der Städte stützen: gegen päpstliche Bannflüche waren sie längst abgehärtet, und des Landes Wohl ging ihnen über Alles. Edelleute schloß er von städtischen Stellen aus, ließ jedoch dem Adel auf den Parlamenten, die er regelmäßig berief, seinen rechtmäßigen Einfluß. Die Ghibellinen aber strömten überall hin, wo ein Anjou zu bekämpfen war; denn der tödliche Haß gegen Alles, was hohenstaufischer Gesinnung, schien diesem Hause angeboren. Zweimal gerieth Robert in große Gefahr. Kaiser Heinrich VII. ächtete ihn und drohte, ihm den Kopf vor die Füße zu legen, und Kaiser Ludwig der Bayer hatte mit den Sizilianern einen guten Plan gemacht, Neapel zu er-

obern. Allein das Unternehmen von beiden Kaisern zerging nicht minder, als Alles, was Robert anstrebte.

Unter diesem Hin= und Herwogen der Parteien und der gierigsten Leidenschaften litten die Volkskräfte Schiffbruch. Der kriegerische Geist nahm ab, und während man in Neapel anfing, statt der Waffen Spazierstöcke zu tragen, wurden die Obersten der Söldnerhaufen Herren der Provinzen. Die ersten Zeiten der Normannen schienen wiedergekehrt. Man kann diese Söldnerführer, in welchen sich Kriegsruhm und Habsucht vereinigte, im Kleinen auch mit Generalen des dreißigjährigen Kriegs vergleichen, wie Wallenstein Mansfeld Christian von Braunschweig und andere, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Italiener um Geld käuflich waren für Alle. Wer das meiste Gold rollen ließ, der hatte sie, und wer die stärksten Söldnerhaufen aufstellen konnte, namentliche viele „ultramontane Reiter", d. h. deutsche Reisige, der erlaubte sich jeden Frevel wider göttliches und menschliches Recht.

Die fünf letzten Anjous, deren Regierungszeit die hundert Jahre von 1343 bis 1442 ausfüllt, kannten kein anderes Glück und Ziel mehr, als sinnlich zu schwelgen und sich in Ränken zu begraben.

König Roberts einziges Kind war Johanna, eine Prinzessin voll Geist Schönheit und lebhaftem Wesen, aber leichtsinnig über die Maßen. Als ihr Vater noch lebte, wurde sie schon vergöttert und von Schöngeistern besungen. Petrarca selbst hatte ihren Geist gebildet, und man nannte sie, weil sie soviel wußte, die neue Königin von Saba. Mit sechszehn Jahren sah sie sich als herrschende Königin. Ihr Vater hatte sie an seinen Neffen Andreas von Ungarn

verheirathet: dieser war roh und hochfahrend wie ein Magyar, und wollte allein König spielen. Sie aber konnte ihn nicht ausstehen, und lebenslustig wie sie war, ritt sie mit Andern auf die Jagd. Bald genug erzählte Alles von ihren geheimen Abenteuern. Es bildeten sich jetzt am Hofe zwei Regierungen, die zahlreichen Prinzen und Frauen des königlichen Hauses theilten sich, und da Neapolitanern das Ränkespinnen so natürlich ist, wie Franzosen das Prahlen, so wurden die Anschläge der Parteien immer rastloser, und immer giftiger. Prinz Andreas erwartete jeden Tag vom Papste sein Königspatent, und ließ sich schon zum Voraus eine Krönungsfahne machen, auf welcher über seinem Wappen Klotz und Henkerbeil erschienen. Was das bedeuten sollte, war leicht zu errathen, und man dachte sich vorzusehen. Es war große Jagd bei Aversa gewesen, in der Nacht wurde Andreas aus der Königin Gemach gerufen, wichtige Depeschen seien da. Er springt auf, Johanna voll Angst fleht ihn an, nicht hinauszugehen, er aber ist ungeduldig auf des Papstes Bulle. Wie er aus der Thüre tritt, umringen ihn Verschworene, die ihm eine seidene Schlinge um den Hals werfen. Man hielt ihn nämlich für hieb- und stichfest durch einen Talismann, den seine Mutter von einer Zigeunerin erhalten. Der Prinz, ein kräftiger Mann, wehrt sich verzweifelt, wird im Gemenge an's Fenster gedrängt, hinausgestürzt und von andern Verschworenen, die unten im Garten harren, elend erdrosselt. Seine Amme Isolde, die ihn mit mütterlichem Auge stets bewachte, eilt auf den Lärm herbei. Die Königin sitzt im Bette, beide Hände vor dem Gesichte. Sie weiß nicht, was sie auf die Fragen der Amme antworten soll. Da hört diese Stimmen im Garten, leuchtet aus dem

Fenster hinunter, und erkennt die verzerrten Züge ihres Herrn, welchen die entweichenden Verschwornen verlassen. Johanna reiste nach Neapel. Die andern Prinzen, besonders Karl von Durazzo, forderten vom Großkanzler strenges Gericht, schauerliche Hinrichtungen folgten, selbst an vornehmen Beamten. Auch Philippine, die vertraute Kammerfrau der Königin, starb mit Sohn und Enkelin unter fürchterlichen Martern auf dem Wege zum Richtplatz.

Dies Nachtstück von Aversa war der Anfang von Johannas Regierung, das Ende noch schrecklicher. Sie hatte sich mit einem Prinzen ihres Hauses, Ludwig von Tarent, den sie schon früher liebte, sehr bald wieder verheirathet. Der Bruder des Ermordeten aber, König Ludwig von Ungarn, zog heran und ließ eben jenen Karl von Durazzo in Aversa aus demselben Fenster stürzen und erdrosseln, wie es mit Andreas geschehen war. Johanna flüchtete nach der Provence. Indessen mußte auch Ludwig mit seinen Ungarn vor der Pest und dem Hasse des Volkes weichen: seine deutschen Kriegsvölker ließ er in den Burgen zurück. Nun verkaufte Johanna ihren Schmuck, verkaufte Avignon an den Papst, warb deutsche und andere Söldner, und landete bei Neapel, dessen Volk sie mit Jauchzen empfing. Doch nicht ihr gehörte jetzt das Königreich, sondern den Söldnern, die sehr bald den Krieg auf eigene Rechnung führten. Das ganze Land war ihr freies Beutefeld, und als sie genug hatten, theilten sie ehrlich, und die deutschen Obersten zogen mit ihren Leuten und einem langen Wagenzug durch den Kirchenstaat Italien herauf und über die Alpen. Auf den Wagen saßen zwischen kostbarer Beute auch viele schöne Italienerinnen, welche sich die Deutschen

zusammen geholt hatten. Vor Neapel aber erschien siegreich zum zweitenmal der König von Ungarn. Johanna schloß sich im festen Gaeta ein. Ihr Unglück war der Verdacht, daß Blutschuld auf ihrem Haupte laste. Sie sollte sogar die Schnur, mit welcher ihr Gemahl erdrosselt wurde, mit eigener Hand von Gold und Seide gewirkt haben. Diese Ehre, hätte sie gesagt, sei sie ihm schuldig. Vergebens erbot sich der neue Gemahl, ihre Unschuld mit dem Degen gegen den Ungar zu beweisen. Sie mußte sich dem Urtelsspruch des Papstes unterwerfen. Nun wurde die Mordgeschichte nochmal eindringlich untersucht, und das Endurtheil sprach im Jahre 1351 Johanna von aller Blutschuld frei. Was aber die eheliche Untreue anging, so erklärten ihre Gesandten: sie sei bezaubert gewesen, und das wurde sogar durch Zeugeneid bewiesen. Jetzt gab der Ungarkönig Frieden. Ersatz von Kriegskosten wies er zurück, denn nur um der Gerechtigkeit willen habe er die Feldzüge unternommen.

Es regierte Johanna noch dreißig Jahre lang, und Niemand erzählte mehr von ihren Liebesgeschichten. Ihr Leichtsinn hatte sie verlassen, jedoch nicht ihr gutes Herz und ihre Lebenslust. Gar zu gern hörte sie Boccaccio seine lustigen Novellen vorlesen. Er fand an ihrem Hofe Stoff genug dafür, aber auch die tiefste Leidenschaft seines Lebens in Fiammetta, einer natürlichen Tochter König Roberts. Johanna hatte ein Gefühl ihrer eigenen Schwäche. Ihren Gemahl ließ sie zum König krönen. Dieser hatte die ersten Jahre genug zu thun, sich mit räuberischen Söldnern im eigenen Lande umher zu schlagen, bis er ihren Abzug erkaufte. Sizilien hätte er beinahe erobert, wäre

er nicht in ein hitziges Fieber gefallen und gestorben. Johanna, die jetzt sechsunddreißig Jahre alt und durch den Tod auch ihrer Kinder beraubt war, mußte an die dritte Ehe denken; denn das Volk wollte es so. Sie vermählte sich mit dem Infanten Jakob, der König der Insel Majorka war, hatte aber wenig Hülfe und Freude von ihm. Denn er war meist in spanischen Kriegen abwesend, einmal mußte sie ihn mit hohem Lösegeld aus der Gefangenschaft frei kaufen. Kinderlos ernannte sie zu ihrem Nachfolger einen Prinzen ihres Hauses, Karl von Durazzo, der bei seinem Vetter Ludwig in Ungarn erzogen wurde. Er war Neffe des erdrosselten Durazzo, und Johanna verheirathete ihn mit dessen Tochter. Da er aber wieder nach Ungarn ging, ihr dritter Gemahl starb, und sie des unbotmäßigen Adels nicht Herr werden konnte, so ließ sie ihre Hand dem Prinzen Otto von Braunschweig antragen. Dieser lebte in Italien als Vormund der Söhne des Fürsten von Montferrat, und genoß großes Ansehen als ein Ehrenmann und als kluger und tapferer Ritter. Er wurde ihr vierter Gemahl, Beide hatten die Fünfzig schon hinter sich. Otto bestärkte Johanna in der milden und weisen Regierung, welche sie seit dem Friedensschluß mit dem Vetter von Ungarn geführt hatte.

Nun wurde in Rom Urban VI. zum Papste gewählt. Es war wild und unordentlich dabei zugegangen, und die französischen Kardinäle flüchteten in's Neapolitanische und erklärten die Wahl für nichtig. Unglücklicher Weise benahm sich Urban, als Otto ihn zu begrüßen nach Rom kam, über die Maßen grob; denn er war rauhen Sinnes und niederer Herkunft. „Er müsse wohl endlich," sagte er zu Otto, „in Neapel Ordnung machen, Frauen taugten

nicht zur Regierung, Johanna solle in's Kloster gehen und spinnen lernen.“ Zornig verließ der Braunschweiger Rom, und die Folge war, daß die französischen Kardinäle zu Fondi Clemens VII. wählten, und dieser feierlich in Neapel empfangen wurde. So begann das unheilvolle Schisma. Urban aber predigte das Kreuz wider Johanna und Otto, rief Karl von Durazzo herbei, sich des Throns zu bemächtigen, und schmolz die heiligen Kirchengefäße ein, ihm Rüstungsgelder zu verschaffen. Von schwerem Krieg bedroht, von ihrem Adel schon halb verlassen, erklärte Johanna, um sich Frankreichs Hülfe zu verschaffen, den französischen Prinzen Ludwig von Anjou zu ihrem Thronerben. Aber schon pochte der Andere an Neapels Thore, er hatte Otto, der ihn bei San Germano erwartete, umgangen, und dieser lagerte jetzt vor dem entgegengesetzten Thor. Karl wagte nicht, dessen kleines Heer anzugreifen, erregte aber Aufstand in der Stadt, drang ein, und Otto konnte bloß seine letzten Haufen niederhauen. Johanna war in's Neukastell geflüchtet, mit ihr eine Menge, der sie Aufnahme gewährte. Karl schloß sie auf's Engste ein. Bald waren die Lebensmittel verzehrt, auf dem Fleisch, welches Johanna aß, krochen die Maden. Ihr Gemahl wagte für ihre Rettung den letzten äußersten Versuch. Eine heiße Schlacht entspann sich unter den Mauern des Kastells, hin und her schwankte die Entscheidung. Otto, der das Weiße in seines Gegners Auge suchte, stürzte sich in's dichteste Gewühl, wurde verwundet und gefangen. Nun siegte Karl, und die Königin ergab sich. Fünf Tage zu spät kamen ihre Galeeren aus der Provence. Der Sieger verlangte, Johanna solle ihn öffentlich als König ausrufen. Sie aber sprach zu den Provenzalen: „er sei ein undankbarer Thronräuber; bei ihrer Seele Heil

sollten sie nimmer einem Andern huldigen, als Ludwig von Anjou; sie selbst betrachte sich schon als todt.“ Da ließ Karl sie auf das Schloß Muro abführen in harte Gefangenschaft. Nicht lange darauf erhoben sich Fürsten des Reichs zu ihren Gunsten. Ungarische Mordknechte traten in ihr Gefängniß und erwürgten sie. Eine Woche lang wurde ihre Leiche in Neapel öffentlich ausgestellt. So geschah es im Jahre 1382.

Diese Johanna ist die einzige Persönlichkeit unter den Anjous, welche ein gewisses Interesse erweckt. Und doch, wie schwach erscheint sie als Weib, wie viel unbedeutender noch als Fürstin! Ihr Mörder Karl von Durazzo, und sein Sohn Ladislaus, Beide ein paar gemeine Naturen, regierten dreißig Jahre beständig im Krieg, theils mit den französischen Prinzen, theils mit Rom, das Ladislaus dreimal besetzte. Volk und Adel waren in zwei Parteien getheilt, das Land voll Räuber, Gewerb und Wohlstand zerstört. Die Provence wurde von Neapel abgerissen. Als Karl von Durazzo nach Ungarn zog, dessen Krone auf sein Haupt zu setzen, lockten ihn Wittwe und Tochter des letzten Königs auf ein Schloß, um freundlich mit ihm zu unterhandeln. Als er in's Gemach getreten, kam ihr Mundschenk und schlug ihn mit dem Streithammer nieder, daß er daran starb. Sein wollüstiger und grausamer Sohn führte ein gräuliches Leben, in ewigem Kriegslärm und niedrigen Lüsten. Er hatte zuletzt auf einem Feldzuge im Kirchenstaat die Tochter eines Arztes aus Perugia bei sich, diese theilte ihm das Gift einer Seuche mit, an der Beide elend starben. Es hätte ihr eigener Vater, ging die Rede, aus Rache und um blankes Geld dem Mädchen das Gift beigebracht. Auf Ladislaus folgte seine Schwester Johanna II.,

der letzte Zweig vom Stamme der Anjous in Neapel. Ihre wilden Geschichten erzählen wir im nächsten Kapitel.

Das Buch der Anjous und Durazzos ist ein Buch aller Gräuel und Seltsamkeit der menschlichen Natur. Diese Könige haben die Stadt Neapel groß und glänzend hinterlassen, das ist das einzige Gute, was Süditalien von ihnen hatte. Die Geschichte erzählt von ihnen keine einzige schöpferische That, keine einzige Wohlthat, die ihr Reich ihnen dankte. Denn sie kannten eben keine höheren Ideen, sondern nur Sinnengenuß und Habsucht. Deshalb griff eine gräuliche Verwilderung der Sitten und der Bildung um sich Deshalb zerfiel das Land, wozu es sich schon seiner Natur nach neigte, innerlich in zahllose kleine selbstständige Herrengebiete. Denn nur auf die lustreiche Hauptstadt hielten die Könige ihre Blicke gespannt, nur die Hauptstadt vergrößerten und verstärkten sie beständig: die Provinzen, wenn sie nur Steuern bezahlten oder nicht geradezu abfielen, wurden gänzlich sich selbst überlassen. Die Barone konnten in den abgeschlossenen Thälern die ärgsten Tyrannen spielen, kein Mensch kümmerte sich darum: es war genug, wenn sie von Zeit zu Zeit huldigend am Hofe erschienen. Wo und wann er wollte, trotzte der hohe Adel. Um seine Hülfe in den Thronkriegen zu erkaufen, oder um sich Gelder zu verschaffen, verliehen die letzten Anjous Krongüter Städte und Privilegien jeder Art, bis fast Nichts mehr zu vergeben war. Hatte doch schon der erste Anjou mit hundert und sechszig Städten und Ortschaften, die er verschenkte, den Anfang gemacht. Zuletzt wurde den Baronen auch die volle Straf- und Civilgerichtsbarkeit auf ihren Gütern förmlich besiegelt. Der Klerus aber bekam von allem Diesen das Erste und das Beste:

frei durfte er sich König und Gesetz gegenüber stellen. Was blieb Bürger und Bauer übrig? Kleines Geschäft und kleinliche Selbstsucht.

So blieben zwar die Grundmauern des großen Reichsgebäudes, welches Normannen und Hohenstaufen errichtet, bestehen: allein es wurde morsch von innen heraus. Diese Schäden hat noch keines der folgenden Jahrhunderte völlig wieder ausgemerzt.

XXVIII.

König Alfons.

Es war am 26. Januar des Jahres 1443, als ein neuer König aus neuem Hause triumphirend in Neapel einzog, nachdem er all seine Feinde besiegt hatte. Er saß erhöht auf goldprangendem Wagen, den vier weiße Rosse zogen. Zwanzig Reichsbarone hielten darüber den Baldachin. Hinter ihnen kamen Klerus, Adel, Festzüge, und die siegreichen Truppen. Die schönsten Frauen und Mädchen bewillkommneten den Fürsten mit Gesängen und tanzten vor dem Wagen zum Tamburin; denn dieser König glänzte in männlicher Kraft und Schönheit, wie einst Friedrich und Manfred. Von Manfreds Tochter Konstanze, seiner Ahnfrau, leitete er den besten Theil seines Rechts auf Neapel her. Sizilien, das unter den Anjous so lange und so schrecklich von Neapel aus heimgesucht war, hatte jetzt seinen eigenen Fürsten auch dorthin als König geschickt. Die Glücksgöttin und die Tugenden folgten seinem Wagen, und ein gekrönter Julius Cäsar trat

vor ihm und sprach: „Wandelbar sei das Glück, beständig die Tugenden, welche der König pflege, Gerechtigkeit Weisheit Tapferkeit Großmuth.“ In der That hatte König Alfons zweiundzwanzig Jahre lang das eine erfahren, das andere erproben müssen: den Flattersinn des Glücks, die Ausdauer seiner Tugenden. Denn so lange mußte er ringen, ehe er Neapel wieder mit Sizilien vereinigte und sich „König beider Sizilien“ nannte. Fünfzehn Jahre voll der schönsten Erinnerungen für diese Länder sollte er jetzt regieren.

Er war der Erbe Ferdinands, jenes kastilianischen Prinzen, welcher durch Wahl der Reichsstände auf den Thron von Aragon kam, und anstatt Blankas und Capreras auch Sizilien erhielt. Schon im zwanzigsten Lebensjahre war Alfons König von Aragon und Sizilien, von Katalonien und Valencia, von Majorka Sardinien und Korsika. Die Reichsstände wollten ihm einen Rath von sieben Männern beigeben, die gottesfürchtig und gerecht, Leidenschaften und nicht zu bestechen. Der junge Fürst antwortete: „Gebt mir nur einen solchen Mann, und ich trete ihm die ganze Regierung ab!“ Thatenlustig hielt er es in seinem wohlgeregelten spanischen Reiche nicht lange aus, sondern segelte schon nach vier Jahren mit Heer und Flotte aus, um die aufständischen Inseln Sardinien und Korsika zum Gehorsam zurück zu bringen. Mit Sardinien gelang es ihm bald: in Korsika aber widerstand ihm die Seestadt Bonifazio, welche mit den Genuesen, die ebenfalls die Herrschaft auf der Insel beanspruchten, so enge Freundschaft unterhielt, daß man sie Genuas Auge nannte. Die Belagerten thaten Wunder an List und Tapferkeit. Als der König sie ausgehungert glaubte,

schickten sie ihm zum Zeichen, daß sie noch übrig hätten, einen Käse: er war aber aus Frauenmilch gemacht. Im Lager vor Bonifazio erhielt Alfons die Aufforderung: er solle nach Neapel kommen, die Königin wolle ihn an Sohnesstatt annehmen und ihm Krone und Reich hinterlassen.

Es war nämlich in Neapel seit sechs Jahren die einzige Schwester des Königs Ladislaus auf dem Throne, Johanna II., Wittwe eines österreichischen Erzherzogs. Sie war eine stattliche Dame von schöner Haltung, und, obgleich schon vier und vierzig Jahre alt, doch aller Weltlust noch sehr ergeben, und nichts sah sie lieber, als schöne Männer. Ihre üppigen Formen und ihre blendend weiße Hautfarbe zu pflegen, mußten jeden Morgen Schaaren von Eselinnen vor's Schloß kommen, damit aus ihrer Milch der Königin das Bad bereitet werde. Aus Wien hatte sie sich ihren geliebten Mundschenk Pandolfello Alopo mitgebracht, machte ihn zum Oberkämmerer, und ließ sich gänzlich von ihm leiten. Da nun der Günstling jeden Mann bei der Königin verdächtigte, der seiner Herrschaft gefährlich schien, so entstand eine heftige Bewegung unter dem hohen Adel, und dieser, an der Spitze der herrische Graf von Capua, nöthigte die Königin, sich wieder zu vermählen. Ihre Wahl fiel, zuletzt auf einen französischen Prinzen, Jakob von Bourbon: er sollte sich aber vertragsmäßig, diese Bedingung hatte ihm Pandolfello gestellt, des königlichen Ansehens enthalten. Als er nun in Manfredonia landete, eilten ihm der Graf von Capua und der hohe Adel entgegen, begrüßten ihn als König und geleiteten ihn feierlich als die neue Majestät nach der Hauptstadt. Johanna schickte ihren Großmarschall, den tapfern Sforza, ihn zu bewillkommnen. Da Sforza ihn aber nicht König nannte,

wurde er gleich festgenommen. Es blieb Johanna nichts übrig, als den Gemahl mit lächelndem Gesicht zu empfangen. Schon am Morgen nach der Brautnacht ließ er Pandolfello einkerkern und so lange foltern, bis der Gequälte der Königin Lebenswandel offenbart hatte: dann wurde er auf öffentlichem Markte enthauptet. Johanna aber mußte in's Neukastell: dort eingesperrt, stand sie unter dem Argusauge eines alten Franzosen; wenn sie nur etwas bei Seite wollte, mußte sie ihn um Erlaubniß fragen.

Nun hatte aber der Bourbon ein schroffes kaltherziges Wesen, die Hofämter und andere schöne Stellen vergab er nur an Franzosen. Sechs Monate nach seinem Einzug hatte er keinen Freund mehr in Neapel, als die er sich mitgebracht. Der Graf von Capua ließ die Königin merken: er wolle sie befreien, und müsse auch der Bourbon fallen. Die kluge Johanna bestellte ihn heimlich zu sich, ließ aber ihren Gemahl sich hinter einem Teppich verbergen, daß er Alles höre. Da sagte der Graf: am nächsten Abend würde sein Schreiber der Königin Geschenke bringen; er selbst wolle verkleidet unter den Lastträgern mitkommen, und sich im Gemach der Königin verbergen; sobald Jakob schlummere, ersteche er ihn und werfe seinen Kopf in den Burghof; dann würden die Franzosen schon machen, daß sie davon kämen. Nachdem er dies unter heiterem Gespräch geäußert hatte, machte er auch dem König einen Besuch, und wollte eben wieder auf's Pferd steigen, als er ergriffen wurde und auf die Folter geschleppt. Nach zwei Tagen sah man die Köpfe von ihm und seinem Schreiber auf Pfählen ausgesteckt, wo sie so lange blieben, bis der Wind sie herabwehte und die Hunde darüber herfielen. Johanna wurde jetzt von ihrem Gemahl milder behandelt,

und als sie noch ein langes Jahr sich wohl verhalten, durfte sie eines Abends ohne den König zum Gartenfeste eines reichen Florentiners. Blaß und abgehärmt erschien sie, laut wurde allgemeines Mitleiden. Die jungen Adligen drängten sich bei der Abfahrt um ihren Wagen, und jetzt rief Johanna: „Meine Getreuen, verlaßt mich nicht!" Es entstand ein Auflauf und der König eilte voll Schrecken in's Eikastell. Als Johanna das hörte und daß der König so bange sei, wechselte sie die Rollen. Jetzt setzte sie ihm Wachen vor die Thür, jagte seine Franzosen fort, erhob Sforza aus dem Kerker zum Reichsmarschall, und später zum obersten Seneschall den Grafen Sergianni Caracciolo. Dieser war ein ruhmreicher Ritter, in der Vollreife des männlichen Alters, und jeder Zoll an ihm war Kraft und Klugheit. Johanna, heißt es, bemächtigte sich seiner auf sinnreiche Art. Sergianni hatte, wie das wohl vorkommt, einen entsetzlichen Abscheu vor Mäusen. Als er nun eines Abends mit der Königin Schach spielte, ließ sie plötzlich eine Maus über den Tisch laufen. Der Ritter sprang wie rasend auf, stürzte in die offnen Gemächer Johannas, sie eilte lachend hinter ihm her, und als sie wieder erschienen, war er ihr Gebieter geworden. In der That leitete er sie und das Staatswesen mit großem Verstande. Ueber das Alles ärgerte sich König Jakob so sehr, daß er wieder nach Frankreich ging und Franziskaner wurde.

Nun aber hatte der Papst, der Lehensherr Neapels, ein Einsehen und erkor den Prinzen Ludwig III., den Sohn des von Johanna I. zum Thronerben ausersehenen Anjou, zu Johannas II. Nachfolger: er sollte ihr sofort an die Seite gesetzt werden, um ihr Benehmen zu zügeln. Zugleich gewann der Papst den Sforza mit seinem Kriegs-

voll, der berühmte Kriegsoberst sollte Ludwigs Vizekönig werden. Schon sah man seine wilden Schaaren von Neapels Thürmen, Ludwigs Galeeren aber landeten auf der andern Seite. Nur mit Mühe hielt Sergianni die unruhigen Barone nieder. Bei Todesstrafe durfte Keiner, der verdächtig, sein Haus verlassen. In dieser Noth erklärte die belagerte Johanna den König Alfons von Aragonien, der vor Bonifazio lag, zu ihrem Adoptivsohn und Thronerben. Seine Generäle riethen ihm ab, er solle nicht bauen auf den Unbestand Johannas und ihres Volkes, das ganze Königreich sei bereits in Ludwigs Händen. Alfons aber reizte das ritterliche Abenteuer, und noch viel mehr die Aussicht, der Hohenstaufen Südreich wiederherzustellen. Seine Galeeren erschienen vor Neapel, die feindlichen Schiffe lichteten eilig die Anker; Johannas Kriegsoberst Braccio, wie Sforza ein Söldnergeneral, den sie mit den Städten Capua und Aquila belehnte, drang in die Hauptstadt ein; und Alfons wurde, als er im Juli 1421 dort landete, auf das Herrlichste empfangen. Johanna umarmte öffentlich den schönen Adoptivsohn, und die ganze Stadt war voll Jubel und Freude.

Das dauerte jedoch nicht allzu lange. Die Königin fand es unangenehm, daß Alfons sie gar nicht aus den Augen lasse, und Sergianni, des jungen Königs Schönheit fürchtend, redete Johanna ein: der Spanier belauere sie auf Schritt und Tritt, werde sie nächstens unterdrücken, und sich an ihre Stelle setzen. Alfons aber dachte, es sei am besten, wenn er sich rasch des Günstlings versichere, und ließ ihn bei Gelegenheit festhalten. Als er darauf zur Königin im Capuanischen Kastell, wo sie wohnte, einreiten wollte, wurde, schon halb im Thor, sein Roß zurückgestoßen,

die Zugbrücke rasselte in die Höhe, und Steine und Ziegel regneten auf ihn und sein Gefolge. Jetzt belagerte er seine schwer gereizte Adoptivmutter im Schlosse. Sie rief sogleich Sforza herbei, der sich auf die Spanier warf und in blutiger Schlacht sie zersprengte. Alfons flüchtete in's Neukastell. Als aber seine Flotte frische Mannschaft herbeiführte, drang er wieder in Neapel ein, steckte die Stadt in Brand, und während Sforza die Königin aus dem Getümmel nach Nola rettete, flüchteten die Einwohner jammernd hinter ihr her. Unvorsichtig genug ließ Alfons ihr auch den Sergianni folgen, er tauschte ihn an Sforza für zwölf seiner vornehmsten Barone aus, die er für werthvoller hielt. Johanna gerieth außer sich, als der Günstling ihr erzählte: man habe ihn lächelnd langsam umbringen wollen, denn ohne Aufhören seien Besucher und Ansprecher gekommen, damit Schlaflosigkeit ihn tödte. Johanna erklärte jetzt die Adoption für null und nichtig, Ludwig von Anjou sei ihr rechter Thronerbe. Diese Erklärung bezahlte das Königreich Neapel noch siebzig Jahre hindurch mit Blutströmen, denn so lange bekämpften sich jetzt Spanier und Franzosen auf seinem Gebiete. Ganz Italien wurde in diese Kämpfe hineingezogen, welche fortan der rothe Faden in seiner Geschichte wurden. Unglückliches Land, das niemals sich selbst angehören sollte! Der deutsche und der byzantinische Kaiser hatten sich zurückgezogen, jetzt bekriegten sich die beiden Westvölker um Italiens Besitz. Als später die Spanier abtraten, standen zum Glück wieder die Oesterreicher an ihrer Stelle.

Johanna eroberte im Jahre 1424 Neapel zurück, und während von ihren Adoptivsöhnen der Franzose gehorsam in Kalabrien weilte, der Spanier sich unmuthig Kriegsruhm

vor Genua in Spanien und Afrika suchte, hatten Johanna und Sergianni wieder eine Reihe guter Jahre in Neapel. Der Letztere wollte zuletzt das reiche Fürstenthum Salerno haben. Als Johanna ihn fragte, ob sie ihn nicht schon zum Großseneschall und Fürsten von Capua gemacht, ob das noch immer nicht genug sei, gerieth er in die größte Wuth und nannte sie ein schlechtes Weibsbild. Johanna brach in Thränen aus. Die schlaue Herzogin von Suessa, längst ihre Vertraute, kam herein und fragte: ob sie nun auch noch Ohrfeigen von ihrem Seneschall wolle? Da willigte Johanna ein, daß man ihn gefangen nehme. Seine Feinde aber drangen des Nachts in seine Gemächer, erstachen ihn, und entschuldigten sich, lebendig habe er sich nicht fangen lassen. Das Jahr darauf starb nach zwanzigjähriger Regierung auch Johanna, nicht unbetrauert vom Volke; denn sie war sehr wohlthätig, liebte die Feste und die Religion, hörte Jedermanns Bitte gutherzig an, und sorgte für gute Rechtspflege. Für ihr Land aber war ihre Regierung eine recht unglückliche, sowohl durch die Kriege, welche sie selbst noch erlebte, als durch die späteren, an welchen sie einen großen Theil der Schuld trug.

Nach Johannas Tode eröffnete Alfons den Krieg mit ganzer Macht. Er erklärte alle Herrschaft der Anjous für Anmaßung, sich allein für den rechten Erben, weil er von Manfreds Tochter abstamme. Indessen sein Gegner Renatus, Sohn Ludwigs von Anjou, war ein heldenmüthiger Ritter. Anfangs war Gaeta Mittelpunkt des Kampfes. Alfons selbst gerieth in der Seeschlacht vor seinen Mauern in Gefangenschaft der Genuesen, welche ihn an ihren Fürsten, den Herzog von Mailand, auslieferten. Ihn aber machte sich Alfons durch geschicktes Benehmen aus einem Feinde zum

Freunde; denn er stellte ihm vor, wie gefährlich es für ganz Italien sei, wenn die Franzosen in Neapel herrschten. Freigelassen sah er Gaeta durch Ueberfall erobert, und erbaute eilig das dortige Kastell, welches jetzt noch steht, und drang siegreich in die Provinzen ein. Als er das erstemal Neapel belagerte, schlug seinem Bruder eine Stückkugel den Kopf vom Rumpf in's Meer. Endlich gelang es, die Hauptstadt zu nehmen. Zwei Maurer, welche den Hunger im hart belagerten Neapel nicht mehr ertrugen, kamen zum König, und zeigten eine unterirdische Wasserleitung, an der sie früher gearbeitet hatten. Darin stiegen Spanier in die Stadt hinauf. Ehe aber Fünfzig oben waren, entstand Lärm, sie retteten sich auf einen Thurm, und während Renatus diesen angriff und einnahm, verließen die Genuesen, in der Meinung, der Feind sei schon in der Stadt, das ihnen zur Bewachung anvertraute Thor. Rasch drang Alfons hier hinein, und Renatus mußte nach tapferem Widerstande auf's Meer fliehen. Nach so viel gemeinen Naturen voll Habgier Untreue und Wohllust erschien dieser letzte Anjou wie ein Engel des Lichts, und gerade ihm mußte, wie schon vielen Königen geschah, die stille Thräne über die Wange rinnen, als er scheidend Neapels Herrlichkeit zum letztenmale sah.

Alfons war nun ein König nach dem Herzen der Neapolitaner. Ohne gerade tieferes Verständniß ihrer Natur zu hegen, paßte er vortrefflich für sie.

Seine erste That, als er Neapel wirklich sein nannte, war das Wiederberufen des Parlaments. Die Barone frohlockten, als sie sich als Stände des Reichs wieder geachtet sahen, wieder Redefreiheit hatten, wieder geistreiche Untersuchungen anstellen konnten über jede Ursache jeglichen

Uebels. Sie erschienen mit einer einzigen Ausnahme sämmtlich und in großem Glanze. Der König mußte ihnen Zollfreiheit und für ihre Gebiete eigene freie Gerichtsbarkeit verbriefen, dann bewilligten sie ihm eine neue Steuerart, einen Dukaten jährlich von jedem Feuerheerd im Lande.

Alfons stellte Recht und Ordnung her in den zerrütteten Besitzverhältnissen, gestaltete den hohen Gerichtshof der Vikarie um, und errichtete einen obersten Hof, den heiligen Rath in Neapel, an welchen man aus all seinen Ländern appelliren konnte. Mit großer Strenge hielt er darauf, daß die Gerichte stets mit tüchtigen Männern besetzt, und diese unbestechlich seien. Dies aber — die Gerichte im guten Gange — kann der Neapolitaner einmal nicht entbehren. Wie der Yankee ist er ein geborner Jurist, und hat noch mehr Prozeßlust. Während jedoch der Amerikaner stets mit habsüchtigen Augen das Geld und Gut verfolgt, das aus dem Prozesse herausspringen soll, ist es dem Süditaliener mehr um die Rechtssache selbst zu thun, um blitzende logische Schlüsse, um feine Fuchsschliche. Ein hübsch verwickelter Prozeß mit einem Dornensträußlein spitzer Fragen erweckt seine Lebensgeister wie ein helles Gläschen Kirschwasser.

In allen Dingen erschien Alfons hochherzig und ritterlich, dabei war er freigebig mit prangenden Titeln und Ehren für den Adel, mit Aemtern und Jahresgeldern für ausgezeichnete Bürgerliche, mit Wohlthaten für das arme Volk. Seine Kasse floß über von Spenden für Wittwen und Waisen. Jeden Freitag gab er Jedermann öffentlich Audienz. Damit gewann er Aller Herzen. Der Neapolitaner ist am stillen Geschäftstag Knauser und Knicker: werden aber, was ihm so leicht begegnet, seine Sinne er-

regt, seine Seele begeistert, dann gibt er Alles her, was er hat oder was in ihm steckt. Sein König soll ihm daher immer auf der Höhe des Muthes, des Glücks und Glanzes, insbesondere der Freigebigkeit stehen. Woher das viele Geld in die königlichen Kassen fließt, darüber ist der Neapolitaner unbekümmert, wenn es nur ersichtlich wieder herausfließt. Ebenso wenig nimmt er es dann pünktlich mit dem Buchstaben des Gesetzes: sein König kann sich viel erlauben, nur muß es auf eine gewisse großartige und prächtige Weise geschehen. Alfons brauchte ungeheures Geld für seine glänzende Hofhaltung, für seine kostbaren Geschenke an schöne Damen und seine endlosen Kriege, er nahm hohe Steuern und hatte eine Steuererhebung eingerichtet, der Keiner entging, und dennoch murrte das Volk nur wenig. Es liebte ihn und freute sich, wenn Alfons ganz allein zu Fuße in Neapel umherging: kein Anjou hätte das gewagt.

Daß der Neapolitaner viele Feste will, und recht glänzende und lärmende, ist natürlich bei der hellen Festesfreude, die ihn vom blendenden Golfspiegel und von allen grünen Höhen anglänzt. Alfons hatte den offensten Sinn für diese landschaftliche Herrlichkeit. Er liebte Neapel. Er schmückte die Stadt mit prächtigen Gebäuden, verschönerte das Neukastell, vergrößerte den Hafendamm und die Grotte des Posilipp, und schwelgte in Festen ohne Ende. Nach Aragonien mochte er gar nicht wieder hin: dort waltete die finstere Gemahlin, welche ihm die Heißgeliebte seiner Jugend, ein schönes Hoffräulein, vergiftet hatte. Er hatte geschworen, die Königin nie wieder zu sehen. Bei Neapel aber in Torre del Greco wohnte die reizende und hochgemuthe Lukrezia von Alagna, eines Edelmannes Tochter,

die er leidenschaftlich verehrte. Vergebens schickte er Gold und Gesandte nach Rom und flehte um Lösung seiner Ehe, damit er sich kirchlich mit Lukrezia verbinde.

Es war ebenso viel Klugheit als Neigung die Ursache, weshalb Alfons beständig Kriege führte oder sich geräuschvoll in die Politik mischte. Das lieben die Neapolitaner. Weil sie stets vom prickelnden Ehrgeiz, von lebhafter Phantasie geplagt sind, so leben sie rastlos in Unruhe und Unbestand. Ihre Fürsten müssen ihnen daher leuchtende Ziele vor Augen stellen, damit ihre Gedanken sich mit der Sache beschäftigen, und immer Stoff vorhanden für die ewig rege Gesprächslust. Alfons hatte keineswegs immer Glück und Erfolg in seinen Staatshändeln und Kriegen mit Genua Florenz und Herzog Sforza, allein Ruhm und Ehre blieben ihm nimmer aus. Das genügte aber den Neapolitanern. Sie sind dankbarer als die Franzosen, welche ihre Fürsten gleich verlassen, wenn sie Unglück haben.

Ganz besonders aber gefiel eine edlere Neigung des Königs. Die Neapolitaner sind ein geistig leicht angeregtes Volk. Die Wissenschaften sind bei ihnen ganz anders beliebt, als im trägen Rom, und wenngleich in der Regel Geduld und Ausdauer fehlt, wie sie zu großen Werken nöthig, so herrscht doch ein gewisser Sinn und Geschmack für Bücher und Ideen. Nun war König Alfons für die Wissenschaft freudig begeistert. Handschriften alter Klassiker wog er mit Golde auf, selbst übersetzte er Senekas Briefe, und Livius und Cäsar kamen auch im Feldlager nicht von seinem Tische. Bei der Belagerung von Gaeta verbot er, Steine von dem nahen Grabmal Ciceros zu nehmen, obgleich man um Bausteine in Noth war. Die aus Konstantinopel flüchtenden Gelehrten nahm er mit Freuden auf, sie mußten

ihm den Herodot Thucydides Xenophon und Plutarch übersetzen. Das blieb nicht ohne Wirkung auf das Volk. Als die Franzosen fünfzig Jahre später nach Neapel kamen, erstaunten sie, wie viele Leute Latein und Griechisch verständen. Die vornehmsten Adligen waren Mitglieder der lateinischen Akademie, und eine Reihe von Männern in Neapel genossen europäischen Ruf in klassischen und Rechtsstudien. Einen Hof ohne wissenschaftliche Männer nannte Alfons eine Nacht ohne Sterne, und Könige ohne höhere Bildung hielt er für gekrönte Gimpel.

XXIX.

Vizekönig Toledo.

„Frankreichs Lilien schlagen keine Wurzeln in Italien.“ Dies italienische Sprüchwort bewährte sich glänzend in den nächsten vierzig Jahren nach König Alfons Tode. Die französischen Könige selbst warfen sich auf Neapel, um jeden Preis wollten sie es besitzen. Ihre Errungenschaft war ein schöner Frühling am Golfe, den Karl VIII. mit dem Verlust eines schönen Heeres bezahlte, und unter seinem Nachfolger Ludwig XII. hielten die Franzosen einmal Neapel und Gaeta fast ein Jahr lang besetzt: das war Alles. Der französische Hof sah endlich ein, daß die Thore des Paradieses von Italien für seine Prinzen nicht aufzusprengen, und unterzeichnete im Jahre 1505 den Frieden von Segovia, der Neapel dem spanischen Könige allein überließ.

Alfons hatte nämlich aus Schwäche für Ferdinand, seinen Sohn von dem schönen vergifteten Hoffräulein, Sizilien wieder von Neapel getrennt. Nur die Insel blieb bei Aragon: Ferdinand erhielt das Königreich Neapel. Er

regierte länger als ein Menschenalter, ein heimtückischer Wütherich, der in seinem Lande dieselben Ziele verfolgte, wie Ludwig XI. in Frankreich. Das Volk wurde durch Steuern und königliche Monopole ausgebeutet, für Geld gab er auch einem Juden ein Bisthum. Als der Adel zweimal in Aufstand ausbrach, räumten die Henker unter den Baronen schrecklich auf. Einmal wurden acht Fürsten Herzoge und Grafen an einem Tage gefangen, eingesäckt, in's Meer geworfen. Durch enge Verbindung mit italienischen Fürsten hielt „der alte Fuchs von Aragon" sich trotz der Aufstände im Innern, trotz der französischen Angriffe von Außen, immer oben. Durch seinen Fürstenbund suchte er Italien zu waffnen gegen innere Unruhen, gegen Franzosen und Türken, gegen päpstliche Herrschsucht. In den letzten Jahren dieses Ferdinand regierte eigentlich sein Sohn Alfons, ein Soldatenkönig, welcher den Vater an herzloser Rohheit noch übertraf. Bei Anzug des französischen Heeres aber schien er plötzlich den Verstand zu verlieren, und flüchtete in die Mönchskutte auf Oliveto bei Messina. Die beiden Letzten aus diesem aragonischen Stamme waren die Edelsten und auch die Unglücklichsten. Alfons II. Sohn sank ein Jahr nach seinem Vater, als die Franzosen vertrieben waren, in's frühe Grab. Sein Oheim Friedrich wurde das Opfer der Wuth des Papstes Alexander VI. und eines schändlichen Verraths, den ihm Ferdinand der Katholische spielte. Seine Kinder starben, nachdem sie Verfolgung Armuth und jede Noth erduldet hatten. Seltsam! Neapels Königshäuser, — die Normannen, die Hohenstaufen, die Anjous, die Aragonier, — alle treiben an ihrem Ende noch ein paar edle Zweige, und gerade diese müssen jammervoll in ihrer Blüthe verdorren.

So hatte unter den Aragoniern nur eine Fortsetzung der Bedrängnisse stattgefunden, die seit Manfreds Untergang Italiens Südreich heimsuchten. In der That sind die nahezu dritthalbhundert Jahre eine einzige große Unglücksperiode; nur durch einige bessere Jahre unterbrochen, wie unter Robert den Johannas und Alfons. Die blutigen Kämpfe zwischen Welfen und Ghibellinen beginnen den Reigen, in beiden Ländern fließt das edelste Blut stromweise. Dann muß das Königreich Sizilien den vollen Leidensbecher leeren: die Habsucht der Anjous führt über die Insel immer neue Gewitter und Verheerungen herauf. Endlich beginnt für das Königreich Neapel schon unter der ersten Johanna der Kampf zwischen den Anjous und den Durazzos, an deren Stelle unter der zweiten Johanna die Aragonier treten. Wäre es der Krieg der Könige allein gewesen, so mochte das Land in den Zwischenpausen immer wieder gedeihen. Allein die feindlichen Königshäuser spalteten auch das Volk in zwei Parteien, die mit tödtlichem Hasse sich verfolgten. Waren die Schlachten geschlagen, die belagerten Städte wieder frei, so dauerte noch geraume Zeit der Kleinkrieg raubgieriger und mörderischer Banden. Das Brigantenwesen, das jetzt die neapolitanischen Berge umstrickt, die Zerstörung zahlloser Wohnstätten, das Erschießen zahlloser Männer war in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters in Süditalien beinahe stehendes Uebel. So konnte das Land keine Ruhe finden, um im Innern wieder aufzuleben, während nach außen sein Handel durch das Vordringen der Heere und Flotten des Islams unersetzliche Verluste hatte. Das reiche Sizilien besaß zu Ende des Mittelalters nur noch eine halbe Million Einwohner. In ähnlicher Weise verminderte sich die Bevöl-

kerung in den neapolitanischen Provinzen, während die Hauptstadt zunahm. Der Adel wurde immer zügelloser, die Städte wurden immer leerer an gewerbreichen Häusern, das Landvolk versank immer tiefer in Armuth und Unfreiheit. Jene Kriege und Abenteuer der Könige, jene Verschwörungen und Aufstände des Adels, jene wüste Wirthschaft der Söldnerheere, — dergleichen ragt zuletzt allein noch hervor in der Landesgeschichte, ihr übriger Theil ist stilles Hinsiechen des Volkes.

Seit nach Ausgang des Blanka- und Caprera-Handels in Sizilien, und seit nach dem Frieden von Segovia in Neapel spanische Vizekönige erscheinen, ändert sich die Szene: Ruhe tritt ein. Sie dauert — durch einige Fehden der Barone, durch einige blutige Aufstände in den Städten unterbrochen — über zweihundert Jahre. Spanien, welches auch Mailand besitzt, beherrscht Italien. Die entlegensten Länder der Halbinsel, Sizilien und Neapel, verschwinden aus der Weltgeschichte, man hört nicht mehr von ihnen, man bekümmert sich nicht mehr darum. Woher dieser starke Gegensatz zwischen so langen wildbewegten Zeiten und so langer thatloser Ruhe? Hatten denn alle Stürme ausgetobt?

Ja, sie hatten ausgetobt, wenigstens war die Kraft der Bevölkerung gebrochen. Sie lebte noch, aber es war nur ein häusliches kleines ungeschichtliches Stillleben. Hierin, in der Unlust des Volkes zu neuem Aufschwung, in seiner innern Schwäche liegt die erste und Hauptursache, weshalb es in Neapel und Sizilien still wurde. Der zweite Grund war, daß die europäische Bewegung andere Bahnen einschlug. Nicht mehr nach dem Süden, sondern allein nach dem Herzen Europas ging fortan ihre Hauptströmung. Denn

dort hatte die Kirchenreformation ein Feuer angezündet, welches Deutschland Frankreich England Skandinavien Polen und Ungarn in Brand setzte. Fürsten und Völker waren in heißer Arbeit, entweder die Banner der Reformation hoch zu erheben oder sie auszutreiben. Wer dachte noch an den verlassenen Süden Italiens? Der dritte Grund aber findet sich in einer Regierung von Statthaltern, welche in den Welthändeln keinen Willen hatten, dagegen, was Behandlung ihres Volkes betraf, geschult und geschickt waren in der Politik schleichender tückischer Selbstsucht.

Hocharistokratisch, die Kirche und das Recht ehrend, das Volk sich selbst überlassend, zu Zeiten mit ein paar türkischen Mitteln darein fahrend, so erschien das Regiment der spanischen Vizekönige. Ihre tiefere Politik aber lautete einfach: Alles zersetzen, Nichts beleben, dadurch herrschen. Nichts lag diesen Statthaltern ferner, als die Volkskräfte zu sammeln, und zu des Landes Gedeihen in Thätigkeit zu setzen: Nichts war ihnen widerwärtiger, als das Erwachen eines edlen Ehrgeizes in den Unterthanen. Sie hatten nur die eine Aufgabe, mit möglichst wenig Aufsehen die Länder in Gehorsam zu halten, dabei recht viel Geld nach Spanien zu schicken. Ihre Regierungskunst gipfelte in schlauen Mitteln, wie jede Volksklasse zu vereinzeln, wie ihr Aufstreben zu dämpfen, wie ihren kleinen Trieben und Neigungen Raum zu lassen, wie Alle unter einander in feindlicher Spannung zu erhalten.

Also erhielt der Adel Hoffeste, prächtige Würden und Ehren, leere Titel mit herrlichen Einkünften: beständig wurde er zu größerem Aufwand verlockt, beständig wurde das Adelsbuch mit neuen Herzogen und Markgrafen vermehrt. Das war die glänzende Zeit des Hofadels, der

in Festen und Prunk und Titeln, und in dem Hochgefühl schwelgte, das ihn weit über die dumpfen niedern Reihen des Volkes erhob. An des Vizekönigs Hofe war der Adel höchst geschmeidig: auf seinen Schlössern mochte er dagegen Pächter und Unterthanen bis auf's Blut auspressen, in seinen Familienfeindschaften mochte er die letzte Thatkraft verzehren. Die Prälaten aber wurden in höchsten Ehren gehalten, ihre ohnehin schon zahlreiche Menge noch vergrößert, ungeheure Einkünfte ihnen gewährt. Ueber die niedere Geistlichkeit ließ man der hohen die ausgiebigste und behaglichste Gewalt offen. Dagegen wurde sie gegen römische Befehle und Weisungen möglichst geschützt: keine päpstliche Bulle durfte veröffentlicht werden, wenn sie nicht vorher die königliche Genehmigung erhielt. Nun hatte auch der Mittelstand freie Muße und Sicherheit, seinen Geschäftchen und Prozessen nachzugehen. Die Regierung schützte seine Interessen, schützte seine kleinen Privilegien gegen das Antasten des Adels. Sie ließ zwischen Bürger und Edelmann strenge Gerechtigkeit walten, sorgte aber auf geschickte Art, daß zwischen beiden Ständen das Feuer der Zwietracht niemals ausging. Die blutigen Aufstände in Neapel und Siziliens Städten, in welchen Volk und Adel sich zerfleischten, kommen zum großen Theil auf Rechnung der spanischen Regierung. Sie erzog sich auch einen erblichen stolzen Beamtenstand aus einer Reihe höherer Bürgerfamilien, auf welche sie sich beständig verlassen konnte. Das niedere Volk endlich erhielt Feste in Menge, Freiheit zum Müßiggehn und kleinen Erwerb, und wenn Hungersnoth drohte, ließ die Regierung Kornschiffe kommen. Wurde, was bei neuen Steuern regelmäßig geschah, die Volksmasse ungeberdig, so ließ man sie schreien und lärmen,

und fuhr ihr zuletzt mit blutigem Schwert über die Köpfe. Es gibt ein altes Sprüchwort: Wer Neapel regieren will, lasse es nicht fehlen an den drei großen F, — Fieste Farina Furka (Feste Brod und Galgen). Etwas Wahres muß daran sein; denn jedem kräftigeren Vizekönig wird dies Wort zugeschrieben.

So fühlte sich zuletzt jede einzelne Volksklasse leidlich wohl, dachte dabei immer nur an sich selbst, hegte dagegen Haß und Eifersucht gegen die übrigen. Der Volkskörper war wie mit seidenen Stricken umwunden, die möglichst wenig schmerzhaft und gleichwohl tief genug in die Gelenke einschnitten. Weil aber der frische Umlauf des Blutes im Körper gestört war, weil die Glieder nicht in einander arbeiteten, weil überhaupt Nichts zur Arbeit anregte, so war die natürliche Folge Rückschritt und Verfall, gleichwie ein hohes Haus verfallen muß, welches nichts thut, als vom ererbten Bestande zehren. Mit der Arbeitskraft vertrocknete auch das sittliche Mark im Volke.

In Sizilien, wo das Parlament sich nicht abschaffen ließ, drückte man es zu bloßen Provinzialständen herab, die recht nützlich waren, um kleine Mißbräuche und Landschäden aufzudecken, und Mittel dagegen auszusinnen. Die Reichsversammlung von Neapel wurde nur bei Steuerbewilligungen und großen prunkvollen Gelegenheiten aufgeboten. Das Ansehen der städtischen und anderen Obrigkeiten wurde völlig entwurzelt. Der Vizekönig blieb ununumschränkter Herrscher. Natürlich erhielt er seine geheimen Weisungen vom spanischen Hofe, und es wurden ihm die Männer bezeichnet, mit welchen er die Stellen in seinen Ministerium, im Statthaltereirath, und die Vorstände der königlichen Kammer und der höchsten Gerichte besetzen solle.

Sein Amt diente trefflich dazu, Mißvergnügen von der Person des Königs abzuleiten: war etwas versehen, so erschien der Vizekönig als der Schuldige, den man zu gelegener Zeit fallen ließ. In Sizilien, wo jeder Handel heftiger und ärgerlicher auftritt, konnte kein Vizekönig sich lange im Amte erhalten, weil er der regelmäßige Sündenbock für die Fehler wurde, welche der spanische Hof beging.

Es war daher natürlich, daß solche Statthalter selten sich großen Namen machten. Wer immer vorsorglich dämpfen, beschwichtigen, ohne Aufsehen zerknicken und zerschneiden soll, der streckt keine Flügel aus. Der Bedeutendste der Vizekönige, der in vierzehnjährigem Walten es hauptsächlich war, welcher System und Gebäude der spanischen Regierung feststellte, und zugleich in vielfacher Hinsicht ein Wohlthäter des Landes, war Don Peter Toledo, genannt der große Vizekönig.

Er war ein Kastilianer, sein Vater Herzog von Alba, seine Mutter eine Zuniga, eine geistvolle und hochstattliche Dame, welche im Scherz sagte: sie habe das Haus Toledo vergrößert, denn in der That hatte es vorher nur Männer von kleiner Gestalt. Von seiner Lust und Tüchtigkeit in Turnieren hieß der junge Toledo „Turnierkönig“. Der Hof, — denn die spanischen Könige machten, wie die Anjous, unter ihren Großen die Ehen, — gab ihm zur Gemahlin die Erbin der reichen Markgrafschaft Villafranka. Durch Geschick und treue Dienste in Krieg und Aufruhr empfahl er sich so sehr bei Kaiser Karl V., daß dieser auf seinen großen Reisen ihn nicht mehr von der Seite ließ. Als nun Sultan Soliman 1532 in Ungarn einfiel und seine Flotte Unteritalien bedrohte, mußte Toledo eiligst

von Regensburg nach Neapel, damit er als Vizekönig das Reich vertheidige. Toledo stand jetzt im achtundvierzigsten Lebensjahre: in den weiten Welthändeln seines kaiserlichen Herrn hatte er einen großen und scharfen Blick, und eine Sicherheit in der Kunst bekommen, die Menschen und die Dinge zu behandeln.

Er sah ein, das Nöthigste sei, erst im Reiche selbst Ordnung Gerechtigkeit und Stärke herzustellen. Er begann damit, ein paar der vornehmsten Adligen, welche durch die Macht ihres Geldes und Ansehens es bisher vermochten, daß die Gerichte für ihre Verbrechen blind waren, öffentlich enthaupten zu lassen. Zwischen das schlechte und liederliche Gesindel, das sich haufenweise in Neapel umhertrieb, fiel er mit Keulenschlägen, die Schlupfwinkel wurden zerstört, die geheiligten alten Freistätten für Verbrecher niedergerissen. Da kein schönes Mädchen im Elternhause oder Kloster mehr sicher war, daß nicht des Nachts ihr Fenster von Frevlern erstiegen wurde, so ließ der Vizekönig die Todesstrafe für Jeden verkündigen, der Nachts mit einer Leiter ergriffen werde. Der nächste Edelmann, der Nachts von dem Balkon seiner Dame herabstieg, bekam den Kopf vor die Füße. Durch ernste Ansprachen machte Toledo den guten Richtern Muth, den schlechten Schrecken. Sämmtliche hohe Gerichte wurden umgestaltet, mit Beamten und Armenadvokaten vermehrt, wohlgegliedert, und im Kapuanischen Kastell vereinigt. Die Räthe und Vorstände der Gerichtshöfe in den Provinzen mußten binnen vierzig Tagen über ihre Amtsführung Rechenschaft ablegen. Und gleichwie für Recht und Sicherheit, so sorgte der Vizekönig dafür, daß endlich in den Haushalt des Staates Klarheit und Festigkeit kam. Nun

athmeten die rechtlichen Leute auf und fingen an, mit Vertrauen in die Zukunft zu blicken.

Zur Vertheidigung des Reichs aber traf Toledo rasche und tüchtige Anstalten. Neapel wurde mit einer neuen starken Mauer umzogen, das Seearsenal vergrößert, die Kastelle wurden wohlgerüstet, St. Elmo unüberwindlich gemacht. Zweimal kam die türkische Flotte vor Neapel in Sicht, und plünderte und scharmützelte Wochen lang an den Küsten. Ihr Admiral wagte nicht, die Hauptstadt anzugreifen, schickte jedoch seine Leute selbst bis Fondi, um des Nachts eine berühmte Schönheit wegzufangen, die Donna konnte noch eben im Hemde fortgaloppiren. Am meisten litten von den türkischen Seeräubern die Städte und Ortschaften an der Küste. Jedes Jahr mußte ungeheure Summen aufbringen, die weggeschleppten Mitbürger und Verwandten wieder loszukaufen. Toledo reisete nun selbst in den Provinzen umher. Den Seestädten ließ er sofort die Festungswerke ausbessern oder neubauen. Um die Küste zog er eine Kette von Wachtthürmen, von welchen Tag und Nacht die Wachen auf's Meer schauten. Kamen verdächtige Fahrzeuge in Sicht, so steckte ein Thurm nach dem andern Fahnen und Feuerzeichen aus, damit die Bevölkerung zeitig flüchte. Als man in Apulien oder Kalabrien die Landung eines türkischen Heeres fürchten mußte, stand Toledo mit wohlbewehrten Streithaufen bei Melfi bereit, sich ihnen hier oder dort entgegen zu werfen. Die Türken ließen wieder ab vom Lande. Seine Rettung war vorzüglich Toledo zu danken.

Für die Hauptstadt Neapel wurde er ein zweiter Gründer. Krumme Straßen wurden gerade gelegt, sumpfige ausgetrocknet, der Toledo, noch jetzt die Hauptstraße, ge-

baut, eine ganze Reihe von Hospitälern Kirchen und prächtigen Gebäuden errichtet. Der erfrischende Seewind konnte jetzt in alle Winkel Neapels eindringen. Die böse Luft aber, welche des Sommers die Stadt mit Fiebern überschüttete, ließ der Vizekönig durch Kanäle entfernen, welche das Sumpfwasser wegführten. Um zwei Drittel wurde die Hauptstadt vergrößert, und die neuen Bewohner strömten ihr von den umliegenden Küstenplätzen zu, weil man dort von Einfällen der Seeräuber Nichts zu fürchten hatte. Was alle Anjous und Aragonier nicht zu Stande brachten, dieser eine Mann that es: Neapel trat in die oberste Reihe der Großstädte. Auch war durch seine klugen Anordnungen Neapel beständig mit Getreide versorgt. Die Juden vertrieb er ihres verderblichen Wuchers wegen, errichtete aber ein Pfand- und Leihhaus, das kleine Summen ohne Zins vorstreckte. Jede Art von öffentlicher Wohlthätigkeit fand an ihm den besten Förderer und Ordner. Doch auch für andere Städte sorgte er. Da er sie von Schulden bedrückt sah, ersann er Pläne, wie sie mit Leichtigkeit sich von dieser Last befreiten. Als Puzzuoli bis an die Dächer unter vulkanische Aschen begraben wurde und alle Einwohner flüchteten, eilte Toledo hin, rief die Flüchtenden zurück, schenkte ihnen Abgabenfreiheit, und baute sich einen Pallast und wohnte unter ihnen, damit die Stadt wieder bevölkert werde. Dann vertheidigte er sie glorreich gegen die Türken, welche sie beschossen.

Toledos Strenge machte ihn bei den Edelleuten verhaßt. Sie ließen alle Hebel spielen, den Kaiser zu bewegen, daß er ihn absetze. Als nun Karl V. nach Neapel kam, sagte er: „Seid gegrüßt, Markgraf! Mich dünkt, so dick und ungestalt seht Ihr doch nicht aus, als man mir

gesagt hat.“ Toledo erwiederte: „Ich weiß wohl, daß man mich bei Eurer Majestät als Ungeheuer schildert, doch so ganz gräßlich bin ich noch nicht.“ Die Bürger aber kamen zum Kaiser und baten, er möge ihnen um Himmels willen nicht diesen Vizekönig nehmen, der sie gegen den Uebermuth des Adels schütze. Gleichwohl sah gegen Ende seiner Verwaltung Toledo Adel und Bürger wider sich in Waffen und höchster Erbitterung. Dies geschah, weil die Neapolitaner keine Inquisition wollten. Die Hohenstaufen hatten sie nicht zugelassen, und unter allen folgenden Königen konnten die Ketzerrichter, obwohl von den Anjous und Ferdinand dem Katholischen sehr begünstigt, doch niemals Fuß fassen: der Haß des Volkes gegen sie war zu groß.

Luthers Lehre war auch in Neapel eingedrungen, besonders deshalb, weil Erasmus Melanchthons und anderer deutschen Humanisten Schriften gerne gelesen wurden. Denn noch immer lebten in Neapel die Nachklänge aus jener Blüthezeit der Literatur und Wissenschaft, die König Alfons herbeigeführt hatte. Florenz und Neapel, — keine berühmteren Stätten gab es in Italien für geistige Frische und Regsamkeit.

Damals schrieb Karl V. dem Vizekönig, er müsse, jedoch auf kluge und gelinde Art, die Inquisition einführen. Denn es hatte wenig geholfen, daß Toledo die mißliebigen Bücher öffentlich verbrennen ließ, eine scharfe Censur anordnete, und poetische Vereine ebenso verdächtig fand, als die ganze Wissenschaft. Nun ließ er im Jahre 1546 römische Inquisitoren ihr Edikt anschlagen: gleich entstanden unruhige Versammlungen, Aufläufe, Gefechte mit den spanischen Soldaten, welche zuletzt von den Kastellen in die Stadt schossen. Diese aber fing an, selbst Soldaten zu werben.

Edelleute fielen einem Gerichtsboten in den Arm, der einen Verbrecher fortführte, und befreiten ihn. Toledo ließ drei dieser Edelleute herausgreifen, prozessiren, hinrichten. Dann ritt er selbst durch die Stadt. Nichts geschah ihm, Volk und Adel aber machten eine „heilige Verbrüderung“ auf drei Artikel: dem Vizekönig nicht mehr zu gehorchen, beisammen zu stehen oder zu fallen, Boten an den Kaiser zu schicken. Als Toledo das hörte, wandte er sich lachend zu seinen Kavalieren und sagte: „Meine Herren, jetzt wollen wir uns lustig machen, ich bin abgesetzt und habe nichts zu thun!“ Und als mit Lärm und Geschrei jeder Mann genöthigt wurde, sich der heiligen Verbrüderung anzuschließen, spaßte Toledo: es thue ihm so leid, daß er nicht selbst beitreten könne. Allein die Dinge wurden sehr ernst. Weil er nicht nachgab, kam es zu Barrikaden und dreitägigen Gefechten. Da erst machte er Waffenstillstand, und sein und der Stadt Gesandter gingen mit einander an den Kaiser ab. Kluger Weise zog der Vizekönig jetzt die Barone an sich, während das Gesindel in Neapel übermüthig wurde, und die anständigen Leute auswanderten. Man erfuhr, Toledo lasse den Herzog von Toskana, seinen Schwiegersohn, fünftausend Mann rüsten, diese sollten zur See nach Neapel kommen. Rasch stellte die Stadt ein großes Heer auf, griff die Spanier an, und eine mörderische Straßenschlacht folgte. Obwohl nicht das Volk siegte, erfüllte doch der Pöbel vierzehn Tage lang die unglückliche Stadt mit Mord und Plünderung. Denn die Spanier hielten sich in ihren Kastellen und Verschanzungen: nur wo bewaffnete Volkshaufen erschienen, feuerten die Geschütze von Kastellen und Galeeren dazwischen. Endlich kamen die Boten vom Kaiser zurück. Sein erster Befehl war: die Stadt müsse

erst die Waffen niederlegen. Es geschah unweigerlich. Dann wurde die Inquisition zurückgenommen und Amnestie verkündet, mit Ausnahme von dreißig Volksführern, welche sich fast sämmtlich durch die Flucht retteten. Das gute Verhältniß zwischen Neapel und seinem Vizekönig wurde jedoch nur zum Theil wieder hergestellt. Insbesondere grollte der Adel immer heftiger, und Toledo wurde gegen ihn immer strenger. Er starb auf einem Feldzuge wider das aufständische Siena in Florenz, im siebzigsten Jahre seines thatkräftigen Lebens.

Philipp II. und seine Nachfolger ließen es sich noch viel Mühe und Kopfzerbrechen kosten, die Ketzergerichte den Neapolitanern aufzudringen. Jeder Versuch schreckte im Lauffeuer alle Volksklassen auf: so oft hadernd in andern Dingen, ein Herz und eine Seele waren sie im Abscheu und ärgsten Widerstand gegen die Inquisition. Die Könige haben durch Gewalt und Klugheit Alles bei den Neapolitanern durchgesetzt, jedoch niemals die Ketzergerichte.

XXX.

Tanuccis Zeit und die letzte.

Die Regierung der Vizekönige wurde je langwieriger desto verderblicher. Ihre Erpressungen erhielten völlig orientalischen Zuschnitt, als der Hof zu Madrid schwach und verschwenderisch wurde. Es muß schrecklich in einem Lande hergehen, wo der Volkswitz erzählen kann: auf das Jammern seiner Unterthanen, nun könnten sie nichts mehr verkaufen, daß sie die Steuern zahlten, — habe der Herrscher geantwortet, sie hätten ja noch ihre Weiber und Kinder. Die Reihe der Vizekönige beschließen drei deutsche Namen, Daun Gallas Schrotenbach, die jedoch während der zwanzig Jahre, in denen Neapel auch einmal österreichisch war, nur einige gar zu starke Stücke von Ungerechtigkeit und Unterdrückung abstellten. Als nun Karl von Bourbon 1734 als ein neuer Eroberer in Neapel einzog, als unter ihm des Reiches Krone wieder selbstständig wurde, als es wieder sein eigenes Heer, seine eigene Flotte, wieder seine eigene Politik erhielt, da wallte das

neapolitanische Nationalgefühl freudig auf. Frisches Leben erwachte, und ein goldener Wolkenzug unabsehlicher Hoffnungen und Ideale stand über Neapels Golfe. Diese Zeit war wie geschaffen zu Reformen, und die neue Regierung hatte den besten Willen dazu.

König Karl war keine Größe, weder im Feld noch im Kabinet. Aber er hatte ein kriegerisches hochsinniges Gemüth, als leidenschaftlicher Jäger betrieb er den Krieg wie eine glückliche Jagd. Es lebte in ihm ein edler Wille und ein wohlwollendes Herz, er besaß Verstand genug, um die rechten Leute zu seinen Dienern zu wählen, und seine beste Eigenschaft war, daß er seinem Minister Tanucci, dessen Fähigkeiten er vertraute, freie Hand ließ.

Tanucci hat eine Laufbahn gehabt, wie selten ein anderer Minister. Er war Rechtsprofessor in Pisa, und hatte mit soviel Leidenschaft und Scharfsinn für die Ehre des Pandektenkodex von Amalfi gekämpft, daß er Aufsehen erregte. Als er nun bei dem Durchzug Karls das kirchliche Asylrecht, welches in dessen Heer ärgerliche Auftritte erzeugt hatte, in einer Schrift für rechtlos und schädlich erklärte, nahm der erfreute Prinz ihn nach Neapel mit. Dort hat er beinahe ein halbes Jahrhundert lang ruhig den Staat regiert. Dieser vieljährige Minister war durchaus kein genialer Mensch, und hatte weder in Staatskunde noch in Finanzen tiefe Wissenschaft. Nicht einmal ein klares System ist im Gewirre seiner Vorschläge Anordnungen und Erlasse zu finden, sie laufen bunt und zahllos durch einander und widersprechen sich nicht selten. Im Grunde stand Tanucci auch nicht viel höher, als ein schlauer und kenntnißreicher Advokat. Allein er war ein rechtschaffener

Mensch, unermüdlich bei der Arbeit, nahm durch gefälliges Benehmen für seine guten Absichten ein, und hatte ein paar richtige Gedanken im Kopfe, die er unaufhörlich verfolgte. Tanucci ist ein großer Wohlthäter des Landes geworden, und sollte es wahr sein, was vielfach behauptet wird, daß die staatsmännischen Größen in Neapel gar zu dünn gesäet seien, so ist es kein Schade, wenn einst Auswärtige dort wieder gründliche Ordnung schaffen. Ohnehin hat ein Fremder, der keiner Partei oder Familie zu dienen braucht, in allen Dingen freiere Hand.

Tanucci begann vorsichtig mit stückweiser Besserung. Die dickverworrene Mannigfaltigkeit von Rechten und Gesetzen hätte recht sehr ein klares Gesetzbuch bedurft, man versuchte wohl es zu schaffen, brachte aber nichts zu Stande, als die Masse der Gesetze zu vermehren, auch wohl zu verschlechtern. Die Polizei jedoch griff hinter das Gesindel, und nahm selbst die Pfuschereien der Aerzte und Apotheker auf's Korn. Zum erstenmal wurde ein Steuerkataster errichtet, und so dürftig es war, so ergab sich doch dreifache Vermehrung der Staatseinkünfte, und dabei wurden die untern Klassen noch wesentlich erleichtert. Flotte und Festungen kamen wieder auf anständigen Fuß, und das alte Königreich Neapel erfreute sich wieder einigen Ansehens, was besonders gegenüber den afrikanischen Raubstaaten nöthig. Für die öffentliche Wohlthätigkeit aber, sowie für die Verschönerung der Stadt geschah Großes in großem Maßstabe. Das riesenhafte Albergo dei Poveri gibt eine Vorstellung davon. Ganz besonders nahm sich die Regierung des Seehandels an, der völlig darnieder lag. Durch Anstellung von Konsuln, von Handels- und Seegerichten, von liberalen Behörden zur Förderung der Schiff-

fahrt, durch Handelsgesetze, durch Unterstützung einzelner Handelszweige wollte man sehr gern helfen. Schade nur, daß unrichtige Handelssysteme Alles wieder verdarben.

Dergleichen Arbeiten hätten indessen der Regierung Tanuccis nur ein rühmliches Andenken, jedoch nicht den Reform-Charakter verschafft. Dies geschah durch Folgendes. Der neapolitanische Staat beruhte im Wesentlichen noch auf mittelalterlichem Gerüste. Der König herrschte auf beschränktem Gebiet; daneben bestand auf dem ihrigen die Selbstherrlichkeit der Barone und die Selbstregierung der Städte; die Geistlichkeit aber bildete vollends einen freien Staat im Staate; das arme Landvolk diente und zahlte den Grundbesitzern: dem König, den Geistlichen, den Baronen, den Stadtbürgern. Nun hatte Tanucci eine sehr starke Vorstellung von der Nothwendigkeit eines einzigen Staatswillens, dem Jedermann sich fügen müsse. Die städtischen Freiheiten waren schon unter den Vizekönigen durchlöchert und gelähmt, sie ließen sich leichter behandeln und maßregeln. Barone und Klerus aber schauten noch von unantastbarer Höhe nieder: ihre Macht zu brechen, ihre Gewalt auf die Staatsregierung zu übertragen, sie Alle dem Staatswohl und der Staatsallmacht dienstbar zu machen, das war Tanuccis Gedanke bei Tag und Nacht, sein Kompaß in zahllosen Verordnungen. Das Jahrhundert theilte seinen Haß gegen die hochbevorrechtete Sonderstellung der alten Feudalstände, welche die Aufhülfe für die untern Klassen, die Gerechtigkeit für den erstarkten Mittelstand, die Energie für das Staatsleben unmöglich machte. Tanucci arbeitete — gleichwie Pombal in Portugal, Aranda in Spanien, Struensee in Dänemark, Friedrich II. und Joseph II. in Deutschland, Leopold in Toskana — im

ächten Geiste seiner Zeit: das ist die Quelle seines Ruhms und seines Werthes.

Wenn der Minister also den eigentlichen Sitz der baronialen Herrlichkeit, die hochadlige Gerichtsbarkeit niederbeugte und dann zerstückelte, — wenn er die Barone nöthigte, auf die Klagen ihrer Unterthanen vor Gericht zu stehen, — wenn er ihr Soldatenhalten für lächerlichen und kostspieligen Prunk erklärte, — wenn er sie überall und öffentlich den Anordnungen der Staatsgewalt unterwarf: so folgte daraus nothwendig, daß sich der Mittelstand emporhob, Selbstbewußtsein Stärke und außerdem Ansehen erhielt. Der Hauptgegensatz im Volk, Adel und Gemeine, fing an, seine Kraft zu verlieren, weil eine neue mächtige Klasse sich zwischen Beide hineinschob. Ihre Spitze aber bekam diese Klasse, welche sehr bald durch Bildung und Reichthum glänzte, im Beamtenstande. Beamtenregierung trat an die Stelle der schlichten und großartigen Einrichtungen des Mittelalters, welche aber kein Mark mehr hatten, und die neue Staatsallmacht leuchtete nun befehlerisch in alle Winkel und Ecken der häuslichen Freiheit. Insbesondere entfaltete eine alte Neigung der Neapolitaner sich jetzt in ihrer Pracht und Blüthe: jeder gute Kopf wurde Jurist, und weil es nicht Prozesse genug gab, so fingen die Juristen an, ideale Politik zu studiren. Das Landvolk dagegen wurde von der Regierung sehr vernachlässigt. Zwar sollten seine Rechte auf Wald und Weide in den Adelsgebieten unverjährbar sein, zwar wurden zahllose Prozesse in's Werk gesetzt, um diese Rechte thatsächlich durchzuführen, allein man war in Neapel noch weit entfernt, durch Gütertheilung und durch Erlösung des Landvolks von

feudalen Lasten einen tüchtigen Bauernstand wieder zu gewinnen.

Ueberhaupt fehlte Tanuccis Regierung das allseitig Kluge, was Leopolds, das Durchgreifende, was Friedrich II., das Stürmische, was Joseph II. Reformen bezeichnete. Nur in seinen Händeln mit dem Klerus ließ er sie alle hinter sich. Das Königreich Neapel war damals das vornehmste Paradies der Geistlichkeit, ungefähr wie heutzutage noch Sizilien. In soweit war der uralte Plan der römischen Kurie, dieses Reich sich dienstbar zu machen, zur Wirklichkeit geworden. Auf vierzig Menschen kam schon ein Geistlicher. Neapel hatte vier Millionen Bewohner, unter ihnen mehr als hundertzwanzigtausend Geistliche, und diese hundertzwanzigtausend geistlichen Herren besaßen so ziemlich die gute Hälfte alles fruchtbaren Grund und Bodens, soweit er nicht dem König gehörte. Dabei übten sie gefürchtete Gerichtsgewalt über die Bewohner von Stadt und Land, während sie selbst den Staatsbehörden gegenüber frei waren wie die Vögel in der Luft. Karl III. diente öfter in Herzensdemuth Messe, jedoch darin war er mit seinem Minister einverstanden, daß man diese machtvolle Ausnahmsstellung des Klerus brechen müsse. Darin huldigte der König den Ansichten der französischen und deutschen Freidenker. Also nahm man ernstlich Bedacht, die ungeheure Anzahl der Geistlichen zu mindern. Die Freistätten, die sie flüchtigen Verbrechern gewährten, wurden vernichtet; ihre eigenen Frevel vor die weltlichen Gerichte gezogen; ihre Kirchenstrafen in andern als rein geistlichen Dingen für ungültig erklärt. Als Karl III. 1759 nach Spanien zog und Tanucci jetzt ein halbes Menschenalter hindurch die Seele der Regentschaft war, ging er noch

gründlicher zu Werke, unbekümmert um altes Recht oder Unrecht. Dem Papste entriß er die großen Einkünfte, welche dieser von den reichen Pfründen für die Zeit bezog, in welcher sie nicht besetzt waren. Die Einflüsse Roms auf die Bischöfe wurden möglichst abgedämmt, diese selbst aber mit allen geistlichen Stiftungen unter die Oberaufsicht des Staates gestellt. Die Kirchenzehnten und andere Steuern an Geistliche hörten auf. Dasselbe Loos traf eine Reihe von Klöstern. Die Erwerbungen zur todten Hand wurden scharf beaufsichtigt, beschränkt, endlich verboten. Zuletzt wurden im ganzen Reich die Jesuiten in einer Nacht ergriffen, weggeführt, über die Gränze gebracht oder auf Schiffe, die gleich absegelten: der nächste Morgen sah das ganze Land jesuitenfrei.

Die einzige dauernde Wehr und Waffe gegen geistlicher Herrschaft Uebermaß ist Wissenschaft und Volksbildung. Darauf wurde nun mit allen Segeln losgesteuert. Die reichen Jesuitengüter mußten zur Stiftung von öffentlichen Schulen und wohlthätigen Anstalten dienen. Jede Gemeinde erhielt Elementarlehrer, jede Provinz ein adliges Gymnasium. Die Universität Kaiser Friedrichs in Neapel wurde zu hohem Glanze gebracht, Akademien der Wissenschaft, der Künste, der herkulanischen Forschungen gegründet. Freilich klang es spanisch genug, wenn es hieß, Vorstand der Akademie müsse der Obersthofmeister, und ihre Ehrenmitglieder müßten vom König ernannte Adlige sein. Hat denn bloßer Hof- und Adelsrang etwas zu thun mit dem selbsterkämpften Glanze in der Wissenschaft? Immerhin aber, die höhere Gesellschaft in Neapel nahm damals gerne Theil an der freudigen Erhebung der Geister, welche das Vorschreiten der Regierung begünstigte. Denn wo hätte

sich die edle geistige Flamme, die aller Orten schlummert, nicht hell und fröhlich erhoben, wenn Fürst und Regierung sie entzündeten! Ein Geistesleben von ungemeiner Frische und Keckheit erwachte. Wo eine Gesellschaft von den Terrassen Neapels in die lichte Herrlichkeit der Natur blickte, wo in Abendkühle ein Boot über den still leuchtenden Golf fuhr: überall hörte man eifrige Gespräche von Gebildeten. Lebhaft wurde da erörtert, hier ein neues Werk, das eben die neapolitaner Presse verlassen, dort ein neues Unternehmen eines aufgeklärten Fürsten, deren damals Europa so viele sah, oder endlich ein neuer Zankapfel mehr, welchen man Rom zugeworfen. In keiner europäischen Hauptstadt gab es damals so erregte Köpfe, die mit solchem Eifer den letzten Wurzeln des Staatswohles nachgruben. Eine lange Reihe von Denkern und Gelehrten, wie früher Giannone jetzt Pagano Filangieri Galanti Conforti Genovesi, erwarb sich Ruhm in Neapel, guten Klang in der gebildeten Welt. Auch geistvolle Frauen ließen sich dichtend redend philosophirend hören. Frauen waren immer dabei, wenn wieder eine italienische Stadt Heerlager wurde von Forschern Dichtern und Gelehrten. Jenes Gewebe von kecken Geistesblitzen und lyrischer Weichheit, welches italienische Schriften so anziehend macht, ist ja der weiblichen Natur vorzüglich eigen.

Diese Blüthe der Geister dauerte in Neapel bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Und jetzt, sechszig Jahre später — was ist aus ihr geworden! Wie viele Nullen füllen die Universitäten! Wo sind die Philosophen, die Staatsweisen, die Geschichtsforscher geblieben? Einige höchst ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, was findet man jetzt in den Arbeitsstuben neapolitanischer Gelehrten? Schlechten

Apotheken gleichen sie, die glänzende Büchsenreihen aufweisen, und es ist Spreu in den Büchsen.

Woher diese Verwüstung der Geister zu erklären, — die Ursachen sind weltbekannt. Jene so belebte Gesellschaft, aus welcher die kühnsten Reformideen hervorblitzten, hatte noch keine Wurzeln in der großen Masse. Ihre bedeutendsten Männer waren, wie Neapolitaner so häufig, in Theorien erhaben und tugendhaft, im Praktischen große Kinder. Als Kardinal Ruffos wilde Glaubensarmee schon auf Neapel marschirte, hatten diese Thoren eben die feinsten Bissen der idealen Staatsküche auf dem Feuer. Ruffos Sieg, die Racheluft und Angst des rückkehrenden Hofes, die Schändlichkeit Nelsons ließ die Einen auf dem Schaffot, die Andern in Kerkertiefen verschwinden, noch Andere gingen unter im Elend der Verbannung.

Später kamen Napoleons Bruder und Schwager. Ihre zehn Jahre vollzogen, was Tanucci nur angebahnt hatte. Durchgreifende Reformen, Gesetzbücher, die jetzt noch gelten, Abschaffung der letzten Feudalbande, Theilung der Gemeinheiten, Ordnung der Finanzen, Auflösung der reichen Klöster, nicht der armen, das wurde durchgeführt, während Raub und Bandenkrieg die Provinzen verheerte. Auch das Heerwesen, auf welches Tanucci einen alten Advokatenhaß hatte, wurde endlich wieder in die Höhe gebracht. Nur in Wissenschaft und Volksbildung geschah auch jetzt mehr für's Auge, als von wirklichem Erfolge. Das napoleonische Wesen hatte ja immer einen etwas gemeinen Widerwillen gegen Alles, was höher und edler, als soldatische Nützlichkeit.

Darauf kamen die langen Jahre des offnen und geheimen Kampfes zwischen Volk und Regierung, eine traurige

Zeit ohne Sieg ohne Freude für den einen oder andern Theil. Wie tief haben die Ideen, die jetzt Italien erschüttern und beleben, die Brust des neapolitanischen Volkes zerrissen! Hier fühlte Alles noch immer ihren heißen Athem, wenn das ganze übrige Italien wie erstorben lag. Von hier wollten sie wiederholt den kühnsten Flug über die ganze Halbinsel nehmen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Regierung König Ferdinand II. Dieser König brauchte keinen Tanucci, er hätte ihn weit von sich weggestoßen, er wollte in jeder Hauptsache sein eigener Minister sein. Schien er doch als Fürst ein solcher Sonderling, daß er unter seinen Ministern gerne Zwietracht und Mißtrauen sah und säete. Sonst war er ohne Frage ein begabter und tapferer Herr, Thätigkeit war ihm Lust, seine königlichen Pflichten nahm er sehr ernst. Ein ganzes Menschenalter hindurch hat er regiert, und diese lange Zeit war ein beständiges Fortschreiten seines Reichs in Bevölkerung Fleiß und Wohlstand. Ohne Zweifel hing dies günstige Ergebniß mit dem Fortschreiten überhaupt unserer Zeit zusammen, allein das wohlthätige Eingreifen des Königs war darum nicht minder auf vielen Punkten ersichtlich. Wie oft ging von ihm zuerst Idee und Antrieb aus, und wie oft bewährte ihn der Erfolg! Auch wußte er, natürliche Ausnahmen abgerechnet, Frieden und Sicherheit im Innern wohl zu erhalten. Heer und Flotte, besonders die letzte, auf welche für Neapel soviel ankommt, waren im guten Zustande, Finanzen in Ordnung, Papiere gesucht. Aufstände und Angriffe wurden immer rasch niedergeschlagen. Gegen das Drängen fremder Mächte bewies der König viele Festigkeit.

Ueberblickt man dies Alles, so könnte man sich dem Glauben zuneigen, die unparteiische Geschichte werde später Ferdinand II. Regierung als eine breite helle Stelle bezeichnen in den langen dunkeln Unglückszeiten, die Süditalien erlebte. Sieht man aber auf den jähen Zusammensturz seines Gebäudes, der gleich nach seinem Tode erfolgte, der bei Offizieren und Beamten von so furchtbarem Verrath, so jammervoller Schwäche begleitet war, wie sie selbst in der an Verrath und plötzlichen Schwächen reichen Geschichte Neapels vielleicht nicht wieder vorkamen, — dann freilich läßt sich nur sagen: das Alles war der entsetzliche Ausbruch einer schreckensvollen Krankheit, und Ferdinand II. lange Regierung hat diese Krankheit nicht geheilt, sondern heillos genährt. Sein System mußte zusammenbrechen, auch wenn kein Garibaldi gekommen wäre. Es beruhte bloß auf Gewalt, deren Wurzeln im Volke morsch wurden, und bloß auf Mißtrauen, welches durch noch grimmigeres Mißtrauen vergolten wurde. Die Kerker füllten sich mit Gequälten und Fluchenden, und zahllose Gesinnungsgenossen warteten nur, daß einer der bewaffneten Einfälle und Aufstände gelinge, auf welche rastlos die Flüchtlinge sannen. Denn König Ferdinand befand sich in unseligem Widerspruch mit den in seinem Volke mächtig treibenden Ideen.

Welches diese Ideen sind? Es sei mir erlaubt, auf ein paar Bemerkungen zurückzugreifen, die ich gelegentlich in Neapel machte.

Ich wohnte dort dem Frohnleichnamsfeste bei. Lange Prozessionen kamen durch geschmückte Straßen. Schmetternde Musikbanden zogen an der Spitze; unabsehliche

Reihen von Infulnträgern Geistlichen und Mönchen entfalteten sich; dann folgten die Züge der Bürger, sämmtlich in einförmig weißen Kutten; zwischendurch Kompagnien Soldaten. Schreiend waren die Kirchen aufgeputzt: trat der Zug in die Pforten, empfing ihn vom Chor und Orgel rasender Jubel, es sollte Kirchenmusik sein. Offenbar waren viele Andächtige dabei, dennoch erschien das Ganze als ein pomphafter Aufzug, als ein bloßes Volksfest, bei welchem man lärmen schauen und sich vergnügen wollte. Der eigentlich religiöse Nerv fehlte. So ist es noch jedem Fremden vorgekommen, der einem Kirchenfest in Süditalien beiwohnte. Irreligiös ist der Neapolitaner gerade nicht, im Gegentheil, er hat viel warme Religion des Herzens, verehrt auch die Kirche als guter Sohn: bei alledem macht er über Klerus und Dogmen seine Glossen als ein unverbesserlicher Rationalist, als ein ewiger Spötter und Krittler. Gerade je gebildeter ein Neapolitaner, desto gewisser schwört er sein Leben lang auf Epikurs heitere Lehre, bis er zuletzt es macht wie Boccaccio und aus Furcht, daß ihn der Teufel hole, die Mönchskutte überwirft.

Nun gehe man zum deutschen Buchhändler auf dem Schloßplatze und frage: was die Neapolitaner am meisten kaufen? Die Antwort lautet: französische Romane und deutsche Philosophie. Eine sonderbare Zusammenstellung, jedoch ganz im Geschmack des Neapolitaners. Am Roman von der Seine weidet sich seine angeborne Lüsternheit; hat er aber eine Zeitlang im wohllüstigen Ruhen und Nichtsthun verbracht, dann begehrt sein aufblitzender Verstand nach Nahrung. Die kantigsten Schlußketten, die tiefgründigste Metaphysik reizen ihn wie scharfer Wein und Kaviar, und er wäre höchst unglücklich, könnte sein unruhiger

Geist nicht fesselfrei umherschweifen. Einem solchen Volke das Bücherschreiben, ja das Bücherlesen verbieten, seine geistige Nahrung ihm zumessen, wie dem Kinde ein paar Arzneitropfen, es bloß auf kirchliche Uebungen anweisen und auf eine starre Theologie, und das Alles in so häßlicher und kränkender Weise, wie es unter Ferdinand II. geschah, das mußte tagtäglich tiefe Erbitterung erregen. Nichts hat diesem Könige mehr geschadet, als der dumpfe geistige Druck, der sich unter seiner Regierung über die sonnenhellen Fluren von Neapel lagerte. Die Völker halten nichts höher, als Freiheit und Pflege des Geistes; keinem Fürsten bewahren sie ein dankbarer Andenken, als wer ihnen diese köstlichen Güter verschafft; in keiner andern Sache verzeihen sie so leicht Fehlgriffe. Fragen wir noch, warum Tanuccis Advokatenregierung in Neapel so gepriesen, und die königliche Regierung Ferdinand II. so bitter verurtheilt wird?

Am Sonntag nach der Frohnleichnamsfeier sah ich eine politische, den Geburtstag der neuen italienischen Verfassung. Die piemontesische Regierung hatte Alles aufgeboten zum glanzvollen Feste. Die Frühkanonade von Forts und Schiffen wollte gar nicht aufhören, die öffentlichen Gebäude prangten in Flaggenschmuck, die Bürgerwehr paradirte in Staub und funkelndem Staate. Erschienen war jedoch kaum ein Drittel der Mannschaft, übrigens viele hübsche und stattliche Männer. Die Bürgerhäuser hatten nur hier und da Nothflaggen aufgesteckt. Nachmittags war Regatta, eine Menge Boote auf dem Wasser. Die Ruderer trieben weiß gekleidet ihre Kähne durch die Wellen, daß hochauf das Wasser spritzte. Stillschweigend sah die Menge zu, und klatschte nur, wenn Einer in's Wasser fiel. Abends

gab es allgemeine Beleuchtung: sie gerieth spärlich in den Straßen, herrlich auf den öffentlichen Plätzen, wundervoll aber im Park der Villareale. Dort war eine märchenhafte Feenwelt aufgethan, man wandelte zwischen strahlenden Tempeln, Baumgruppen erschienen behangen mit gold- blau- und silberglühenden Früchten, in den Lüften flammte „Viva Italia" und ein riesiges Ordenskreuz. Das Menschengewoge war unabsehlich, Alles vergnügte sich auf's Beste, in ganz Neapel war kein Glas Eis mehr zu haben. Allein — das konnte ein Blinder merken — wie dem Kirchenfeste der religiöse, fehlte der politische Nerv dem Verfassungsfeste. Verstand und liebte man, was es hieß, daß endlich Italien ein einziges großes Reich werde, so war der grimmige Haß auf die Piemontesen lächerlich; denn diese machen doch die Einheit. Es war aber so, das Fest wurde als ein piemontesisches, nicht als Neapolitaner Fest angesehen. Und gewiß, wäre die freieste Verfassung aus dem alten königlichen Palaste selbst entsprungen, die Neapolitaner hätten sie ein und das andere Jahr gefeiert, und dann wäre ihre Begeisterung dahin gewesen. Denn unbeständig ist dieses Volkes Sinn.

Und dennoch das laute Verwünschen des Königs, der kein konstitutionelles Wesen mochte? Ja wohl: man höre nur zu, wenn Neapolitaner sich unterhalten, und sofort leuchtet der zweite Grund ihres Hasses ein. Es stachelt sie politischer Ehrgeiz, und sie lieben leidenschaftlich ihr Vaterland. Es ist etwas Lyrisches, Seelenvolles, ja Weibliches in diesem Ehrtrieb und dieser Vaterlandsliebe. Desto glühender brannte in ihrem Herzen Weh und Wuth, daß sie hinter andern gebildeten Völkern zurück ständen, daß ihr geliebtes Vaterland unfrei und verachtet in Europa. Die Geschichte

hat es noch immer bewiesen: daß die Neapolitaner einen gewaltthätigen König leicht ertragen, daß ihm aber der Boden unter den Füßen schwindet, sobald er ihrem Ehrgeiz, ihrer politischen That- und Ränkelust keine Nahrung mehr gibt. Man muß sich wundern, daß der kluge König Ferdinand nicht einmal soviel einsah; daß er meinte, bloß und immerdar mit Polizei und Priestern lasse sich Neapel regieren; daß er die alte geschichtliche Lehre nicht beachtete: so treffliche Dienste Polizei und Priester thun in Friedenszeit, so gewiß geht ihnen selbst im Sturme die Woge über den Kopf.

Etwas konstitutionelle Freiheit — war denn das bei Neapolitanern wirklich so gefährlich? Durfte man sie wirklich nicht nach Lust denken reden schreiben lassen? Ihre Ideen steigen ja so schön kerzengerade in den lichten Aether hinein, und verpuffen und verfliegen dort so harmlos, wie blitzende Raketen. Die Volks- und Landesart weiset dabei auf's Deutlichste darauf hin, was das Gegenmittel ist gegen den Mißbrauch konstitutioneller Einrichtungen. Das Volk hat die größte Neigung, sich frei und freiwillig in Körperschaften zu gestalten. Hundertfach sind diese Genossenschaften, es gibt ihrer zu politischen, kirchlichen, wohlthätigen, sittlichen und gesellschaftlichen Zwecken. Läßt sich dieser edle und heilsame Trieb nicht unberechenbar fördern? Sodann ist das Land von der Natur selbst zersetzt und zertheilt in Landschaften, deren Bewohner gehärtet bleiben in Sondersinn und Eigensinn. Kein Mittel wirkt in unserer Zeit passender und geschickter, sie zu einem Ganzen zu verbinden, als ihre konstitutionelle Betheiligung am gemeinsamen Staatswesen. Aber so gewiß ihre Partei-

sucht immer des Obmanns bedarf, so gewiß lassen sich gegen Uebergriffe der Kammern in jenem Provinzialgeiste die Dämme finden. Nur aufrichtig Körperschaften und Provinzialstände gepflegt, und keine neapolitanische Regierung hätte zu fürchten, daß ihr Parlament und Aufstände zu gefährlich würden.

XXXI.

Vesuv und Pompeji.

Ueberdachte ich bei meinen Büchern sitzend in Neapel die lange dunkle Kette von historischen Gewittern, die von altersher rasselnd über diese herrlichste Stätte der Erdenschönheit schleifte, so sehnte ich mich unwillkürlich in's Freie. Gewiß wünschen auch meine Leser wieder in frische glanzeshelle Natur und unter das lebenslustige Volk zu kommen. Diese beiden beharren unzerstörbar. Ich lade ein zur Reise rings um den Golf. Solche Fahrt gibt es nur einmal auf Erden, und wer sie gemacht hat, dem stehen diese Reisetage in ewig herrlichem Andenken, wie seines Lebens schönste Festtage. Es ist eine stattlich weite Kreislinie, welche unser Reisezug umschreiben wird. Wer sie zu Fuße abgehen wollte, hätte acht Tage nöthig: wir brauchen sie auch, bringen aber durch Eisenbahn Wagen und Segelboot soviel Zeit ein, daß wir immer halbe und ganze Tage übrig haben, zu ruhen im vergnügten Schauen oder umherzustreifen nach neuen Herrlichkeiten. Und was

liegt hier an ein paar Tagen mehr? Sie kommen niemals so blühend wieder. Vielleicht biegen wir auch nach Salerno ab, nach Pästum und Amalfi: es ist ja Alles in der Nähe.

Auf der Eisenbahn eilen wir dem Vesuv entgegen, dicht am Meere hin: rechts die lichte Fluth, links Kuppeldächer, blüthenvolle Terrassen und seltsam antikes Wohnungsgemäuer. Dann geht's aus grünenden Weingärten zwischen steile Lavawände hinein, hindurch, der Zug hält. Wir sind in Portici. Wie viel näher ragt jetzt der Vesuv zu unsern Häuptern und drüben das stolze Sorrentogestade! Welch köstliche Blicke über die Golfweite nach den blaugipfligen Inseln, deren Prachtreihe sich gerade dort vorsetzt, wo das weite Meer in den Golf hineinfluthet! Die schönsten Aussichten aber in Portici breiten sich von der Höhe des königlichen Lustschlosses. Schlicht und einfach von außen, ist es im Innern höchst behaglich und geschmackvoll eingerichtet. Die Zimmer, welche die Königin Marie bewohnte, sind überaus reizend, die Murats eigenthümlich. Man stößt in ihnen auf die kostbarsten Seltenheiten, auf antike Fußböden aus Pompeji, auf einen Tisch, dessen ehernes Gestelle im Alterthum eines römischen Herrn Bücherplatte trug und jetzt eine polirte Tafel von versteinertem Holz. Ungemein wohlthuend ist der dichtgrüne hochschattige Park. Da wandeln wir zwischen uralten Pinien Palmen und Lebenseichen, düstere Lavafelsen überklettert lustiges Grün, Epheu und Schlinggewächse bilden in der Luft förmliche Dickichte, und überall ist Schattenkühle und Vögelgesang. Durch die hochstämmigen Bäume und Aeste aber öffnen sich die entzückendsten Landschaftsbilder: lichte Meeresbläue, in der Ferne Inseln und röthliche Gestade, am Ufer eine

malerische alte Burg, welche über den Fluthen zu schwimmen scheint.

Noch öfter blickte ich auf das wonnige kühle Schattendunkel des Parkes zurück, als ich hinter Portici zum Vesuv hinanritt, und der Weg sich höher hob über das glänzende Weingrün, das den Vulkan mit lachendem Leben umgürtet. Scharf dahinter dehnen sich schwarz und gräulich die Lavafelder. Wie Mancher, der dieses Weges kam, hat schon bei diesem plötzlichen Abstich unwillkürlich gedacht: gerade so sieht es im Volke von Neapel aus. In der That, nichts kann wahrer sein, gerade so gräulich sind die Abstiche im sittlichen Volksleben dieser Stadt. Vollends jetzt, wo Erschütterung des Staatswesens und politische Leidenschaft und Noth und Hunger alles Bübische und Verbrecherische massenhafter auf die Straße wirft. Es war so schön, im Theater der Villareale — das große San Carlo-Theater war wegen Besuchmangels geschlossen — den schmelzenden Melodien der Italiener zu lauschen, dann unter dem Zelt daneben, das in's Meer hinein gebaut ist, köstliche Früchte zu schlürfen und unter sich zu hören der Wellen langsam feierlichen Rauschetakt. Während davon die Balken leise schütterten, zogen träumerisch die Blicke über den Golf durch den festlichen Mondesglanz, der über den stillen silbernen Fluthen wogte, und frische Kühle und unsägliches Wohlgefühl zog durch Brust und Seele. Aber dann — nur zehn Minuten brauchte ich nach meiner Wohnung, — ängstlich hatten jedoch Freunde mißrathen, diesen Weg spät Abends anders als im raschen Fiaker zu machen: besonders an der stillen Ecke von Chiatamone war schon so viel Unglück vorgefallen. Nun übertrieb zwar die neapolitanische Phantasie das Uebel schrecklich: öfter bin

ich Abends umhergewandert, und ist mir nie etwas geschehen, als daß mir einmal ein gar zu flinker Gauner die Uhr wegriß. Allein drängende Thatsachen zeugten doch unleugbar, daß eine furchtbare Verwilderung der Sitten um sich gegriffen. Raub und Mord auf den Straßen waren in Neapel häufiger geworden, als in Neuorleans oder St. Louis, und das will Viel sagen. Als die Piemontesen nach Neapel kamen, trugen ihre Offiziere am Degengriff lange silberne Troddeln: in acht Tagen glänzte nicht eine einzige mehr, die Diebe hatten sie alle weggeschnitten.

Ich sah jetzt die Somma vor mir aufsteigen. Dies Gebirge hatte ich mir unzugänglicher gedacht. Denn noch vor wenigen Wochen (ich erzähle vom Frühling 1863) mußte eine befreundete Familie am Vesuv umkehren, weil Briganten die Somma besetzt hielten, man denke sich, dicht vor der Hauptstadt. Von den Bewegungen der Briganten sprach man in Neapel an jedem Ort, Einige mit Scham und Aerger, Andere voll kaum verhehlter Freude über das Mißgeschick der Piemontesen, Alle aber wie von einer natürlichen Sache, etwa wie man bei uns im Sommer von Gewittern spricht und Hagelschlag. Nichts bezeichnet diese Zustände besser, als folgende Schilderung: „Jede neue wohlthätige Einrichtung lebt nur erst in den Gesetzen, die bei dem Stande der Dinge gelähmt sind. Das Brigantenwesen vermehrt, jedoch niedergehalten, wechselt seine Kriegsführung, vermeidet die Treffen, zieht nicht in die Städte, streift auf dem Lande umher, plündert, zerstört und versteckt sich. Mit voller Hand Unglück ausstreuend, macht es die Adern des öffentlichen Wohlstandes versiegen, und bringt der Eroberung Schwäche und öffentliche Schande.

Noch größeres Unheil verursachen die Gewalthaber, indem die Kriegsobern in den Provinzen die Städte besteuern, die Bürger in's Gefängniß und zum Tode führen lassen, alte und neue Gesetze, des Landes Sitten, seine theuersten Gewohnheiten mit Füßen treten. Alle Grade der Strenge werden gegen die Briganten angewendet, und doch wächst das Brigantenwesen." Wer sollte denken, daß der treffliche Coletta dies von Zuständen schrieb, wie sie vor mehr als fünfzig Jahren stattfanden, als Murat schon eine Zeitlang auf dem Throne von Neapel saß? Ist es nicht zum Erschrecken, wie diese Schilderung auf das Haar noch heute paßt? Allein die Franzosen wurden doch in vier Jahren mit den Briganten fertig: die Piemontesen haben Murat all seine Mittel nachgemacht, besetzen jede Ortschaft mit Soldaten, führen die Bürgerwehren in's Feld, stellen lange Listen von Verdächtigen und Vogelfreien auf, drohen Frauen und Kindern den Tod, wenn sie im Freien ein Körbchen mit Lebensmitteln tragen, — dennoch sind die Briganten nicht auszurotten. Und doch haben die Piemontesen die Vortheile rascherer Verkehrswege, haben nicht an der Seite feindliche Engländer und Bourbons von Sizilien her, wie Murat, haben endlich fünfmal mehr Truppen im Lande.

Doch das sind traurige Geschichten. In der unheimlichen schwarzen Oede der Lavafelder kann man sie nur nicht gleich los werden. Der Lava Natur ist es, bei dem Erstarren recht gemeine Formen anzunehmen. Erstarrtes Eingeweide von Riesenthieren, ungeheures verworrenes Tauwerk, Eisschollen, verbranntes Gemäuer, — das sind die wiederkehrenden Formen in den Lavaströmen, — Alles schwarz und leer, wie der Abgrund. Das müde Auge fühlt sich erst wieder erfrischt, wenn man auf des Golfes

Herrlichkeiten vom Einsiedlerhügel niedersieht, oder in das weit aufgerissene Tiefthal zur Seite, welches ganz mit Weinreben ausgekleidet. Dann geht es im raschen Trab auf dem Kamme des Hügels hin, bis er sich wieder in starre dunkle Lavafelder hinabsenkt und ein todtes Aschenthal sich öffnet. Hier springt man vom Pferde, und sieht auf der einen Seite empor an dem ungeheuren Aschenhaufen, der kerzengerade aufsteigt; noch fürchterlicher erscheinen auf der andern Seite die zerrissenen Steilwände der Somma, welche von hier gesehen sich als ein wildgeklüftetes Gebirg darstellt. Nun geht es an's Steigen. Soviel Schreckliches hatte ich von dieser Mühsal gelesen, der Aschenkegel des Vesuvs erschien mir ein schwer zu bewältigendes Werk, und als ich dachte, jetzt sollte die Arbeit recht anfangen, war ich schon oben. Es ist ja eine Art fester Bahn aus Lavastücken gelegt, die bis auf den Gipfel führt. Könnte man in unsern Alpen so hübsch auf Bergjoche und Klippen hinauf spaziren, wäre es keine Kunst, hinter einen Gemsbock zu kommen, ohne daß er Wind erhält.

Auf der Höhe des Vulkans hat man einen doppelten und unvergeßlichen Anblick: hinunter in den Höllenkessel, und hinaus in den Himmel auf Erden. Ein ungeheures Eirund stürzt sich gerade hinunter in fürchterliche Tiefe, der Rand ist mit Rauchwölkchen besetzt, inwendig flimmert es überall von rothem gelbem grünem Mineral, dazwischen bersten aus einigen Spalten schwefelige Dämpfe: das ist der Krater. Er war bis zum Grunde klar und fest, durch mein Glas sah ich unten das Sonnenlicht glitzern zwischen den allerschönsten Schwefelkrystallen. Es ist ein teuflisch schöner Anblick. Nichts war unterhaltender, als Stücke

vom obern Kraterrande loszubrechen und in die Tiefe stürzen zu lassen. Je nachdem sie an den innern Wänden viel oder wenig Geröll und Gestein mit hinabrissen, gab es das sonderbarste Klingen und Poltern und Krachen, und ganz zuletzt immer ein langtönendes helles Rasseln, wie es aus einem tiefen Brunnen schallt, wenn unten Steine auf's Wasser klatschen, nur tausendmal schrecklicher. Wandert man aber rings um den weiten Kessel, so wechseln in reizvollster Art die Aussichten auf Land und Meer. Der Vesuv ist nur eben so hoch, daß sich in der Tiefe Alles schön übersichtlich zusammenrücke. Auf der einen Seite starrt das düstere Sommagebirg. Mit einem Blicke ist zu erkennen, daß es nichts vorstellt, als einen Theil des alten Erhebungskraters: so vulkanisch und gleichartig ist seine Natur. Daran reihen sich unten grüne Thalebenen bis wieder hinauf zu jenseitigen Höhen: der Vesuv, wenn er auch nicht hoch ist, will wenigstens als stolzer König für sich allein stehen. Die Häuser in der Tiefe sehen aus, wie weiße Kästchen in's Grüne gesetzt, das baumbesetzte Obstland dehnt sich wie welliges Moos. Am längsten aber werden die Blicke nach der Meeresseite gefesselt, wo es ganz steilab geht. Es ließ sich da vergnüglich ruhen, denn der Boden war etwas durchwärmt, was in der kühleren Luftschicht angenehm. Gegen Abend bildeten Gestade See und Inseln den wunderbarsten Anblick. Tief unter mir war die Küste von Wolkenballen besetzt, der Golf theilte sich in zwei Lichtmassen, links das schönste Blau, rechts reinste Wasserhelle; drüben aber schwammen Inseln und Vorgebirge im Aether, als schiene das Licht durch sie hindurch. Nun ging die Sonne unter, und da war es seltsam zu sehen, wie sanft und lieblich rothblaues

Licht den Berg umfloß und umkosete: zuletzt schien er so sonnig durchwärmt, so rosig und anmuthig, als hätte er niemals Höllentücke gekannt. Auf dem Rückweg, als es längst dunkelte und der Strand von Neapel sich mit tausend und tausend Flämmchen umkränzte, stand die ganze Bergmasse noch in röthlichem Scheine prachtvoll gegen die nächtliche Himmelsbläue, die erhabene Landschaft war erfüllt von unsäglicher Milde und Feierstille.

So und noch viel schöner erschien der Vesuv auch den Griechen und Römern. Alle Götter wohnten in seinen duftenden Wäldern, in seinen Wein- und Rosengefilden, und keine Sage von des Berges glühendem Eingeweide schreckte die glücklichen Menschen. Bloß aus dem Aschengeröll und den kleinen Kratertiefen, welche sich auf des Berges nacktem Haupte vorfanden, wurde geschlossen, er habe wohl in uralter Zeit Feuer gespien. Damals wie jetzt war des Golfes weiter Rand mit blühenden Städten bekränzt, und der hochherrliche grüne Vesuv ihr Mittelpunkt. Seit der römischen Kaiserzeit aber begannen die Ausbrüche, und im bekannten Jahre 79, als Herkulanum und Pompeji untergingen, war die Verwüstung so groß und gräßlich, daß nach Martials Versen die Götter selbst später wünschten, es möchte ihnen die Macht dazu gefehlt haben. In unserer unruhigen Zeit scheint der Berg von einer Art beständigen Fiebers ergriffen, dessen Pulsschläge freilich geologische Längen von drei oder vier Jahren sind.

Auf dem Rückweg traf ich mit jungen Deutschen zusammen, welche den Vesuv bereits an allen Ecken auf und ab geklettert waren. Ich möchte wohl fragen, ob es in Italien irgend eine heimlich anmuthige oder irgend eine

historische Stelle gibt, wo man nicht deutsche Gesellschaft träfe. Unsere Landsleute genießen von allen Völkern Italien noch immer am gründlichsten; und trotz aller deutschen Schicksale in Italien, trotz tiefen Abscheues vor wälscher Tücke und Gottlosigkeit, zieht eine heimliche Neigung uns immer wieder dorthin. Hier in der Nähe, bei Pompeji war es, wo das erste deutsche Heldenreich in Italien unterging. Durch byzantinische Kriegskunst wurden die ritterlichsten deutschen Haufen erst ausgehungert, dann besiegt. Das sind jetzt gerade dreizehnhundert Jahre her: es waren die Ostgothen unter ihrem jungen Heldenkönig Tejas. Doch dauerte es nicht lange, da kamen longobardische Könige und deutsche Kaiser über die Alpen. Was sie in Italien gepflanzt und gewirkt, ist dem Lande im Ganzen und Großen nicht zum Unheil gewesen. Waren sie denn nicht die eigentlichen Förderer italienischer Einheit? Konnte es für Italien eine größere Wohlthat geben, als die Kirchenreform durch die deutschen Päpste? Der Halbinsel wildeste Verheerung begann, als die Kaiser die Hand abzogen von unserer Nation italienischer Erbschaft. Sofort wollten sie Franzosen antreten.

In Frankreich lebte bei jedem innern Aufschwunge gleich auch der Drang auf, nach Italien überzusetzen. Es bedeutet ja diese Halbinsel noch mehr, als daß sie bloß das Zünglein auf der Wage europäischer Hegemonie gewesen wäre: wer Italien beherrschte, fühlte im Arm eine Hebelkraft, tief in den Welttheil hinein zu fahren. In Oberitalien traten wir Deutsche den Franzosen stets entgegen, dort wollte es ihnen auf die Dauer niemals glücken. Unteritalien aber, seit es vom Orient sich abwenden mußte, breitete über's offene Meer seinen Busen nach Frankreich

und Spanien hin. In Neapel setzten sich die Franzosen, in Palermo die Spanier fest. Französische Prinzen auf dem Throne zu Neapel und die Päpste gefangen im hohen Palast zu Avignon — das war das Meisterstück der französischen Politik im Mittelalter. Der deutsche Gegensatz hatte gelautet: deutsche Päpste in Rom und Hohenstaufen herrschend in Mailand Neapel und Palermo. Die Aragonier und Habsburger machten den Anjous in Unteritalien endlich ein Ende. Aber wiederum wurde dies Land durch einen französischen Prinzen erobert, durch Ludwig XIV. Enkel, welcher französische Aufklärung hinbrachte. Nun kam die französische Revolution: nirgends zündete sie gewaltiger, als in Neapel. Napoleon erschien: wie gern waltete sein Schwager Murat im Schlosse zu Portici! Das prasselnde Feuerwerk des Vesuv leuchtete so prächtig in seine Pläne hinein. Bittere Thränen sah man Murats Gemahlin weinen, als ihr Schiff den schönen Golf verließ, und er selbst konnte die lachenden Blüthenhänge nimmer vergessen, bis man ihn einscharrte mit zerschossener Brust im kalabrischen Pizzo, kein Konradin, nur ein tapferer gekrönter Abenteurer. Es ist wahr, die Franzosen wollten niemals in Italien rechte Wurzeln schlagen: der republikanische Selbstsinn des Italieners fühlt sich im Grunde deutschem Wesen viel verwandter, als dem Gallier, der sich eitel im Glanze seines Beherrschers spiegelt. Doch Eines vergesse man nicht: der Geist des großen Italieners Napoleon steht noch immer auf der Brücke zwischen seinem Heimathlande und Frankreich.

Die meisten Reisenden besichtigen Morgens Pompeji, besichtigen Nachmittags Herkulanum, besteigen dann den Vesuv, und sind Abends wieder im Theater zu Neapel.

Diese Besichtiger könnten sich mindestens Herkulanum ersparen. Denn man hat für sein Umherwandern in dem dunkeln Bergwerk nicht viel mehr, als die Gewißheit, daß oben Lava und unten Tuff, und daß die Römer auch Bühnen mit großer Breite und geringer Tiefe bauten. Doch Pompeji — wem, der da gewesen, hat es sich nicht hell und sonderbar eingeprägt? Man weiß: Pompeji sieht gerade so aus, wie eine halbzerstörte Stadt, Alles ist niedergebrannt, nur die steinernen Wände Fußböden und Gewölbe sind noch da. Allein das ist eben das Seltsame: die Stadt scheint in voriger Woche zerstört, und die Bewohner, die eben mit allem Werthvollen fortgezogen, waren doch jene alten Griechen und Römer, unserer Jugendjahre geistige Genossen.

Besonders behaglich haben sie gerade nicht gewohnt. Ein paar kleine Herrenhäuser abgerechnet, würde kein Taglöhner mehr so ärmlich eng und gepreßt wohnen. Pompeji war halb eine sizilianische Bauernstädt. Und selbst die wenigen Vornehmen, hätten sie nicht hübsche kleine Säulenhallen gebaut, wo sich allenfalls das Gelaufe der Leute und Sklaven noch ertragen ließ, — in ihren Kellerzimmerchen wäre es nicht zum Aushalten gewesen. Die meisten dieser Räume waren ja eben nur zum Unterkriechen: das Nothwendigste zum Leben, Licht und Luft, erhielten sie nur durch die offne Thür. Ich begriff jetzt, warum man so zahllos antike Lampen und Lämpchen findet. Wurden bei Wind und Wetter die Vorhänge vorgezogen, mußte man bei qualmenden Oellampen sitzen. Nun aber die Kehrseite! Was schmückt unsere Zimmer? Tapeten und Teppiche voll langweiliger Muster, ein Blumentisch, eine Statuette, höchstens ein gutes Oelbild. Wie fein und schön

zierten dagegen die Alten ihre Gemächer! Nie vergißt man wieder diese himmlischen Genien an Pompeji's Wänden, die ätherbeflügelten Tänzerinnen, die lieblichen Kinderidyllen, und all die unendlich zart gedachten und fein gefühlten Götterszenen. Jedes Zimmer, Speisesaal, Bibliothek, Baderaum, eheliches Gemach, alle hatten ihre passende Wandmalerei. Gewiß, ein Luxus der edelsten Art. Was man täglich, was man stündlich vor Augen hat, soll anmuthige Ideen erwecken, und so schön sein, daß man nimmer ermüdet, wieder darauf hinzublicken. Was für Barbaren sind wir Modernen gerade hierin! Und je mehr wir Gold und Spiegel und Seide, je mehr wir modische Schnörkelmöbel in unsern Wohnungen anbringen, um so mehr Barbaren!

Man hatte, als ich Pompeji besuchte, kurz vorher wieder ein paar der größten und entzückendsten Wandgemälde entdeckt. Wann wird endlich einmal die ganze antike Stadt, von der wir erst den kleineren, und wie es scheint, minder schönen Theil kennen, bloßgelegt sein! Die neuen Gemälde sollten von nun an bleiben, wo sie waren. Aber wann wird man endlich einmal ein paar Straßen oder Häuser ganz im alten Stil und Geschmack wieder herstellen!

Das Herrlichste, was Pompeji hatte, die Götterbilder, stehen jetzt sämmtlich im Museum zu Neapel, zusammengestellt wie auf den Verkauf. Und doch war jedes darauf berechnet, seine Tempelhalle für sich allein zu beherrschen, und im Eintretenden den feierlichen Eindruck der hehren Macht hervorzurufen, welche das Erz- oder Marmorbild vorstellte. Tausendfältig war das Bemühen, Gefühl und Idee einer bestimmten göttlichen Kraft leiblich hervorzubilden. Einem großen Künstler gelang es zuletzt, in der einfachsten Form

das Geistige am schönsten und wahrhaftigsten zu gestalten. Dann wurde diese Gestalt eine ständige, und von den Andern immer wieder nachgebildet. Und weil dies eine Götterbild, dieser bestimmte Apollo oder Jupiter, diese bestimmte Venus oder Flora eines großen Meisters überall und zahllos verlangt wurde, deshalb konnte sich in unaufhörlich lebendiger Uebung jene Technik bilden, deren Sicherheit und feine Vollendung wir allezeit bewundern. Wieviel schwerer haben es unsere Künstler! Jeder soll ein neues individuelles Werk schaffen, Jeder gleichsam von wilder Wurzel wieder anfangen. Und woran glauben wir denn noch? Von welchen heiligen Mächten ist des Volkes und des Künstlers Seele so gleichmäßig erfüllt, daß sie in Jedermanns Vorstellung schweben, und Alle etwas davon wissen können, ob das Bild dem Wesen entspricht? Wir können religiöse Gestalten bilden, wenn der Künstler wirklich daran glaubt, — geschichtliche, wenn er genialen historischen Sinn hat, — oder gute Bekannte aus der Wirklichkeit, die am ersten gerathen, das heißt die Köpfe. Denn nur das freie Antlitz sieht der Künstler täglich vor sich: die volle unverhüllte Leibesgestalt begegnet ihm nicht mehr auf allen Gassen, er kann ihre Schönheit am erkauften Modell, nicht mehr in der Ringbahn, am Schwimmufer, bei der Arbeit der Sklaven und Sklavinnen studiren. Um so höhere Ehre dem Bildhauer, wenn ihm ein großes ächtes Kunstwerk gelingt, wenn er den Marmor mit jenem warmen entzückenden Leben beseelen kann, welches den alten Meistern nicht so schwer wurde.

XXXII.

Sorrent.

Wer in Sorrent ein paar ruheschöne Tage genossen, fühlte sich doch einmal als der Götter Liebling. Diese Frühlingsgestade wurden gebildet, als das lichte Morgenroth am Schöpfungstag emporwallte, und die Natur noch in frischer rosiger Laune sich in duftigen Gedichten versuchte.

Schon der Weg nach Sorrent — welch einzige Fülle von hoher Schönheit! Erst Castellamare, ein Kleinneapel, lustiges Menschengewimmel am schiffreichen Hafen, davor Inselbrocken mit Gestein und Burgthürmen. Dann Felsenstürze herunter von blauer Himmelshöhe, dräuende abenteuerliche Formen. Darauf weite dunkle Meerbusen mit weißer Brandungslinie, rechts und links schneiden Vorgebirge die wundervollsten Küsten von drüben aus. Nun windet hoch am Felsgestade sich die Straße empor, der Montangelo erhebt seine stolzen Zacken und Kuppen. Immer gewaltiger steigt das Gebirge, immer üppiger schim-

mernder blüthenvoller wird das Grünen und Prangen unabsehlicher Orangengärten. Alles Laub und Grün scheinet hier wie mit kräftigem Lichte gesättigt. Wir sind auf der Ebene von Sorrent: eine große weite Terrasse, hoch über der See, getragen von Felsensäulen, schmiegt sich zu den Füßen eines wild erhabenen Gebirgs. Die ganze Ebene prangt wie ein ewig blühender Garten, durch das Grünen und Blühen ziehen sich wie Perlenketten die glänzend weißen Häuserstraßen, und die Luft wogt in frischen köstlichen Düften. In Sizilien war, als ich landete, der erste Frühling schon dahin geflohen: hier weilte er noch mit seinen Rosen und thaufeuchten Schwingen.

Wohin man sich aber wende, immer hat man vor Augen oder im Sinne das rastlose Leuchten des Golfs, das erhabene Ragen des Vesuvs, die städteschimmernden Küsten, die vielzackigen blauen Inselhäupter. Wogte das Meer hier mit seiner Unermeßlichkeit an's Gestade, so würde seine einförmige Gewalt nur einige machtvolle Ideen in der Seele bilden. So aber hat man nur ein herrliches belebtes Seestück, dessen Größe sich zwischen schimmernden Ufern gerade überschauen läßt. Durch die Oeffnung zwischen Capri und der Glöckchenspitze, wo die die Schiffe in's Meer steuern, ziehen erregt und ahnungsvoll immer neue Gedanken mit ihnen in die Weltweite.

Himmlische Tage habe ich in Sorrent verlebt. Freilich am ersten Morgen, als ich das Fenster öffnete, begegnete mir ein alter Bekannter aus Sizilien, ein gräulicher Scirocco. Himmel und Meer erschienen wieder bleigrau, und aus dumpfer Schwüle leckte es wieder wie mit heißen Zünglein. In der liebenswürdigen Gesellschaft von Lands-

leuten, welche in Sorrent mich aufnahm, erzählten die Frauen: schon seit Monaten hätten sie kaum alle vierzehn Tage den Himmel heiter gesehen. Da meinte ein junger Doktor: das Land gleiche einer strahlenden Geliebten, die für ein paar Tage Sonnenschein wieder endlos verdrießlich und unausstehlich werde, da ziehe er doch lieber ein treues sinniges Wesen vor.

Wir begaben uns auf eine Segelfahrt, um etwas Frische auf den Wellen zu holen, die bei Scirocco in unruhiger klatschender Bewegung sind, als wüßten sie nicht wohin. So fuhren wir das Hochgestade hinab bis fast an die Landspitze bei Capri. In nackten steil abstürzenden Felswänden öffnen sich aller Orten dunkle Höhlen. Als nun die Windstöße ärger wurden und es nichts Besonderes gewesen wäre, hätten sie Segel und Boot kopfüber in's Wasser gestürzt, wurde der Mast niedergelegt, und mit Ruderhülfe gewannen wir den Eingang in die geräumigsten der Grotten. Es sind gar prächtige Felswölbungen, die anrauschende Woge erweckt aus den Spalten vielfältigen Wiederhall. Wo das Licht von draußen unter Wasser und Fels eindringt, entstehen im Innern der Grotten die schönsten und schillerndsten Farben. Die Schiffer machten uns bemerklich: die Leute von Capri möchten in ihrer Grotte blaues Wasser haben soviel sie wollten, so schönes hellgrünes aber, wie zwischen Sorrentiner Felsen, gäbe es nicht auf der ganzen Welt. Man ist nämlich zu Sorrent höchst eifersüchtig auf den Weltruhm von Capris blauer Grotte.

Nachmittags lernte ich bei einer Wanderung durch die Stadt mehr vom behaglichen und freundlichen Wesen ihrer Bewohner kennen. Die Sorrentiner sind gutmüthige sacht-

lebige Gärtnersleute, und gar keine Helden in Thaten oder Vorsätzen. Sie müssen deshalb von den feurigeren Neapolitanern manchen schlechten Witz hinnehmen. So wird auch folgendes Stückchen erzählt. Am Tage nach der Seeschlacht, in welcher der Sohn des häßlichen Karl von Anjou gefangen wurde, ankerte der siegreiche Admiral von Sizilien vor Sorrentos Küste. Die Stadt trieb damals noch ansehnlichen Handel, und weil ihre Bürger dachten, nun erscheine wieder Hohenstaufenzeit, so kamen ihre Rathsherren hergerudert, mit Geschenken den Sieger zu grüßen. Als sie nun auf's Verdeck stiegen und den gefangenen Prinzen sahen, der in prächtigen Kleidern steckte, so hielten sie ihn für den Admiral, knieten nieder und sprachen: „Gnädigster Herr, nehmt diese Jungfernfeigen, sie schmecken gut, und für diese zweihundert Goldstücke könnt Ihr Euch noch schönere Hosen kaufen, als Ihr anhabt. Nur Schade ist es, daß Ihr nicht, gleichwie Ihr den Sohn festhabt, auch so den Vater gefaßt. Wir aber, das dürft Ihr nur wissen, waren die Ersten, welche in der Schlacht Reißaus nahmen." Der Prinz mußte lächeln und sagte auf französisch zum Admiral: „Ei seht, das sind mir getreue Unterthanen ihres Herrn des Königs." Indessen, wie dem auch sei, die Sorrentiner sind angenehme Wirthe und von Aussehen zehnmal frischer und stattlicher, als die Neapolitaner. Die Anmuth ihrer Töchter ist berühmt. Ihrer sah ich gleich bei dem Einfahren in Sorrent ein hübsches Sträußchen: sie trugen bei einem Neubau Sandkörbe auf dem Kopfe, eine immer schlanker und wohlgebildeter, als die andere. Ich möchte nur wissen, wo diese hübschen Mädchen alle bleiben: denn was ich von Frauen sah, gehörte meist zum dicken Neapolitaner Grundbrei.

Als nun die Sciroccodünste verflogen, die Tage wieder licht und blau, die Nächte wieder rein und milde wurden, da mochte unsere Gesellschaft nirgends lieber sein, als auf unserer Hochterrasse in der Cocumella, welches Fremdenhaus recht in Fülle und Stille der Orangengärten liegt. Waren wir dort erst nach Mitternacht aufgestanden, — denn diese weichen duftigen sternerfüllten Nächte waren gar zu köstlich, — dann saßen wir andern Morgens wieder bei dem Kaffee, bis es Mittag wurde, weil es so schön war, umher zu schauen, die ziehenden Düfte von Laub und Blüthen zu trinken, zu plaudern, und über die grünen Wogen der Orangenhaine wieder auf's Meer zu blicken. Zarte Ferne hüllte immer bläulicher die Gestade ein, wie ein leiswallender Silberschleier, aus welchem doch jede Felsecke klar durchschien. Dann erzählte ich wohl, während eine Künstlerin von jungem und schon glänzendem Namen mir gütig die Aussicht zeichnete, von den Münchener Freunden, die hier Gold der Dichtung fanden, von Linggs welthistorischen Seherblicken, von Heyses reizenden Idyllen, und vor Allem von Grosses Mädchen von Capri. Nachmittags aber ging's in die Berge. Die Esel galoppirten, die Treiber schrieen und schlugen, und der Lärm ließ nicht ab, bis wir höher hinauf in die schattigen Felsenschluchten kamen, in welche sich Gehänge von dunklen Myrthen hellgrüner Weinrebe und silbergrauem Oelbaum niederziehen. Bei jeder Windung des Weges ergaben sich ganz neue Landschaftsbilder. Das ist so wundervoll am Golf von Neapel: wo man auch wandere, mit jedem Schritte verschieben sich hüben und drüben die Aussichten, und immer sind sie voll neuer lachender Herrlichkeit.

Kommt man nun auf die Gipfelhöhen, welche den

Golf umziehen, so öffnen sich sogleich Einblicke in anmuthiges und seltsames Gebirge. Auf und ab schweifen die Blicke in einer unendlichen lichtweiten Bühne, und das folgende Bild ist immer gewaltiger und lieblicher als das vorige. Zum Beispiel auf dem diesseitigen Camaldoli, wo über der Einsattelung des Gebirgs auch der Salerner Meerbusen herschimmert, welch ein Standpunkt, welche Fülle der erhabensten Ansichten!

Und tief im Dunkel der Seele blieb mir auch eine mondlichte Meeresnacht stehn. Ich war allein zum Strande niedergestiegen, hatte mir einen Nachen gelöst und fuhr das Gestade entlang. Die Luft war so still, als hätte man Gedanken darin hören können. Der Golf erschien wie ein tiefes Meeresthal. Heller Mondschein lag auf der lautlosen stillen Fluth und den erhabenen bleichen Bergen und Inseln, gewaltige Felsstücke dunkelten am Gestade, von welchem Gewässer niederrauschte und sich melodisch mischte in das leise Wellengeplätscher am Ufer. Es war mir, als käme ich in das Thal der Ruhe, und für immer liege hinter mir der lichte bewegte Tag, und der Arbeit Lust und Noth sei dahin für allezeit. Ein so tiefes Gefühl der Ruhe kam über mich, als wäre das unruhige denkende Ich, das sich immer wieder hastig von den Dingen sondert, in mir verblaßt und verblichen, Seele und Sein wären nur ein einziges weitwaches unendliches Bewußtsein und Genießen des großen Weltalls. Die Sterne blitzten mir so brüderlich und vertraut, und auch die feuchte Tiefe unter mir schien, als könnte ich darin wohnen mit meinem Wesen. Da schallte vom hohen Ufer her fröhlicher Gesang, und mit einem Schlage war ich wieder in der lustigen eng umgränzten Menschenwelt, und sah in den Häu-

fern die Menschen gemüthlich bei ihrer Lampe sitzen, wie sie sich küßten, oder daran dachten, was sie andern Tags essen wollten.

Als ich in nächster Morgensfrühe eine Berghöhe hinanstieg, mußte ich lachen über meine Träumerei am vorigen Abend. Es war gut, daß mich das Singen weckte, sonst wäre ich richtig im Kahne eingeschlafen. Wie köstlich erfrischt war jetzt Gebirg und Thal und See! Wie drang diese Helligkeit des Morgens bis in's letzte Aederchen! Und die himmlische Luft, welche diese Höhen umfließt! Diese milde Luft ist so ätherrein, so tief durchsichtig, so die Seele hebend und beflügelnd, als wäre ein großes Stück Erdenschwere von uns abgefallen. In diese Lichtfülle hinein, in die unermeßliche Aetherbläue, welche die Höhen umwogt, scheint unsere kleine schöne Erde hinein zu schwimmen, wie ein spielender Abglanz einer höheren Welt. Auf solchen Punkten der Erde, wo ihre höchste Schönheit uns umblüht, will der Geist immer noch hinaus über die Maße dieser Welt, über Raum und Zeit. Gerade so öffnen sich in Augenblicken unsäglichen Glückes im Herzen noch tiefere Quellen seliger Ahnung. Woher immerdar diese dürstend vorwärts dringende Sehnsucht des kleinen Menschenichs in die Unermeßlichkeit hinein? Und warum liegt in ein paar stillen Gedanken dieser Art mehr innere Kraft und Weihe, als in einem ganzen Tag voll Lust und Herrlichkeit selbst am Golfe von Neapel?

Aber eigen bleibt es doch, wie rasch auch die weihevollsten Gedanken in der Sonnenhelle des Südens, in der Leichtigkeit der Luft wieder verfliegen. Alles ist da in seinen Formen so fertig, so abgeschlossen: man wird nicht mehr gereizt, es im Geiste zu gestalten. Lüfte und Bäume rauschen

nicht, die Wolken sind nicht in Bewegung, die Natur ist ruhende starre Gegenwart. Urplötzlich steht eine Idee blitzend in der Seele, klar und in vollem Umriß, und gleich ist sie wieder entschwunden, und wieder versinkt man in Betrachten und Genießen, und denkt kaum der nächsten Stunde.

Das Alles ist wahr, und ich weiß es ganz lebhaft, seit ich wieder ein paar Monate im deutschen Denkerlande bin, wo die Luft dick ist von Ideen und Wolken. Allein unbändig wogt doch wieder die Sehnsucht auf nach jener Lichtfülle, nach jenen zauberischen Nächten des Südens. Als ich nach der Rückkehr von Italien gleich in die kühlen Schatten unserer Alpenwelt eilte, in die hallenden Bergwälder, unter die einsamen tiefgrünen Seen und schneeschimmernden Alpenjoche, da war Italien wie vergessen und vergraben. Jetzt aber, wo ich Abends in enger Stube sitze und draußen eine Kälte ist, daß, wenn's möglich wäre, die hellen Mondstrahlen gefroren niederfielen, jetzt steigen in der Seele wieder empor im magischen Glanze jene Tempeltrümmer in ihrer unsäglichen Trauer und Schönheit, jene Blüthenhaine und seligen Gestade über lichtblauer Meeresweite, — ach, es ist ein gefährliches Land das Italien.

XXXIII.

Amalfi.

Es war gerade ein hübscher Wagen voll, — Strebsame in Kunst und Literatur, dazu etwas liebenswürdiges Publikum, — als wir am schönsten Reisemorgen aus Sorrents engen Gartenwegen in's Freie bogen. Bei dunklem Wolkenrauschen und Regen hatten wir uns in später Nacht von der geliebten Terrasse zurückgezogen: jetzt war die Luft herrlich abgekühlt, jede Blüthe frischer, jedes Tröpfchen im Golfe goldiger schimmernd. Unten schäumte die weißeste Brandung, hoch um die Felsenzinnen zogen noch Wolken. Als wir durch Castellamare fuhren, klangen die Glocken zum Pfingstfeste.

Noch hörten wir sie in der Ferne, da waren wir schon in einer breiten Thalmulde, umringt von Hochbergen Gipfeln und Hörnern, Alles grün bis zu den höchsten Spitzen und grün bis in die tiefsten Schluchten. Nocera und Pagani erschienen mit den Erinnerungen an Kaiser Friedrichs Sarazenen, die er hier ansiedelte und welche das Volk die

Heiden (Pagani) nannte. Ein einziger großer Fürst — wie viele Andenken streut er aller Orten umher! In La Cava wurde ausgestiegen, in schönen Windungen führte rechts ein Weg hinauf in ein wundervolles Hochthal, von allen Wänden wogte und glänzte üppiges Waldgrün. Es war ganz wie in einem der schönsten Thäler Thüringens oder Schwabens. Die Sinne konnten sich nicht sättigen an dieser grünen duftigen langentbehrten Waldfülle. Auf der Schlußhöhe des Thales, wo das wunderliche Oertchen Corpo la Cava sich hingenistet, frühstückten wir, vor uns die wonnigste Aussicht an den grünschimmernden Gebirgslehnen hinab auf prachtvolle Kuppen und Gipfel. Hinter dem Dorfe gab es ächte dichtschattige Waldwege, welche in die Höhe führten, bis man in eine dunkle übergrünte Gebirgstiefe hinabblickte. Dort hing am Abhange die altberühmte Benediktiner-Abtei Santa Trinita. Auch in diesem einsamen Waldthale hörten wir eine Gesellschaft deutsch reden. Die Gegend muß Landsleute besonders anheimeln: grünes Laubholz in Massen, lebendige Hecken um die Felder, kleine Giebeldächer, ja was sehen wir, — eine alte Linde bei der Kirche, das ist ja ganz, als wären wir wieder im lieben Deutschland. Wer weiß, wie viel Gothen oder Schwaben hier hängen geblieben.

Doch die Berge rücken vor uns zusammen, rascher rollt unser Wagen hinab in's Thal, eine römische Wasserleitung zieht herbei, das lichtblaue Meer taucht empor, — das ist wieder ganz Italien. Tief unter uns liegt an seiner Marine das helle Städtchen Vietri zwischen Orangenhainen. Schon nehmen unsere Blicke Besitz von Salernos Meerbusen. Das ist hier kein runder Golf von Neapel mehr, sondern offenes weites Meer, in ungeheurer Schlangenlinie hat es

die Bucht nur wenig ausgerundet. Dort zur Linken, über Vietri hin, stößt Salerno mit seinen Häusern in die See, jenseits in der braunen Ebene tief vor den kalabrischen Bergen schimmern die Tempel von Pästum, hier rechts hart um's Vorgebirg muß die Straße nach Amalfi führen. Nun schießt unser Wagen nach Vietri hinein, vorbei an erfrischenden stürzenden Bächen, biegt zur Rechten scharf um die Bergecke, und nun beginnt ein Gestade so voll gewaltiger Herrlichkeit, so märchenhaft und voll seltsamer Riesenlaunen, daß Niemand es völlig sagen und schildern kann. Ich kenne nur eine einzige Landschaft, welche dieser Küste vergleichbar: das ist der Weg von Nizza nach Savona. Allein dort, an der Corniche, folgen die wilden Prachtbilder nicht so rasch auf einander.

Man denke sich Alpengebirg, das in steiler Länge in's Meer stürzt, und hinzu denke man des Südens Frühling, der jeden Felsblock mit Grün und Gebüsch, mit Aloes und Cactus besetzt, und des Südens Kinder, die an jede paar Fuß Breite ihr genügsames weißes Häuschen hängen. Vor uns sehen wir die Straße wie eine schmale helle Schlange sich um das Felsgestade emporwinden. Tief unter ihr donnert und brandet das Meer, und sein Gischt fliegt empor wie blüthenweiße Raketen. Wir biegen um eine Bergkante: da gähnt eine weite grüne Bucht himmelhoch aus dem Felsgebirg herausgerissen, überragt von abenteuerlichen Hörnern und Kuppen; — um den nächsten Vorsprung: da dringt düster eine riesige Zackenschlucht, immer höher und höher in's Gebirg, schäumend brausen die Gießbäche hernieder; — um die dritte Ecke: da schütten sich Felsen und Blöcke in tollstem Wirrwarr gerade aus den Wolken herunter. Hinein will Alles setzen in die lockende lichte Meeresbläue, und

starrt dann wieder auf hart und viele Thürme hoch, um der wüthenden See ihren Damm zu setzen. Dann erscheinen graue gezackte Burgtrümmer am Meer, blanke Städtchen wie auf Berghänge geschneit, endlich ein paar größere reizende Ortschaften, wie versunken in die blühende Felsenwildniß, mit hübsch weißem Strande und Schiffen davor, die zierlich schaukeln auf der spiegelnden Fluth.

Und wer könnte einen Augenblick vergessen, daß dieses eine althistorische Küste, daß sie wie aus verrauschter Welt voll Herrlichkeit herschauet zerrissen grau und märchenhaft, daß ganze Züge abenteuerlicher Sagen wie Geier und Wolken um ihre Felsburgen ziehen. Diese Wellen, die jetzt so stürmisch an's Gestade donnern, führten einst zahllose Kauffahrer und Galeeren nach Amalfi. Hier mischten zum erstenmal im Mittelalter wieder Morgen- und Abendland ihre Völker, ihre Waffen und Religionen, ihre Sitten und Künste. Amalfi erschien für Krieg und Handel als der große Mittlerplatz. Die sehr klugen, sehr betriebsamen Bürger dieser Stadt waren die damaligen Venetianer, und wie diese nahmen sie ihren Vortheil wahr. Sie wußten sich mit den Sarazenen, deren Flotten das Mittelmeer beherrschten, denen Sizilien Kalabrien Tarent Bari gehörte, gut zu stellen. Sie kauften ihnen Seidenzeuge Schwertklingen Datteln und Weihrauch ab, die Sarazenen aber fanden auf den Märkten von Amalfi einen besonders gesuchten Artikel. Das waren die schöngewachsenen kräftigen Sklaven, welche die deutschen Eroberer in den Slavenländern machten: zu Tausenden verführte man sie über's adriatische Meer. Die Amalfitaner gestatteten auch gern, wenn Araber sich an dieser handels- und gewerbreichen Küste ansiedelten. Von Amalfi bis nach Salerno traf man

wiederholt in den Städten eine kleine arabische Gemeinde. Durften doch auch die Amalfitaner in Palermo und Messina ihr eigenes Stadtviertel, im ägyptischen Cairo und andern Sarazenenstädten ihre Faktoreien haben. Amalfis Münze kannte der Bazar in Damaskus und Kairowan, in Bagdad und Ghasna, Amalfis Seerecht wurde Gesetzbuch auf dem Mittelmeer. Als nun die Rückströmung gegen die arabische Welt eintrat, als die Normannen kamen, als unabsehliche Schaaren von Pilgern und Kreuzfahrern nach dem Orient zogen: da blieb Amalfi noch lange ein Hauptplatz, wo sie rasteten uud rüsteten, kauften und verkauften, und Schiffe zur weiten Reise mietheten. Das berühmte Hospital in Jerusalem, an welches sich der Johanniterorden anlehnte, wurde von Amalfi unterhalten.

Wo aber, fragt der Ankömmling jetzt und sieht sich vergebens um, wo ankerten denn die Flotten der Araber und Kreuzfahrer? Wo fanden denn hier die Kaufhäuser des Welthandels irgend Platz? Was man sieht, ist ein niedliches Städtchen von drei- oder viertausend Einwohnern, davor eine schmale Strandlinie mit kleinen Küstenschiffen. Wo wohnten hier die fünfzigtausend Amalfitaner und ihre zahllosen Gäste? Nun, wie heutzutage die Genuesen, — die Berge hinauf und rechts hinüber bis nach Atrani. Auch die Städtchen bis nach Majori und Minori wurden damals von unternehmenden Kauf- und Schiffsleuten bewohnt, und Alle hieß man in der Fremde Amalfitaner. Das Meer spülte den Strand weg, als die Pisaner tückisch die Hafendämme zerstörten. Wind und Wetter rissen das fruchtbare Erdreich von den Felsen, auf denen einst Häuschen hingen, wohl nicht viel größer, als ehemals in Pompeji. Nun sieht man nichts mehr, als ein hübsch weißes

Städtchen, halb versteckt in einer Schlucht am Meer, aus deren hohem Hintergrund frischer grüner Wald hervorblickt. Das reizende Landschaftsbild ist um so märchenhafter geworden, weil Phantasie allein es jetzt mit großem Volk und Herrlichkeit belebt: versunken und hinab sind Trümmer und Trauer in's tiefe Meer. Nur der altersgraue Dom gleicht einem greisen Riesen, der sterbend schon halb auf's Knie gesunken. Eine breite Freitreppe führt zu einer luftig phantastischen Vorhalle von schlanken Säulen. Die uralten ehernen Dompforten öffnen sich in ein bedeutendes hochräumiges Innere. Neben der Kathedrale steht der Glockenthurm mit bunt schillernden Lisenen und Linien. Das Ganze mit dem kleinen stets volksbelebten Marktplatze davor gibt ein ungemein malerisches Bild.

Abends sammelte sich vor dem Gasthofe eine Menge Buben, die zu unserm Altan heraufschrieen, man solle ihnen Münzen werfen. Kaum war damit angefangen, als neue Schaaren herbeistürzten, und fröhlich in wildem Knäuel auf jeden neuen Gran sich warfen, der herunter flog. Mehr als hundert waren beisammen, Alles voll Jubel und Gelächter, und wenn die See einen tüchtigen Guß dazwischen warf, schüttelten sie das Wasser ab wie Meerkatzen. Es wurde zu Abend stürmische See, die Wellen krachten und kreischten noch in tiefer Nacht.

Andern Morgens war Himmel und Meer stückweise blau, das braune gleichsam bronzirte Gebirg aber von scharfem Licht umflossen. Das wurde nun wieder ein erinnerungsreicher Tag, und beinahe so herrlich wie zu Taormina. Wir wanderten um die wellenumtoste Felsecke nach Atrani, stiegen durch seine stillen Straßen, die in Treppen

und langen dunkeln Löchern empor führen, dann auf steilen Waldwegen in Duft und Schatten wohl eine Stunde lang immer höher, bis wir zu den Weingärten von Cemprone kamen, auf den freien Gipfel des Vorgebirgs, das breit zwischen beiden Städten hervorbricht. Da gab es eine wunderbare Aussicht. Von Adlershöhe erblickt man unter sich die ausgezackte weißumschäumte Küste, bis in unermeßliche Weiten lichtet sich das Meer: links und rechts stehen die ehernen Berge, sie recken wild ihre kahlen Häupter und Hörner, doch die finstern Schluchten, welche sie auseinander reißen, schließen sich nimmer. Es war jetzt eine zauberhafte Helligkeit, und doch peitschte der Sturmwind zwischen die weißen Wolkenballen, die noch an den Bergen hingen, daß wir Mühe hatten, uns an Bäumen und Bänken festzuhalten.

Als wir nun auf dem Bergrücken landeinwärts wanderten und in Ravello eintraten, da schlich Alles heran, was an dunkeln Sagen, an Trauer und Oede seit vielen Jahrhunderten sich hier festgenistet. Hier stand einst Amalfis größte Herrlichkeit, ein Adelspallast am andern, und jetzt starren schwarz und zerrissen Thürme Mauern und Gesims. Hier zogen einst über die Straße Prälaten in goldschimmernden Gewändern, normannische Ritter mit blinkender Streitaxt, hochgemuthe Kreuzfahrer träumend von den Wundern des Orients. Scheu zur Seite hielten sich halbverhüllt die Turbanträger, im Gürtel den Säbel mit Juwelengriff. Aus den prangenden Pallästen aber traten in gestickter pelzverbrämter Kleidung die Kaufherren von Amalfi, weltgewandte Männer, die vieler Völker Zungen redeten: sie luden ihre Gäste alle zu üppigen Tafeln, zu Gesang und Spiel. Schon winkten und warteten auf den

Altanen die schönen Frauen und Töchter, strahlend in Rosen und kostbarem Schmuck. Schon erschallte das Klirren der Goldmünzen und Waffen aus den Sälen, der Jubel wilder Gelage aus den Gärten, das Singen und Fluchen in den Sprachen vom Rhein und vom Nil: — da schüttelten sich die Berge, da rasselten die Wetter des Zornes herein, es stürzten all die Schlösser und Hallen, zerstoben war die prangende Menschenwelt, — nur einige Wände und Thore und hohe Fensterbögen stehen noch hier und drüben, bedeckt mit uralter Zierrath und räthselhaftem Steingewinde. So ist hier, scheint es, vor grauer Zeit ein gränzenloses Wehe geschehen, und seitdem stand Alles unberührt Jahrhunderte lang, nur Sonne und Mond wandelten einsam über die Stätte der Pracht und des Schreckens. Dann sind wieder ein paar Leute gekommen, die sich unter den Trümmern ansiedelten, die sich aus Lehm und Marmorsäulen Wohnungen flickten. Doch auch ihre armseligen Hütten sind meist dem Verfall wieder nahe, hier und da scheinen sie nur bewohnt, bloß damit dieses Stadtgespenst noch jammervoller erscheine. Der Sturm heulte, als wir eintraten, durch die einsamen Gassen, konnte aber die bleichen Trauergeschichten nicht wegfegen, welche noch in den Lüften hingen.

Mittelpunkt des Ganzen ist noch jetzt der Dom, überragt vom stattlichen Glockenthurm. Auf seinen Erzthüren sieht man rohes Bildwerk, die Umrisse sind richtig und ausdrucksvoll. Die Kanzeln glänzen vom weißesten Marmor, bedeckt mit Goldmosaik und Verzierungen, die beide auf's Glücklichste in einander laufen. Die Predigtkanzel ruht auf sechs gewundenen Säulen von reichstem Blatt- und Blumenwerk, jede Säule aber steht auf dem Rücken eines Löwen, und jeder Löwe schreitet voran: die ganze

Kanzel scheint zu marschiren. Da ist die Löwenstärke des göttlichen Worts doch etwas sonderbar ausgedrückt. An beiden Seiten des Doms standen die Hauptpalläste Ravellos, das seine dreißigtausend Bewohner hatte. In der Villa Ruffolo sieht man an Thurm- und Mauertrümmern noch die zierlichen Steingewinde mit hübschem Gebälk, gekuppelten Säulchen, und allerlei Spitz- und Hufeisenbogen. Besonders die innere Wand des großen Viereckthurms, der vor dem Hause steht, war von so anmuthigem und feinem Geschmack, daß ich mit Bitten nicht abließ, bis eine kunstgeschickte Hand mir die reizenden Linien in's Tagebuch zeichnete. Wer aber könnte mit Stift oder Feder die tief unheimliche Umgebung schildern, welche doch hin und wieder höchst malerisch! Wohin man die Augen wendet, überall ragen gebrochene Thürme trümmerhafte Portale und Fenstergemäuer, antik gothisch normännisch arabisch: kurz es ist das seltsamste Beieinander, und macht auf dieser erhabenen, der Menschenwelt entrückten Berghöhe ein unauslöschliches Bild, dessen erster Anblick ganz märchenhaft, und dessen Hintergrund voll tiefer Trauer.

Noch viele Städte gibt es in Italien, wo in alte Häuser antikes Säulen- und Bildwerk hinein verbaut ist. In Ravello, auch in Amalfi, zeigt sich dergleichen überaus reichlich, nach Auffassung und Behandlung rührt es aus der späteren Römerzeit her. Jedoch keine Stadt gibt es, wo man so Vieles von gedrückten Kuppeln Hufeisenbogen Arabesken und all dem Seltsamen sähe, was nun einmal arabisch oder sarazenisch oder moresk getauft wird. Später, wenn die Grundzüge der Geschichte der Baukunst sich noch mehr abgeklärt haben, wird man das Meiste sicher anders benennen. Wie lange ist es denn her, daß unser gut

deutscher Baustil, welcher jetzt der romanische heißt, auch byzantinische Namen trug? Dies aber, was in den ältesten Bauwerken zu Amalfi Venedig Messina und Palermo so charakteristisch und so übereinstimmend auftritt, wird wohl der wahre byzantinische Stil des europäischen Westens sein. Ebenso wie die Venetianer und noch viel früher holten die seefahrenden Bürger von Amalfi für ihre Kirchen und Palläste Modelle und Baumeister aus dem Orient, aus der großen Niederlage und Werkstätte christlicher Kunstwerke, die allein noch übrig war, aus Byzanz. Dort hatte sich, ebenso wie Staat und Sitte, auch die Kunst bereits mit orientalischem Wesen gesättigt, von ihm das Feierliche und Prangende, das Märchenhafte, das im Kleinen so Zierliche angenommen. An Amalfis Küste, welche seit Jahrhunderten dem Orient im Handels- Kriegs- und Staatswesen geöffnet blieb, strömte von dort herüber Kunst und Wissen und religiöse Auffassung, hier vermählte sich die Kunst mit altrömischem und nordisch germanischem, auch mit etwas maurischem Wesen. So wurde Amalfi die eigentliche Mutterstadt jenes Stils, welchen die normannischen Könige nachahmten und die Venetianerpracht überbot.

Es ist schwer, aus dem märchenhaften Banne Ravellos sich loszureißen. Man denke sich, der Dom zu Venedig und der ganze Markusplatz liege in grauenhafter Zerstörung, Alles sei niedergebrochen weggeschleppt oder verwittert, nur von den untern Stockwerken ständen noch einige Reste, zwischen den Trümmern seien einige armselige Häuser und Straßen eingeflickt. So etwa wird man eine Vorstellung von Ravello erhalten, nur mit dem Unterschiede, daß Venedigs Ruinen in Sumpftiefen liegen würden, Ravellos einsame Trümmer aber hochragend auf einsamer Berghöhe mitten

zwischen Grün und Blüthen. Im Garten Ruffolo hatte man Cypressen und Tannen an die Ruinen gepflanzt: das nordische Nadelgehölz ist jetzt das gesuchteste Modegewächs in den Gärten der italienischen Großen. Die Rundsicht aber von der äußersten Spitze dieses Gartens umfaßt eine erhabene Bergwildniß, die wie in ungeheuren Wogen sich in's Meer stürzt. Dieses fing jetzt wieder an, weithin zu strahlen in lichter Bläue. Die Aussicht aus dem Garten Afflitto, obwohl ganz in der Nähe, ist doch wieder eine ganz andere. Da steht man auf einer Landzunge, welche zwischen die Bergzüge hineinläuft: Berge grün bis zu den felsigen Gipfeln, zwischen diese eingesenkt grüne Mulden, rothe Ziegeldächer hier und da umher gestreut. Da nun Viel und Gutes sehen auch andere Appetite reizt, so ließen wir uns den dunkeln Wein, der hier oben in den reinen Lüften gedeiht, zu Brod und Käse trefflich schmecken. Die Wirthshausterrasse lag natürlich wieder erhaben über der prachtvollsten Landschaft. Soldaten sahen uns zu, welche nach kleinen Gefechten vor drei Wochen die Briganten aus Ravello verdrängt hatten. Jetzt lauerten diese ein paar Stunden höher zwischen den Gipfeln des Montangelo.

Das Alles war nur der erste Theil unserer Wanderung. Der zweite zog sich neue lusterfüllte Stunden lang über die andere Seite der riesigen Schlucht hin, an deren Ausgang in der Tiefe Amalfi liegt. Einst war offenbar dieser ganze weite Umkreis stattlich bebaut: überall starren noch schwärzliche Trümmer, bedeckt von üppigem Grün und Waldschatten. La Scala, Pontone, das Kapuzinerkloster sind drei andere berühmte Stätten der wunderreichsten Aussichten. Ehern glänzende ungeheure Felsberge, grüne Tiefthäler zwischen den höchsten Kuppen, Meeres-

bläue licht hineinfluthend in dunkle Schluchten, ragende Hochtrümmer von herrlichen Domen und Burgen, darein gesäet die hellen Häuschen, hervorblickend aus vielfarbigem Grün, — das Alles im erhabensten Heldenstil, — ja, nur mit Taormina läßt sich Amalfi vergleichen! In Einem aber hat Amalfi noch den Vorzug: das sind seine herrlichen Frauengestalten. Nirgends in Italien gibt es schönere, nirgends mehr. Einem Künstler muß das Herz schlagen, die schönen schlanken Mädchen, den antiken Wasserkrug auf dem Haupte, mit kräftig elastischem Schritt sich über die Felsenstiegen schwingen zu sehen. Ein halbnacktes junges Ding, das wie ein Bergreh hinter seinen Ziegen hersprang, war das reizendste Ideal einer kleinen Wilden. Natürlich ließ sie unsere Künstlerin sich nicht entgehen, während ich die Kleine im Gespräch ruhig zu halten suchte, daß man sie zeichnen konnte.

Weil wir nun Amalfis Landschaft in jeglicher Beleuchtung sehen sollten, so brachte der Spätnachmittag ziehende Wolken, Regenschauer, wieder lachenden Sonnenglanz, wieder dunkle bewegte Luft, Wald im Winde rauschend. In einem Burghof standen uralte Linden, ein Mühlbach plätscherte über die Räder, und, siehe da, auch Aepfel- und viele Zwetschenbäume gab es hier, die ihre unreifen Früchte in's Gras schüttelten. Dem Deutschen mußte es heimathlich zu Muthe werden. Woher in dieser Gegend so viele Erinnerungen an Deutschland? Woher dieser schöne stattliche Menschenschlag, und sein ruhiges redliches Wesen, das anders ist, als bei den meisten Süditalienern? Schon in alter Zeit waren, wie es scheint, die Amalfitaner ruhig strebsame, klug ausdenkende, duldsame Leute. Amalfis Geschichte ist noch nicht geschrieben,

von all den Schlössern und hundertdreißig Kirchen, welche der Sage nach hier umherstanden, wissen wir wenig. Kann ein deutscher Historiker sich etwas Schöneres wünschen, als hier zwei Jahre zu wohnen, Amalfis Geschichte gründlich zu erforschen und würdig darzustellen? Von dieser Stätte, die durch wundervolle Natur und große Vergangenheit gleich geheiligt, würde er ein leuchtendes Andenken in's späte Alter hinüber nehmen.

XXXIV.

Pästum und Salerno.

Gegen Abend fuhren wir an den sturmumrauschten Vorgebirgen wieder hinunter nach Salerno. Die See beschoß mit ihren Sprützwellen unsern Wagen von unten, und der Regen wusch ihn von oben. Der Sturm heulte und rasselte in den ungeheuren Schluchten, an den Felsendomen und Bergzacken. Es war ein Wetter und eine Landschaft von der großartigsten Ritter- und Räuberromantik. Noch lebhafter erinnerten daran die vielen dunkeln Wartthürme, welche einst auf Toledos Befehl errichtet wurden, um die Piraten zu bewachen, jene grimmigen Türken und Sarazenen, die hier überall auf den Meeren lauerten, und, wenn sie Kundschaft hatten, plötzlich eine Stadt mit blinkendem Mordstahl überfielen, Feuerbrände schleuderten, und in Hast und Eile Gold und Schätze und Christensklaven, besonders schöne Knaben und Mädchen, auf die Schiffe schleppten. Eine seltsame Vorstellung, daß man sich diese Kette von Wartthürmen bis nach Nizza hinauf,

die ganze Küste Italiens davon gespickt denken muß. Italien war ja überall und immer die langgestreckte Halbinsel, nach deren dünnem Leibe zahllos räuberische Arme griffen.

Obgleich es andern Morgens noch sehr früh war, als wir aufbrachen, wurde schon auf allen Plätzen Salernos getrommelt und trompetet, und die piemontesischen Unteroffiziere faßten die neapolitaner Rekruten scharf an. Eine größere Truppe am Strande mußte lernen, auf ein Zeichen auseinander zu springen, sich flugs hinter Bauholz Kähne und in Sandlöchern zu bergen und immer schießend rasch von einem gedeckten Stande zum andern voran zu eilen. Es war ein anschauliches Bild des Brigantenkrieges. Die Soldaten sahen recht mitgenommen aus. In voriger Woche hatte es in den Bergen hinter Pästum ein blutiges Gefecht gesetzt: nun war die Gegend, vor welcher man in Neapel ängstlich warnte, brigantenfrei. Spaßhaft aber erschien es, als uns eine Steuerkasse unter dichter Bedeckung von Soldaten begegnete, die aufgeschürzt und mit losem Gewehr marschirten, als seien sie jeden Augenblick des Ueberfalls gewärtig.

Nicht weit davon wurde fleißig an der neuen Eisenbahn gearbeitet. Diese wird bald anderes Leben auf die nackte Ebene von Pästum bringen. Eigentlich öde, wie sie gewöhnlich beschrieben wird, habe ich diese Gegend nicht gefunden. Zu Anfang herrscht vortrefflicher Anbau, und nichts gibt ein seltsamer reizendes Bild, als über wogenden Saaten und zwischen Rebengewinden sich Palmen wiegen zu sehen. Auch später war die wüste Heide immer wieder durch Korn- und Weinfelder und Gehölze unterbrochen. Unsere Pferde flogen im Galopp, dunkle Wolken und

Regenschauer peitschten über die Fläche hin. Eine Menge von Büffeln zeigte sich, diese häßlichen schwarzen Sumpfthiere mit den kleinen tückischen Augen: sie sehen noch stark urweltlich aus, als wären sie noch nicht fertig geworden. Es paßte völlig dazu der Anblick des Sele: der Fluß bis zum Rande voll von rothem Schmutzwasser, zerrissene Schilfhütten am Ufer, und eine armselige Fähre zum Uebersetzen.

Als wir in die überwachsenen Wallreste einfuhren, die einst die starken und schöngefugten Stadtmauern von Pästum bildeten, wurde unser Wagen von herbeistürzenden Knaben und Mädchen förmlich angefallen. Ein Theil kam aus der elenden Hüttenreihe an der Stadtmauer, der andere aus den Bauernschuppen, welche den drei Tempeln gegenüber stehen. Niemals sah ich so viele jammervolle junge Geschöpfe beisammen: zerlumpt, mit wirren Haaren, entsetzlich gelb und grau wie Lehm und Asche, und dazu ekelhaft dickbäuchig. Das Letzte ist ein Zeichen, daß sie tödtliches Fieber erfaßt hat. Von Mitte Juli an hauset es auf dieser feuchten Niederung mit allen seinen Schrecken: doch schon vorher darf, wer hier wohnen will, nur Brod Käse Schinken Maccaroni genießen, saftige Früchte wären der der-Tod. Wie lange soll es noch dauern, daß ein paar Abzugsgräben auf diesen Todesfeldern wieder Leben und Gesundheit schaffen? Gras und Korn, welche jetzt das Stadtfeld bedecken, würden wahrlich darum nicht schlechter gedeihen.

In ewiger Jugendpracht aber erheben sich die Griechentempel. Der Rost der Zeiten vermochte ihre Marmorweiße nur mit lichtem Rothbraun zu überziehen; noch schimmern

sie hell über dem grünen Anger und vor dem Meere, dessen ernste dunkle Bläue zwischen ihren Säulen glänzt. Für den ersten Anblick haben sie etwas Schweres, ja Plumpes: das liegt vor Allem darin, daß der Boden ringsum aufgeschüttet ist, und sie nicht mehr erhaben auf höheren Stufen stehen. Vor Allem der Neptunstempel in der Mitte — wie richtet er sich gleichsam empor, wachsend mit jedem Schritte, den man näher kommt! Wie keck und lieblich spielen noch immer Jugend und Anmuth vom hohen Kranzgesims! Wie fließt die edle Schönheit nieder an den Säulen, die so fest und stämmig aufstehen, und innern Lebens voll in der Mitte leise anschwellen und sich nach oben leise verjüngen! Was man fühlt, das da sein müßte, gleich findet es das Auge, und nichts stößt auf, was den reinen Eindruck stören könnte. Wieder mußte ich daran denken, was, glaube ich, Göthe irgendwo sagte: die griechischen Kunstwerke sind schön, wir aber dichten und bauen, daß es schön scheine.

Die beiden andern Tempel sind offenbar viel später gebaut, als der Neptunstempel, man entdeckt sehr bald Unschönes daran. Jener aber erschien mir am herrlichsten, wenn ich mich einer Ecke schräg gegenüber so weit zurückstellte, daß sich an zwei Seiten zugleich herabschauen ließ. Dennoch meinte ich, die sizilischen Tempel wären noch wundervoller, der Segester in seiner männlichen, der Concordientempel in seiner jugendlichen Schönheit. Vielleicht schien es mir nur so, weil die Griechentempel in Sizilien die erste Jugendliebe auf dieser Reise waren.

Die Prachtgebäude zu Pästum haben den Vortheil, daß auf der einen Seite das lichte Meer, auf der andern ein schönes Halbrund grünbelaubter Berge die weite Ebene

einfaßt, über welche sie hinglänzen. Dunkel und räthselhaft aber bleibt es, warum nur in dieser Tochterstadt von Sybaris die Tempel stehen blieben, während sie in all den andern und größeren Griechenstädten Italiens gänzlich vergingen. Die Punier, die Römer, die Araber, so schreckliche Städteverwüster. sie auch waren, ließen doch die riesigen Tempel zu Segeste Girgenti Pästum bestehen. Also hat schwerlich der Krieg in den zahlreichen griechischen Großstädten Siziliens und Unteritaliens die Tempel niedergeworfen. Entweder standen dort keine so riesige unzerstörbare Tempel, wie auf jenen drei bevorzugten Plätzen, oder sie sind frühzeitig in Erdbeben zusammengestürzt. Wir wissen nur das Eine, daß in Pästum, wo ein starker Rest des Griechenvolkes sich erhielt, noch lange Zeit die Einwohner einen Tag im Jahre hatten, wo sie bei den Tempeln sich versammelten, um zu trauern und zu klagen über den wehevollen Untergang der griechischen Freiheit. Die römischen Lords ließen sie trauern, soviel sie wollten, und erfreuten sich der vollduftigen Rosen, durch welche Pästum berühmt war. Jetzt hat Fieber und Oede längst die schönen Rosen und Griechinnen vertrieben, Pästum liegt jeglicher Verwüstung offen. Am Theater, das in seinen Umrissen noch wohl zu erkennen, lagen noch Gebälkstücke im Grase mit schönem Bildwerk, kämpfenden Kriegern und Amazonen. Der Bauernbursche, der hier den Führer machte, schlug mit seinem eisenbesetzten Stocke Fetzen herunter: es war zum Erbarmen. Nebenan blühten zwischen Gestrüpp und Trümmern ein paar arme wilde Rosen. —

Der letzte Tag unserer Ausfahrt gehörte Salerno. Wer sollte sich nicht freuen, eine Stadt zu sehen, auf deren Namen er schon in frühen Studien gestoßen! Insbeson-

dere, wenn es eine der geheiligten Stätten ist, an welchen das Andenken einer geistigen Blüthezeit haftet. Solch ein Gedächtniß verklärt die altersgrauen Mauern zehnmal schöner, als alles Heldenblut, das in Krieg und Belagerung sie begossen. Salerno hatte seine Romantik unter Robert dem schlauen Fuchs, der hier seinen Fürstensitz errichtete, seine Blüthezeit aber unter Kaiser Friedrich. Damals strömte alles Wissen und Forschen in Heil- und Naturkunde hier zusammen. Was die alten Griechen ergründet, was von den Byzantinern die Araber empfangen und vermehrt hatten, das einigte sich hier mit dem neu erwachten Forschungstriebe, der durch das dreizehnte Jahrhundert überall seine lichten Spuren zog. Die Vorlesungen wurden in Salerno in lateinischer griechischer arabischer und hebräischer Sprache gehalten, denn es gab Studenten und Professoren von all diesen Zungen. Seit Bagdads Abbassidenglück erloschen, hatte die Welt eine solche Schule der Aerzte nicht wieder gesehen. Salernos Ruhm wetteiferte mit der Rechtsschule zu Bologna, und wohl ließe sich fragen, ob die Heil- und Naturwissenschaft, die sich in Salerno wieder belebte, nicht eine größere Wohlthat für Europa gewesen, als der Siegeszug des römischen Weltbuchs. Hat das römische Recht nicht wesentlich mitgewirkt, um die bürgerliche Kraft der Völker langsam zu ertödten, in das erstarkende Fürstenthum aber jenes feine despotische Gift zu legen, das aller römischen Herrschaft und offenkundig ihrer byzantinischen Bastardtochter eigen war?

Salerno hat jetzt wenig Eigenthümliches mehr. Man sieht einige breite Straßen voll Handwerker und Krämer und stattlichen Gebäuden, dazwischen breitet sich ein Gewirr engster Gäßchen und Treppchen voll Menschengewühl, und

darüber ragen hier und da große Patrizierhäuser und alte Kirchen. In der See zeigen sich noch schwarze Linien von zertrümmerten und versenkten Hafendämmen. Eine alte Inschrift im Dome rühmt es, daß „der glorreiche König Manfred, Kaiser Friedrichs Sohn, durch Herrn Johann von Procida, Salernos großen Bürger“ den Hafen bauen ließ. Jetzt ankern keine Handelsflotten mehr auf der Rhede. Salerno hat sich, wie Amalfi, nur noch einige Erbstücke aus seiner großen Zeit bewahrt. Immerhin macht die Stadt noch den Eindruck frohsinnigen und behäbigen Lebens in einem alten steinernen Gehäuse, das neu aufgeputzt. Freilich sahen wir in Salerno von naturfrohem italienischen Leben nicht viel mehr, als kleine Heerhaufen schwatzender Eisesser, die ihre Stühle von den Konditoreien über die Straße bis an die offene Rhede schoben. Ueberhaupt mußte ich auf dieser Reise öfter das Bedauern hören, daß ich so wenig von der Poesie des Volkslebens erführe, die fröhliche Natur der Italiener sei eingefröstelt, es liege wie schweres Bleigewicht auf dem Volke. Ich fürchte, ein schöner Theil jener praktischen Poesie ist für immer dahin. Das Volk hat in seinen hergebrachten Zuständen harte Stöße erlitten. Es ist in seiner italienischen Natur tief erschüttert. Nichts bleibt übrig, als konstitutionell und andern europäischen Kulturländern ähnlich zu werden. Damit beginnt aber die prosaische bürgerliche Arbeit, und Damen und Dichter werden sich darein geben müssen, wenn ihnen statt artigen Farbenschimmers auch im italienischen Volksleben bald Vieles von der grauen Einförmigkeit entgegentritt, wie sie in Spanien schon im besten Zuge ist.

Der Salerner Dom, welcher hauptsächlich von Robert Guiscard herrührt, ist ein ehrwürdiger Hort der Geschichte.

In den Säulengängen des hübschen Vorhofs, wie in der Kirche selbst, stehen viele Sarkophage aus der späteren Römerzeit, wo die feine Technik allmählig stumpf wurde und der erfinderische Geist längst erloschen war. Nur Einzelnes ist schön und ausdrucksvoll, wie der Raub der Proserpina, ein Bildwerk voll wilder Bewegung auf dem Sarkophag hinter dem Hochaltar. Ganz vorzüglich aber ist ein anderer, der an der Wand oben im rechten Seitenschiff steht: Bacchus und Ariadne in seliger Ruhe gelagert, umgeben von Gruppen tanzender Bacchantinnen. Im Chor des Domes wurde der Grund mit einer vollständigen Mosaik aus Pästum ausgelegt: man kann sich einmal vorstellen, wie der Fußboden im antiken Tempel herrlich glänzte. Wendet man sich nun nach dem Eingange der Kirche, so thronet dort in gewaltiger Hoheit der Apostel Mathäus. Diese alten Dome rühmen sich, Grabstätten von Aposteln zu sein, wie Amalfi von Andreas, so Salerno von Mathäus. Die Grabkapelle, die von bunter unruhiger Marmormosaik fast zugedeckt wird, zeigt auch die Büsten von neun Salernitaner Bischöfen, Heiligennamen aus jenen ersten Jahrhunderten, wo das Christenthum die ungeheure geistige und sittliche Umwälzung vollbrachte. Es war im Besitz der siegenden Ideen jener Zeiten: gerade die genialen Köpfe, die thatkräftigen Charaktere wurden von diesen Ideen ergriffen, und kämpften dafür mit Schrift und That, kämpften wider den alten cäsarischen Hochmuth der römischen, kämpften wider die trotzige Waldwildheit der germanischen Welt. Ihr Leben war Marterthum, der Tod nur der blutige Siegel darauf.

Ein viel öfter genanntes Grabmahl im Salerner Dom gehört dem großen Gregor VII. Die Inschrift rühmt: zu

Salerno, wohin er vor den Deutschen flüchtete, „sei er heilig gestorben im Kampfe für des Papstes Autorität gegen Heinrichs Perfidie.“ Sieben hundert vier und sechszig Jahre nach Gregors Tode wurde neben der Domthür eine andere Inschrift befestigt. Sie besagt: Pius IX. habe im Jahre 1849 diese Grabkirche Gregors besucht, „ein Genosse seiner Leiden.“ Von welchen Wolkenzügen „Perfidie“ fühlte er sich umschattet! Und Pius war nicht wie sein großer Vorfahr der Angreifer.

Abschied zu nehmen vom Salerner Golf, stieg ich mit einem Begleiter noch den Schloßberg hinter der Stadt hinauf. Eine Prachthöhe! Nur Schade, daß man beinahe eine Stunde braucht, um in nackter brennender Felswildniß empor zu klimmen. Eine Festung, keine Burg, waren einst die stolzen malerischen Ruinen: kein Feind durfte wagen, ihrem Herrn bis auf diesen luftigen Gipfel zu folgen. Die Frau, welche sich mit ihrer Familie zwischen diesen Trümmern eingenistet hatte, sah verwundert die Fremdlinge an: denn selten versteigen sich Reisende bis hierher in die Wolken, und den Italienern wäre es erst recht zu mühselig. Wir ersahen die höchste Warte, und nach einigen Turnkünsten gelang es endlich, hinauf zu kommen. O diese Aussicht, erhaben und furchtbar zugleich! Steil unter uns in der Tiefe Salerno, so klein zusammengekrümmt, als müßte ein Ziegel, der von hier herunterfiele, gleich ein paar Straßen und Plätze bedecken, – dort das ewig leuchtende Meer, — hier grüne Hochthäler zwischen Bergen über Bergen, — auf der einen Seite die Pästumebene mit den schimmernden Tempeln, abgeschlossen durch prangendes ätherklares Vorgebirg, — auf der andern die finstern Zacken des Gebirgsstockes, hinter welchem Amalfi. Fröhlich muß-

ten sich die normannischen Adler auf diesen Zinnen einkrallen, wenn sie mit einem einzigen großen habsüchtigen Blick dies wundervolle Küstenreich umfaßten. Und wie stolze Gedanken mochten Kaiser Friedrichs Seele schwellen, wenn sie mit entzückten Sinnen diese himmelsreinen Lüfte, diese wogende Erhabenheit von Meer und Gebirg und Völkerburgen in sich aufnahm! Lag doch dort unten im Salerner Dom im damals schmucklosen Grab der Größte der Päpste. Bedrängt von des deutschen Kaisers Schaaren, verflucht von den Römern, die sein Verbündeter, der Normann gräulich ausplünderte, mußte Gregor VII. froh sein, daß der normannische Fuchs, auf welchen er einst den Kirchenbann geschleudert, ihm nun ein Dach der Zuflucht gewährte, unter welchem er das gedankenschwere Haupt auf's Sterbekissen legte. Damals hatte Robert Guiscard Apulien von der römischen Kirche zu Lehen genommen, — jetzt gehörte Salerno, ganz Unteritalien und Sizilien dazu, den Hohenstaufen. Und ihr Ausgang? Wie ein verschleiertes Gebirge liegt in grauer Vorzeit das Endeloos der Hohenstaufen, erhaben und voll Trauer wie dieses gewaltige halböde Hochgestade am unendlichen Meer.

XXXV.

Volksnatur im Süden.

Wer dem Geäder der Volkswirthschaft nachgeht, wird in Italien nicht viele verschlungene Knoten finden: Arbeit und Verzehr liegen dort auf der Hand. Entzückt sind dagegen Künstler und Dichter. Denn im italienischen Volksleben gibt sich Alles so einfach und offen, so klar und hübsch natürlich. Wohin man blickt, ein malerisches Stück voll Fischer und Segel, voll Straßengewühl und uraltem Gemäuer, und man braucht nicht erst durch die Dächer zu sehen, um sogleich niedliche Novellen aufzupicken. Am vergnüglichsten aber macht seine italienische Reise, wer auch die Natur des Volkes näher beobachtet. Sie wirft ihm täglich neue kleine Räthsel auf, und bei der durchsichtigen feinen Luft, welche die Dinge in Italien umgibt, meint man immer, müsse sich auch rasch der Schlüssel zum Räthsel finden.

Das steigert sich, je weiter es die Halbinsel hinunter geht. Immer kecker werden die Umrisse der Volksnatur,

bis von der Neapolitaner Gränze an sich etwas ganz Fremdartiges hineinmischt. Wer drei Tage, doch was sage ich, wer nur drei Stunden in Süditalien, sieht und fühlt den stärksten Gegensatz zwischen unserm und italienischem Volksleben, zwischen deutschem Anschauen und Auffassen der Dinge und italienischem.

Still, arbeitsam, gemüthlich ist es jenseits der Alpen: hier dagegen ein mächtig breites Volksleben, das unaufhörlich tosend und rollend seine Wellen schlägt. Von früh bis spät sind die Straßen angefüllt von Gruppen und Handtirungen aller Art. Naht die Abendstunde, drängt es Jeden, der noch in den Häusern zu thun hatte, in's Freie. Hin und her schiebt sich das Gewoge. Da wird eifrig gesprochen, Wort und Geberde fliegen aufgeregt hin und her, — gibt es ein Handgemenge? Plötzlich stiebt der Kreis mit Gelächter auseinander, um ein paar Thüren weiter dasselbe Spiel zu wiederholen. Jede paar Schritte steht Einer und ruft aus vollem Halse seine kleine Waare aus. Die Kinder, welche im Straßenstaub sich wälzen, zanken und schreien mit einander. Die Mutter fährt mit Geschrei dazwischen. Alles schreit, als hätte Jeder seinen Schreiteufel im Leibe. Woher das? Will etwa die reine Luft, welche eindringend die Lungen weitet, wieder heraus? Das Reden und Schreien scheint den Leutchen wohl zu thun. Gackern und Krähen des Hühnervolkes, das Gequiek des Borstenviehes, das frei umherläuft, gehören ganz natürlich dazwischen. Oeffentlich ist alles Gewerk. Da hämmern auf der Straße Schlosser und Klempner, da sitzen Meister Schneider und Schuster mit Gesellen, da schwatzt und kichert ein Tisch voll junger Näherinnen. An der einen Ecke sieht man in die Kessel und schmorenden

Bratpfannen, an der andern in die Schreibstube des Advokaten, wo die Parteien, Hut auf dem Kopf, ihre Sachen erörtern. Zahllos glänzen die erhellten Kaffeestuben. Wer einen heilen Rock trägt, geht hinein zu plaudern; wer keinen hat, unterhält sich draußen bei dem bunt geschmückten Gerüste der Verkäufer von Eiswasser. Unwiderstehlich ist bei Vornehmen und Geringen die Sprechlust: der Drang, die Zungen an einander zu wetzen, plaudernd und redend sich an Sinn und Unsinn zu ergötzen. Kleine Wagen rasseln vorüber, sie sind von unten bis oben bethürmt mit Frauen Kindern und Männern, die ihren Bekannten fröhlich zurufen. Hübsch geputzte Mädchen kommen, jeder Bursch spricht sie neckend an und jedem antworten sie mit Witz und Gelächter. Natürlich stehen und gehen Bettler und Mönche überall. Es ist unglaublich, wie viel es ihrer gibt: beide sind immer malerisch, die Bettler durch Zufall, die Mönche durch Ausdenken der verschiedensten Trachten. Edle und gebildete Gesichtszüge zeigen sich auch unter diesen Mönchen, kein Zweifel: die Meisten aber sehen aus, wie fröhliche lebenslustige Handwerker und Kleinbauern in Mönchskutten, sie gehören eben auch zum niedern Volke.

Man merkt bald, daß das gemeine Volk hier Grund- und Hauptmasse ist, daß es nach allen Seiten überwogt, daß es beinahe jede Ader des Volkslebens ausfüllt. Auch der Handwerker und Krämer sitzt noch mitten im gemeinen Volke als Theil und Glied desselben. Die Vornehmen und Gebildeten aber erscheinen nur als glückliche Herren und Gebieter der Masse, gleichwie ihre hohen Steinhäuser vereinzelt stehen über dem Gewirre niedriger Hütten. Auch in ihr häusliches Leben mischt sich das Volk und seine Sitte, seine Lust, Arme und Zunge zu rühren, in viel vertrauterer

Weise, als bei uns. Schwerlich wird es in Süditalien einen Grafen oder Herzog geben, der nicht gern die Mundart seiner Dienstleute spräche, und nicht zu Zeiten das Bedürfniß fühlte, sich mit Behagen nach Art und Sitte der niedern Klassen zu ergehen. War es in den Lustspielen des Terenz und Plautus anders? Wie frei und neckisch treten darin die Sklaven gegen ihre Herren auf, und machen bei den Vätern wie bei den Söhnen die Helfer, die Vertrauten, die verzogenen Lieblinge. Bei den Slaven hat sich der große Volksbrei noch wenig gelichtet und geläutert: hier, bei den Romanen, scheint Alles in denselben zurück zu fallen. Doch nun ein Unterschied von Germanen wie von Slaven: auch öffentlich verkehrt Alles mit Höherstehenden auf einem gewissen Gleichheitsfuße. Da findet sich von dem demüthigen Sinn unserer Arbeiter, von dem innerlich sich gebunden Fühlen unseres Gesindes keine Spur. In Italien will es uns bedünken, hat es niemals Hörige und Leibeigene gegeben: wer nicht zur besitzenden Klasse gehört, scheint nur herunter gekommen. Auch der gemeine Mann fühlt sich in Italien leicht und frei, „er steht", wie der Amerikaner sagt, „in seinen eigenen Schuhen". Um ein Geschäft zu machen, ist er über die Maßen höflich, kriecht und schmeichelt: im selben Augenblick schnellt er wieder empor und dünkt sich als freier und unabhängiger Mensch. An Sorgen wie an Gedanken trägt Jeder leicht Gepäck. Das Volk ist so sehr genügsam, und im Nothfall darbt es lieber, als sich anketten zu lassen.

In den großen Massen des niedern Volkes und in seinem leicht geschürzten Selbst- und Freiheitssinn besteht einer der stärksten Gegensätze zwischen Süditalien und Deutschland. Denn was stellt bei uns sich dar als Kern

und Boden der Nation? Der gebildete Mittelstand ist es. Er füllt unsere Städte, hat seit Jahrhunderten beständig an Bedeutung gewonnen, und zieht in den Kreis der bürgerlichen Sitte und Geschäfte jetzt auch den Bauer auf seinem Hofe, wie den Adel auf seinen Schlössern. Dieser Mittelstand von solider Bildung und gesichertem Wohlstande ist bei uns in religiösen sozialen politischen Dingen hauptsächlich das Bestimmende. Eine Bewegung dagegen, welche in Süditalien von Advokaten Aerzten Gelehrten und kleinen Gutsbesitzern und was man sonst zum Mittelstande rechnen könnte, ausgeht, ist darum noch keine Volksbewegung. Sie kann im ersten Augenblicke gelingen: ob sie aber Dauer und Erfolg hat, das ist jedesmal ein Räthsel. Das hängt davon ab, ob Gefühl und Wille, wie sie in der launenhaften Masse leben, damit übereinstimmt. Die große Politik haben in Sizilien und Neapel noch immer entweder die Parteien in den höchsten Kreisen gemacht, oder die tobenden Volkshaufen. Viel zu schwächlich blieb, was zwischen Beide sich gesetzt hat als eigentlicher Mittelstand. Eine Regierung findet für ihre guten Absichten daher keine ausreichende Hülfe durch die mittleren Klassen, aber bei ihnen auch keine Nergeleien und zähen Hindernisse. Um so rascher theilt sich dagegen ein heilsamer Antrieb, ein glücklicher Eindruck dem ganzen Volke mit. Man muß seine Sprache mit ihm reden, seine Sitte verstehen: dann kommt es mit kindlicher Offenheit, mit rascher Begeisterung Allem entgegen, was nur edel und hochherzig. Es ist entzückt, wo es Schönheit und Verstand sieht, unauslöschlich ist bei ihm der Eindruck des Heldenmuths, und für ächte Herzensgüte ist es niemals unzugänglich geblieben. Noch jetzt wird die erste Gemahlin

Ferdinand II., Königin Marie Christine, deren kurzes frommes Leben Wohlthun war, wie eine Heilige im Volke verehrt.

Wir hatten hier vorzüglich die zahlreichen Städte im Auge. Wie sieht es auf dem Lande aus? Die Antwort liegt offen da: so wenig es in den Städten einen stämmigen wohlhäbigen Bürgerstand, so wenig gibt es auf dem Lande einen tüchtigen Bauernstand. Wir haben in Deutschland noch jetzt ächten Bauernstamm: der freie Acker, welchen der Pflug befährt, gibt seinem Bebauer noch immer in Tracht und Thun ein anderes und härteres Gepräge, als aus Dunst und Enge der Geschäftsstube hervorgeht. Und deutscher Adel, der auf altererbten Gütern sitzt, hat immer noch etwas kräftige Eigenthümlichkeit, die ihn von dem Städter unterscheidet. Das neapolitanische Land ist zwar das einzige in Italien, in welchem der Adel großentheils seine alten Lehngüter behauptet hat: allein — entlegene Gebirgsstriche ausgenommen — gibt es auch dort so wenig eigentlichen Landadel mehr, als kerniges Bauernvolk. Das Land war von Natur durch Gebirg und Meer in kleine Gebiete getheilt, in welchen Sondergeist und städtisches Leben, nicht aber breites gleichförmiges Landvolk sich ansiedelte. Dann dehnte die mächtige Römerstadt allwärts ihr Wesen aus und verzehrte den freien bäuerlichen Gutsbesitzer. Die römischen Herren schlugen Landgüter zusammen, beherrschten Alles, und das Volk bildete sich nach ihnen. Was aber später von germanischer Gewöhnung über den Appennin kam, wurde von der uralten Kultur des Landes wieder überwuchert. Die Sarazenengefahr, der Parteigeist, der unaufhörliche Kleinkrieg im Mittelalter: Alles nöthigte zum Wohnen in ummauerten Orten. So wurde weithin städtische Bildung, städtisches Bedürfniß verbreitet.

Keiner wird behaupten, die Bildung, deren sich das italienische Volk erfreut, sei tief oder umfangreich oder doch mannigfach. Im Gegentheil könnte italienischen Fürsten und Prälaten ein deutscher Schulknabe in der Geographie noch zu rathen aufgeben. Und ein armer deutscher Bursch im Bauernkittel, der mühsam seine Worte erst schürfen und prägen muß, der bei ihrem Vortrage vor lauter Verlegenheit rothen Kopf und unsichere Beine bekommt, weiß doch mehr von Recht und Religion, als so ein malerischer Neapolitaner Fischer, der mit dem schönsten und lebendigsten Anstand in sein Boot einladet, und im Vorüberfahren uns den blühendsten Unsinn von den Dingen am Ufer vorwirbelt. Allein wahr bleibt es doch: das bischen Bildung, das in Italien einmal vorhanden, ist überall im Volke verbreitet, und hat einen gefälligen Anstrich. Wie lebhaft äußert sich, um nur Eins zu nennen, der Schönheitssinn auch bei den untern Klassen! Die Landesnatur allein könnte ihn nicht erzeugen. Die grellen Farben, die ein italienisches Weib in ihren Anzug mischt, würden im Augenblick, wo sie die Alpen hinter sich hätte, widerwärtig; in ihrem hellen Sonnenlande aber erscheinen sie voll Leben und Geschmack. Man höre italienische Volkslieder. Sie haben nichts von der ergreifenden Naturmacht des deutschen Volksliedes, ihr Gehalt ist sogar meist dürftig, noch öfter streifen sie an Zoten: aber sind sie nicht in Melodie und Fügung so leicht und fein gebildet, wie ein hübsches Opernliedchen? Und das Volk hat überall ein Ohr dafür.

Entschieden ist auch der Rechnungs- und Handelsgeist, welcher die ganze Halbinsel erfüllt, von städtischem Charakter. Wie durch amerikanisches Reden beständig Cents und Dollars rollen, so hört man in einem Italienergespräch

immer Zehn und Zwanzig und Hundert klingen. Der letzte Käsemacher auf den Bergen erscheint noch wie ein rechnender Krämer, und der lumpigste Feldarbeiter noch als ein armseliger Städter. Laßt nun einen Volkstheil, der von einfacher roher Arbeit lebt, städtisches Thun und Denken annehmen, und Ihr werdet finden, daß sich bei diesen Leuten, wenn sie Händler werden, auch die Lust zu grober und feiner Betrügerei einstellt. Gleichwohl ist es geradezu thöricht, die Italiener durch die Bank für Spitzbuben zu erklären. Bei einem großen Theile der mittleren Klassen macht der Fremde zwar wiederholt eine traurige Erfahrung. Jene innere Selbstachtung, jenes Gewissen, welches der Deutsche als sein Ehr- und Rechtsgefühl in der Brust trägt, scheint bei ihnen zum winzigen Körnchen verschrumpft. Allein kommt denn der Fremde dem Volke mit achtungsvollem Vertrauen entgegen? Der Italiener ist tief gekränkt, wenn er merkt, daß man ihn für einen Betrüger halte: dann vergilt er es dem Beleidiger durch Feinheit und Ueberlegenheit im Geschäfte. Ohnehin ist er geneigt, zwischen Geschäft und anderem Verkehr eine Gränzlinie zu ziehen. Für jenes gilt ihm der Satz „Augen auf oder den Beutel", und er fühlt eine unwiderstehliche Lust, das Geschäft mit allen Kriegslisten zu betreiben: in anderen Dingen zeigt und fordert er ehrenhaftes Vertrauen, und wer das ihm aufrichtig gewährt, wird sich nicht viel öfter betrogen sehen, als anderswo auch. Nur auf lange Beständigkeit darf er selten rechnen, es sei denn bei Einzelnen aus dem niedern Volke, das noch einen tüchtigen Rest von guter hausbackener Ehrlichkeit bewahrt hat, und zwar Hirten Fischer und armes Landvolk am meisten.

Mehr noch, als durch diesen rastlosen listigen Handels-

geist, fühlt sich der Deutsche durch etwas verletzt, worin ihm der Italiener weit überlegen ist. Das ist das immer fertige, immer kluge Selbstgefühl. Keine europäische Nation hat von diesem Lebenswasser zur Zeit so wenig in ihren Adern, als die deutsche, keine mehr, als die Italiener. Unser nationaler Egoismus bleibt vollends in der Politik die Güte und Schwäche selbst. Der Italiener dagegen ist von Kindesbeinen ein klarer scharfer Egoist. Er berechnet immer, und seine Wünsche sind lebhaft und bestimmt. Im selben Augenblick, wo er sein Ziel erblickt, hat er Mittel und Hindernisse überschlagen, und im selben Augenblicke geht er schon darauf los: kein anderes Gefühl, keine andere Stimme in seinem Innern hält ihn zurück. Diesem so frei und klar sich fühlenden Manne, der mit herrlicher Lust all seine Kräfte spielen läßt, der sich kühn und stolz das Beste gönnt, diesem ewigen Mathematiker gegenüber — welch ein Träumer ist der Deutsche, wie tief steckt er immer in seinen Nebeln von Gefühlen und Bedenken! Freilich hat in die Sache auch ihre sehr dunkle Kehrseite. Weil der Italiener sich über sittliche Ideen so leicht hinwegsetzt, weil er sein herrisches Ich höher achtet, als Recht und Staat, als Religion und Freundschaft, als Heimath und Familie, — ist nun etwa so großer Segen bei seinem Werke? Versplittert er nicht Mark und Feuer in tausend Funken, ohne eine wohlthätige Heerdflamme damit zu nähren? Fängt die niedrige Menschennatur, die Tücke, die gemeine Wuth, die Grausamkeit nicht gleich da an, wo die festen Grundsätze aufhören? Im obern und mittleren Italien hält die Scheu vor der öffentlichen Meinung Ausbrüche der Selbstsucht noch einigermaßen in Schranken: im Süden wird auch dieser Zügel schlaffer. Wo hier nicht innerer Stolz und

Familiensinn an seine Stelle treten, fühlt der Fremde, namentlich in Sizilien, sich öfter zu fragen versucht: streifen wir hier etwa schon in den Orient hinein? Im Orient sind ja durch die nackte kleinliche Selbstsucht Staat und Gesellschaft so zersetzt und zerrieben, daß nur noch Sultansherrschaft möglich, die von Zeit zu Zeit durch Fürstenmord und Aufstände gezügelt wird.

In all diese Charakterzüge spielte bereits mit wesentlichem Einfluß die Landesnatur hinein. Darin wurzelt aber entschieden noch manches Andere.

Bei uns legt die Natur dem Menschen das Verhungern und Erfrieren verzweifelt nahe. Man braucht kräftige Nahrung, man braucht wärmende Kleidung, und Jedermann muß auch Dach und Fach haben, das ihn vor Wind und Wetter schütze. In seinem Hause macht er's sich dann nett und behaglich, und geht draußen etwas vor, öffnet er lieber sein Fenster zum Zusehen, als daß er vor die Hausthür ginge. Weil er nun den größten Theil seines Daseins im Schatten seiner vier Wände verbringt, so speichert er vielleicht in den Tiefen seines Geistes und Gemüthes schöne Schätze auf, aber einlernen mag er sich nur in seinem besondern Amte oder Geschäfte, und soll er hinaus in's öffentliche Leben, wird er gar leicht linkisch und verlegen. Ganz anders gestaltet sich das hier im Süden, wo fast beständig „milde Luft vom blauen Himmel weht", wo das Meer so viele Fische hat, und die Erde bei geringer Anstrengung so viele schmackhafte Früchte bringt. Da lebt es sich leichter, man ist nicht angeschmiedet von früh bis spät an die Arbeitskette. Man treibt bald dies bald das, und lernt Geschick zu Allem. Was bequem zu haben, daran gewöhnt man sich, und gibt es Besseres in Nahrung und Kleidung,

so macht man sich ein Fest daraus und braucht es auf. Bei Tage will das Volk nur Schatten vor der Sonne, und des Nachts nur eine Stelle zum Unterkriechen. Was schadet es, wenn's im Hause dunkel und verworren ist? Nachts ist's ja doch einerlei, und den lieben langen Tag lebt singt handtirt man draußen im hellen Licht der Sonne. Da werden alle Sinne frisch und scharf, der Leib wird flink und behende, die Rede strömt vom Munde, und jeder Genuß, der sich bietet, wird im Fluge ergriffen.

Gerade bei dem Volke Neapels und Siziliens findet sich eine Fähigkeit im vorzüglichen Grade, — nämlich das Blitzschnelle im Auffassen und Handeln. Das deutsche Gemüth muß erst sein schweres dunkles Wogen und Wallen besiegen, dann hält es in Treue fest. Der deutsche Verstand muß erst durch seine angebornen Nebel und Wolken sich hindurchringen, aber indem er sich schärft und anstrengt, dringt eine stählerne Spitze aus ihm hervor, die sich in's Innerste der Dinge einbohrt. Diese Süditaliener dagegen? Zwei Worte, und sie verstehen eine ganze Schlußfolgerung. Ein Funken, und sie sind im Feuer. Statt Tiefe des Geistes haben sie eine helle Lebendigkeit, statt Gemüthes Leidenschaft: rasch entschlossen und rasch gethan — das ist ihr Wesen. Der schnelle Wechsel vieler Empfindungen ist ihr Ersatz für die Dauer einer einzigen starken. Hätten diese Italiener unsern grauen Regenhimmel, unsere lange Dämmerung an Morgen und Abend, ohne Zweifel, sie wären anders geartet. So aber umgibt sie die Natur in wundervoller Klarheit: Gebirge und Meer und Steilküste, Alles hat helle scharfe Umrisse, bestimmte Farbe. Die Lichtfülle, welche mit dem ersten Blitzen der Sonne sich gleich in machtvollem Strom durch ihre Welt

ergießt, dringt auch unwiderstehlich in die inneren Sinne. Die Sprache wird leicht und klar und einfach verständig. Die Gedanken reichen nicht in's Ungewisse und Dunkle, sondern umgreifen Faßbares. Selbst die Frauen sind in ihrem Innern so klar und bestimmt und steinig, wie die Umrisse ihrer Berge. Und gleich wie Abends, wenn eben noch jedes Baumblatt und jedes alte Gemäuer glänzte wie in Licht getränkt, plötzlich Nacht und Dunkel Alles überfällt, so kann sich dieses Volk plötzlich in dunkles Gewoge wildester Leidenschaft, unsinnigster Pläne stürzen.

Hat schon Einer die tollen Sprünge südlicher Phantasie ermessen? Fragt einen Lazzarone, wer sein Schutzheiliger ist? Er hebt sofort von dessen Macht zu reden an, und wie er ihn schildert, sieht er ihn leibhaft vor sich, wie der Heilige blickt, welchen Bart er hat, und wie er sich lächelnd das Kinn streicht. Will der Schutzpatron aber nicht gut thun, will er kein Glück bescheeren, bekommt er Flüche und Hiebe. Diese selbe Phantasie entzündet das heiße Blut mit einem Schlage, wie der Funke das Pulver. Das verführerische Blitzen des Goldes, ein schändendes Wort, Hohn und Untreue in der Liebe, das Lachen des glücklichen Nebenbuhlers, — o das jagt plötzlich Feuer auf die Stirne, das Blut tritt in die Augen, die Hand zuckt nach dem Dolche, — es fällt das Opfer, und fort stürzt der Frevler in bleicher Angst und Reue. Dergleichen, das fühlt Jeder, könnte ihm auch begegnen, und deshalb nennt das Volk die Galeerensträflinge, die wegen Todschlags verurtheilt sind, nur Unglückliche.

Im frischen freien Leben unter Gottes Sonne hat auch die kecke Natürlichkeit ihre Wurzel, welche Deutsche entzückt und Engländern an die Nerven greift. Wer immerfort

in freier Luft und Geselligkeit lebt, wie soll der sich vor den Blicken der Anderen vielen Zwang anthun? Nirgends könnte er seine Scheu und Verschämtheit bergen. Wir, die denkenden und achtungsvollen Menschen, ziehen uns geschämig hinter Wand und Schleier zurück: diese Süditaliener, welche fast immer die große offene Natur anblickt, die Natur ohne Dunst und Wolken, sind wie unschuldige Kinder, die überall ihr Hemdchen sehen lassen, auch wohl etwas mehr.

Sie sind wie die Kinder, diese Süditaliener, aber — und das sei das letzte Stück ihres Gegensatzes zu Allem was germanischer Art und Herkunft — sie bleiben gar leicht Kinder ihr Leben lang. Bei heftigsten Leidenschaften, bei größtem Talent zum Handeln und Plänemachen wird der Italiener aus dem Volke doch selten ein ganzer Mann: Geist und Kraft bleiben ihm noch immer ein paar Spannen zu kurz. Nie gewinnt er die feste schöne Herrschaft über das heiße Ungestüm seines Blutes, nie lernt er sein Leben im Großen ausmünzen. Er „spielt“ nur oder er „macht“ nur den Wirth oder Kaufmann; er geht nicht, wie der Deutsche zu sehr es thut, in seinem gewählten Berufe auf. Ungern wagt er etwas in die Zukunft hinein, das dauernd des Mannes ganze Anstrengung erforderte: nein, sein kleines Ich hält sich noch immer etwas bei Seite. Wenn der Fischer mit seinem Fang vom Meere kommt, wirft er die Fische auf den Sand, und sofort beginnt er, seinen Markt auszurufen, bis die letzte Sardelle verkauft ist. Das ist ein Stück vom Wirthschaften der Süditaliener: sie denken und rechnen bloß für den nächsten Augenblick, und was sie nicht gleich baar in die Hand bekommen, das scheuen sie als unbekannte Größe. Mit argem Unrecht

sind alle Italiener als faul und lässig verschrieen: man sollte nur Handwerker und Bauer arbeiten sehen: vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein arbeiten sie wacker fort und geduldig im Schweiße ihres Angesichts.

Was ist nun die Folge dieses kindlichen Spielens mit diesem Leben, dieses Empfindens nur der Gegenwart, dieses Arbeitens im Kleinen? Wohl erwirbt hie und da Einer große Reichthümer, und dann werden die Söhne gewiß Grafen und Marchesen, allein das Volk in Masse kommt nicht weiter. Wir jenseits der Alpen erscheinen im Vergleich zu dem leichtlebigen, fröhlichen Volke als Arbeitsmenschen, nur springt auch etwas dabei heraus: die Nation gedeiht in Bildung und Wohlstand oder hält sich wenigstens auf ihrer Höhe. Die Italiener könnten jetzt keinen schweren Krieg mehr aushalten, er würde sie mindestens auf lange Zeit zurückwerfen.

Ganz Italien ist jetzt in seinen Tiefen erschüttert, im letzten Gebirgswinkel hat man nachzudenken begonnen über seine Zustände. Wird diese Erschütterung eine heilsame sein? Wird das Volk geläutert und mannhaft aus den ringenden Idealen und Verbrechen dieser Tage hervorgehen? Die Wagschale scheint zu schwanken in fürchterlicher Ungewißheit. Mäßigung und Klugheit, Rathnehmen von der Geschichte und Natur des Landes, und vor Allem mehr Vertrauen auf Gottes ewiges Recht, hochherziges Vertrauen auch auf das Volk selbst und Bethätigung seiner noch frischen Kräfte, die in Städtchen und Gebirgen stocken, — das könnte den Ausschlag geben, könnte vielleicht noch eine schöne Zukunft erringen.

Wer möchte diesem Volke jetzt nicht gescheidte Führer und Regierer wünschen! Wer seine Natur nicht völlig

versteht, kann arge Dinge erfahren: wer es zu behandeln weiß, kann es spielend führen, noch mehr, er kann raschen Erfolges sicher sein. Die Geschichte hat es noch immer bewiesen: gute Aussaat brachte hier reichliche Frucht in kurzer Zeit. Denn gewiß gibt es kein Volk, das lebhafter anstelliger gewandter wäre, als diese Süditaliener. Suche man sie nur auf in ihren Bergen, oder betrachte man nur die Rekruten, welche jetzt die Piemontesen aus allen Winkeln hervorholen, — kein Grieche und kein Perser zeigt mehr Mutterwitz und natürliches Geschick. Wer denkt da noch an unsere derben unbeholfenen Großbauern, die ihr Schwergewicht an Leib und Gemüth so niederdrückt, daß sie sich beständig nach vier Beinen oder vier Rädern unter ihrem Sitze sehnen? Man darf die Süditaliener nicht nach Neapel beurtheilen, so wenig als Deutschland nach den Berlinern, und am Ende sind auch die Neapolitaner, wenn man sie erst näher kennt, ebenso wie die Spreebewohner besser als ihr Ruf. Gewiß aber besitzen die Einwohner gerade in den Halbwildnissen Süditaliens mehr Stolz und Ehrgeiz, mehr harten und unternehmenden Sinn, als irgendwo sonst das Städtevolk Italiens. Was sie an Künstlernatur zu wenig, haben sie um so viel mehr an männlicher Kraft. Des herrlichsten Heldensinns und der größten Aufopferung sind sie fähig.

Allein zwischen den leuchtenden Punkten in der neapolitanischen und sizilischen Geschichte lagen immer wieder Zeiten und oft lange Zeiten des Mißmuths, des Hinsiechens, des kleinlichen Parteihaders. Auf die Erhebung des Heldenmuths folgte gleich wieder Zurücksinken der Kräfte. Und hier ist es, wo die schwierige Kunst dessen, der diese Völker führen will, sich bewähren soll. Er muß sie näm-

lich nicht nur entflammen und begeistern, sondern er muß sie beständig auch beherrschen. Niemals darf er sich ihnen ganz preisgeben, niemals darf er sie sich selbst überlassen, sondern er muß beständig als ein kühler Rechnenmeister mit ihnen verfahren, und immer heimlich eine Hand in ihrem Nacken behalten. Denn Neapolitaner und Sizilianer sind nicht fähig, sich auf die Länge selbst zu leiten. Ihre hellsten und höchsten Ideen werden zu leicht verdunkelt durch rasches Auffieden des Bluts, und dies Aufwallen ist jedesmal so heiß und stürmisch, daß nothwendig lange Abspannung folgen muß. Deshalb haben Ideen und Wünsche nur stoßweise Kraft über sie, und der Verstand erhält niemals eine sichere Herrschaft. Mit diesen angebornen Mängeln verknüpft sich zum größten Unglück noch das andere nationale Erbtheil die Parteisucht. Wir haben gesehen, wie tief sie in Natur und Geschichte des Landes festsitzt. Soll man nun über dem Allen den Muth verlieren? Das wäre das Schlimmste. Ist es denn nicht schon in den letzten dreißig Jahren, so langsam es ging, doch beständig besser geworden? Und liegen in der Neuzeit nicht auch neue Mittel, Volkskräfte zu beleben und zusammen zu fassen?

XXXVI.

Bürgerliche Thätigkeit.

Als die Piemontesen, — denn diese sind doch Kern und Salz der italienischen Regierung, — Unteritalien besetzten, war nichts nöthiger für sie, als rasch das ganze Volk in Bewegung zu bringen, daß es selbst seine Zustände bessere. Der Eifer, die Größe und Wohlthat der neuen Maßregeln hätte das Land fortwährend in Athem erhalten müssen, und es zugleich an die fremde Regierung heranziehen. Wie Straßen und Schulen anzulegen, wie Gewerbe und Handel in Schwung zu setzen, wie der Landbau zu steigern, wie zu dem Allen Mittel zu beschaffen: das mußte in Presse Vereinen und Behörden die Leute unaufhörlich beschäftigen, Alles mußte dafür an die Arbeit gestellt, die Regierung aber mußte überall fühlbar, überall unentbehrlich werden als die Macht, von welcher Antrieb Rath und Vollzug ausging. Das Volk Neapels und Siziliens hat Liebe Leidenschaft und Ehrgeiz für sein schönes Land: jetzt war es in Gluth und Eifer und Hoffnung, jetzt war es

möglich, daß ein Auftreten der neuen Regierung, wie geschildert, der Süditaliener schlimmen Hang zum Trägen und Kleinlichen sammt ihrer unseligen Parteisüchtelei überwunden hätte. Doch Niemand kann aus seiner Haut. Die Piemontesen wollen einmal mit Allem, was wie genial aussieht, Nichts zu thun haben. Sie sind langweilige Bureaukraten, ein Jegliches möchten sie auf dem Papier haben, Nummer eins zwei drei, und Alles bedächtig entscheiden nach Paragraph eins zwei drei. Dabei sind sie immer etwas pfiffig, immer etwas hungrig nach Ehre und Besitz. Solche Leute schwingen sich nicht auf zu hochherzigen Maßregeln, welche die gesammte Volkskraft an die Arbeit rufen. Freilich, wer könnte es leugnen, die Aufgabe war eine ungeheure. Das kleine Piemont sah sich durch etwas Muth Glück und Verbrechen auf einmal im Besitze des großen Süditaliens, dessen Bewohnern der Piemontese unbekannt, und sofort, als sie ihn von sich verschieden sahen, verhaßt war. Nur den Besitz Süditaliens festzuhalten, erforderte keine geringe Anstrengung. Also glaubte man in Turin, es sei genug, wenn man den Städten freie Hand lasse, Schulen zu gründen, an Straßen in's Innere zu denken, und Anlehen aufzunehmen, um ihre Angelegenheiten zu bessern. Schon dies, daß man jetzt wußte, der Regierung sei solche Selbstthätigkeit der Gemeinden nicht mehr zuwider, war ein unschätzbarer Vortheil. Denn es ist der Fluch mißtrauischer Regierungen, daß auch das Gute sich nicht hervorwagt. Im Uebrigen denken die Piemontesen, die Hauptsache sei, sich im Lande militärisch zu behaupten, und deshalb bilden sie mit allen Kräften ihr Heer, und bauen Eisenbahnen, damit sie Soldaten und Polizei rasch befördern.

Die Eisenbahn wird bald an der adriatischen Küste bis Bari gehen, und soll von da quer durch's Land bis Avellino und Salerno geführt werden. Gewiß ist schleunige Vollendung der Hauptbahnen eine unschätzbare Wohlthat: allein sie genügt nicht. Nöthiger noch sind fahrbare Straßen, die überall aus dem Innern des Landes nach den Markt- und Ausfuhrplätzen gehen. Wir sprachen davon, wie Sizilien durch Straßen für die Kultur gleichsam erst aufzubrechen sei. In den meisten Gegenden Neapels steht es nicht viel besser. Sie ersticken im eigenen Fett, und sind doch arm und verwildert. Straßen würden die innern Reichthümer des Landes bloßlegen und flüssig machen. Wenig bekannt ist es, wie reich und mannigfach die innern Hülfsquellen: unglaublich ist es, wie wenig sie eigentlich verwerthet werden.

Wir wollen Einiges aus den neapolitanischen Provinzen berühren.

Die Gebirge stecken an vielen Orten noch voll Metalle. Allein der Bergbau will nicht gedeihen in Händen von Einheimischen. Fremde zeigen noch wenig Lust, Gesellschaften zu stiften, um Bergwerke auszubeuten. Gelder, die sich am Betriebe betheiligen, würden sich auch im Lande finden.

Ein Achtel des Landes ist mit Wald bedeckt. Herrlich steht er in einigen Gegenden, in den meisten ist es eine Schande, wie die Waldung zerstört und vernachlässigt wird. Von drei Zehnteln des ganzen Landes, die jeglichen Anbaues für unfähig gelten, würde mehr als ein Drittel bewaldet sein, lägen sie in Deutschland. Die kahlen Steinhöhen wieder zu bewalden, ist freilich alle Hoffnung ver-

loren: keine Menschenkraft heftet ihnen das Erdreich wieder an, welches niedergeflossen jetzt den Thälern die ungemeine Fruchtbarkeit verschafft. Allein überall zwischen ihren Gipfeln gibt es große und kleine Stellen, wo die Erdkrume tiefer ist und Wasser sich leichter sammelt. Dort verdorrt jetzt auf der kahlen Bergweide sehr frühe das aufsprießende Gras, und der Hirt, der jeden Waldanflug gleich abbrennt, findet nur eine kärgliche Weide. Waldung auf solchen Stellen würde dem Eigenthümer und dem Lande viel besser lohnen. Aber merkwürdig, der Südländer ist einmal kein Forstmann. Es ist, als wäre er von Natur Waldverächter. Hier läßt sich nur durch gute Forstgesetze helfen, die strenge durchgreifen, und durch gelernte Forstmänner, die man von jenseits der Alpen holen muß.

In Viehzucht könnten die neapolitanischen Provinzen Vorzügliches leisten. Kein Land hat prächtigere Rosse, in den Bergthälern gedeiht üppiges Rindvieh, und die apulischen Ebenen ernähren ein paar Millionen Schafe. Dennoch muß es Jedem auffallen, wie gering der Viehstand in einem Lande, das wenig Fabriken, aber ungeheure Strecken hat, die keine Sand- oder Bergwüsten sind und doch nie einen Pflug erblicken. Gäbe es hier Straßen, würde die Ausfuhr von Pferden und Schlachtvieh, zum Beispiel nach Frankreich und Oberitalien, erleichtert, fänden die Viehzüchter also besser ihre Rechnung, so würden sie wohl sorgfältiger auf Vergrößerung Veredlung und Stallfütterung ihrer Heerden bedacht sein. Die Basilicata Molise und die Abruzzen müßten fließen von Milch und Honig. Welche Ladungen feiner Wolle sollte eigentlich die ungeheure apulische Ebene versenden! Allein es ist sehr seltsam, wie gering der Ertrag. Freilich roher und mittelalterlicher

läßt sich auch wohl kein Land abnutzen, als es noch heutzutage mit Apulien geschieht.

Im Landbau ist der Neapolitaner seinem Inselnachbar weit überlegen. Wüst liegt von den beinahe sieben Zehnteln, welche das anbaufähige Land beträgt, kaum ein Zehntel: alles Uebrige ist bebaut, zum Theile trefflich. Dieser große Vorzug, welcher vor Sizilien das Festland auszeichnet, liegt in dem Vortheil einer früheren guten Gesetzgebung. Diese durchbrach schon vor länger als fünfzig Jahren das erstarrte und verrottete Lehnswesen, und bahnte die Zerstückelung der todten Gütermassen an. Jetzt wäre wieder eine Zeit, wo man mit den letzten zähen Resten einer veralteten Gesellschaftsordnung, welche den größeren Aufschwung des Landes noch behindern, aufräumen, — wo man leichter als sonst die Pachtsysteme, welche das Volk auszehren, durch Besseres ersetzen, — wo man durch gute Gesetze, durch Vorschußbanken und Tilgungskassen dem kleinen Landbauer in seiner Schuldenlast aufhelfen und ihn den Händen der Zinsherren und zahllosen Wucherer entreißen könnte. Das höchste Ziel neapolitanischer Staatswirthschaft müßte sein, wieder einen zahlreichen Stand von Freibauern zu gründen und ihnen Mittel zu eröffnen, daß sie sich behaupten und der Früchte ihres Fleißes froh würden.

Vergesse man nicht, in diesen südlichen Provinzen, in der Basilicata, deren Bevölkerung in Bildung Halbafrikaner, und deren buschige Striche einer wüsten unbekannten Gegend gleichen, in Kalabrien, den Abruzzen und in den bergigen Theilen der Prinzipatos stecken noch kernige Menschenkräfte, ein Volk von frischen Sinnen, von Muth und Stärke. Es kommt jetzt Alles darauf an, diese Kräfte

in eine gedeihliche Thätigkeit hinein zu reißen, den alten Schlendrian, den Hang zum lässigen und kleinlichen Arbeiten, die eingewöhnte Stimmung, mit der man am Besserwerden verzweifelt, kurz dies Alles zu durchbrechen, was den Leuten noch wie ein finsterer Bann aus alten Zeiten in den Gliedern liegt.

Zahllos sind die Erwerbszweige, welche in diesen Gegenden noch aufblühen könnten. Es sind solche, die dem warmen Himmelsstrich und schönen Lande angemessen, die nicht schweres unablässiges Mühen fordern, sondern öfter leichte Arbeit, in deren Pausen man ruhen und spielen kann. Wie viele Handelspflanzen, wie viele Arzneien und Färbestoffe gibt es, deren Erzeugung sich ganz dazu eignet. Läßt sich nicht feineres Oel, edlerer Wein, besserer Tabak erzielen? Mit Anbau der Baumwolle sind Versuche gemacht, die sich hoffentlich ausdehnen lassen. In den alten Ländern des Seidenbaues, in der Lombardei und Südfrankreich, will die Seidenraupe nicht mehr spinnen in gewohnter Güte und Menge. Ohne Zweifel liegt es daran, daß ihre Nahrung schlechter geworden, und dies, weil der Maulbeerbaum im Boden nicht mehr genügend die Stoffe findet, die er zum schönen Gedeihen bedarf. Nun gibt es in allen neapolitanischen Provinzen zahllose Plätze auf und zwischen den Berghöhen, wo in der reinen Luft Maulbeerpflanzungen prächtig gedeihen würden, geschützte Lagen, wo sich die feinsten Blätter zur Nahrung der Seidenraupe erzielen ließen, wo man nur etwas Sorge für sie brauchte, damit sie von der Kälte nicht leide. Cocons zu gewinnen, ist ein so leichter und sicherer Erwerb: man sehe sich nur danach um in der Gegend bei Catania und Messina. Dieser

Nahrungszweig könnte schon allein ganzen Landstrichen aufhelfen.

Man hört von Neapolitanern öfter die Klage, daß ihr Land so wenig Fabriken habe, daß sein Geld in's Ausland abfließe, daß es sogar Kleidung und Geschirr von dorther beziehe. Diese Klagen sind zum größten Theil unbillig. Man macht aus furchtsamen Mädchen keine Artilleristen und aus leichtlebigen Neapolitanern keine hartarbeitenden Fabrikleute. Zwar eine Menge Waaren für den täglichen Bedarf ließen sich auch im Lande mit Erfolg herstellen: das beweisen die blühenden Fabriken am Aetna und im Liristhal. Zögern die Einheimischen noch immer damit, muß man fremden Unternehmungsgeist herziehen, daß er sich ansiedele. Beispiele solchen Gelingens sind schon mehrfach vorhanden. Dagegen im Bereiten der Südfrüchte und Handelspflanzen, im Verfertigen von Korallen- und anderer Schmuckarbeit, in gar vielerlei Kunsthandwerk, kurz in Allem, was eine geschickte Hand und kein-hartes einförmiges Arbeiten erfordert, ist bereits eine Industrie vorhanden, die nur der Fürsorge im Großen bedarf, um zehnmal gedeihlicher zu werden.

Das Feld aber, von welchem das Land wieder seine größte Bedeutung holen muß, ist das Meer. Rings an den Küsten ist noch reichlicher Wohlstand aus den Gewässern zu ziehen, in Korallen Thunfisch und Sardellen, doch das ist Sache der kleinen Fischer: der höhere Bürgerstand aber sollte sich wieder im Seehandel bethätigen. Ein großer Theil dieser Klasse ist jetzt in eine Lebensart versunken, deren Müßiggang nur durch kleine Geschäftchen unterbrochen wird. Man lebt in den Städten vom Zins

seiner Ländereien, welchen draußen der Pächter mit blutigem Schweiße erarbeitet. Der kleine Anbauer des Landes erhält für seine Arbeit nicht genug zum Leben, und der kleine Eigenthümer des Landes erwirbt Nichts hinzu: beide kommen niemals einen Schritt weiter, als durch eines Andern Ruin, natürlich kommen sie also häufiger zurück. Das muß zuletzt dem ganzen Lande verderblich werden. Wenn der vornehme Bürger bloß auf seine Renten Landankäufe und Wuchergeschäftchen sieht, darf man sich da wundern, daß Engländer Deutsche und Franzosen herkommen, welche sich des auswärtigen Handels annehmen? Und wer kann von ihnen mehr verlangen, als daß sie den Bedarf von fremden Waaren ein=, und was von Landeserzeugnissen auf den Markt kommt, ausführen? Sie besorgen eben nur das Nothwendige und Sichere, werden dabei wohlhabend, und denken, mit dem Erworbenen in ihre Heimath zurück zu kehren. Nicht aber legen sie sich darauf, das fremde Land ihres Wohnsitzes zum Mittelpunkt von neuen fruchtbaren Unternehmungen zu machen, bei deren Beginn der Kaufmann allemal etwas wagen muß. In Sizilien scheint indessen für fremde Kaufleute die gute Zeit vorüber zu sein; denn seitdem die Beschränkungen fielen, mit welchen das Mißtrauen der Regierung früher den Sizilianern Handel und Wandel einengte, wissen auch sie eigene Schiffe zu befrachten. Ueberhaupt ist in Sizilien der Sinn für den überseeischen Handel rege geworden, und mit Glück und Erfolg. Allein noch längst besteht nicht, wie es sein müßte, ein lebendiger Verkehr italienischer Schiffe mit europäischen und überseeischen Häfen, noch immer sind Malta und Korfu Stapelplätze für Waaren aus und nach Süditalien. Muß das denn immer so bleiben? Aendern sich nicht

die orientalischen Geschicke in einer Weise, daß den Italienern wieder ein größerer Antheil am Welthandel entgegenblüht?

Wie viele altberühmte Städte bilden jetzt in den Sand- und Gebirgswüsten des Orients und Nordafrikas weite Trümmerfelder! Wie viele sind in Staub verfallen, welchen der Wind davonweht! Die Kultur der Araber und Türken in jenen Gegenden war kurz und dürftig: der Völkertod heftete sich an die Fortschritte des Islams. Das haben, wie ich wiederholt bemerkte, Sizilien und Unteritalien am schwersten empfunden. Fast im selben Grade, als die afrikanische Nordküste verdorrte, erlitt dasselbe Schicksal die gegenüberliegende Küste Siziliens, und als der Orient verödete, erlosch auch die rührige Thätigkeit in den Seestädten Apuliens und Kalabriens. Nur diejenigen Küsten von Sizilien und Neapel, die Europas gebildetem Westen zugekehrt sind, blieben vom Handelsverkehr belebt.

In unserer Zeit aber ändern sich die Dinge am Mittelmeer auch in den Ländern, welche der Islam noch besetzt hält. Griechenland hat sich befreit, und liegt im schweren Ringen nach besserer Zukunft. In Algier wirthschaften bereits die Franzosen, wovon der sizilianische Handel sogleich Vortheil hatte. Die Häfen in Aegypten Syrien und Kleinasien werden von europäischen Levantefahrern wieder belebt. Das große Hemmniß ist noch das türkische Reich: wenn es zusammenstürzt, werden sich auf seinem Gebiete die europäischen Ansiedler tausendfach vermehren. Denn anders können einmal jene Länder nicht gesunden, als unter europäischer Zucht und Schule. Dort aber liegt

Unteritaliens Zukunft. Nichts ist nöthiger, als dem Handel mit dem Orient und mit Afrika die größte Sorgfalt zuzuwenden. Durch gescheidte Konsuln muß man ihn anregen und fördern lassen, jede Handelsverbindung pflegen, die Häfen in guten Stand setzen, gute Schifffahrtsschulen anlegen, eifrigen Rhedern besondere Vortheile gewähren, überhaupt durch liberale Grundsätze vorzugsweise den Seehandel begünstigen. Um zum Beispiel nur einen Punkt anzuführen — Brindisi, wo einst die römische Flotte für den Orient stand, hat noch jetzt einen weiten Hafen, der sich durch Austiefen und Vorbau eines Dammes völlig herstellen ließe. Die Schiffe können bei jedem Winde hinein und hinaus, nur bei Ostwind ist das Auslaufen erschwert, jedoch durch die vorliegenden Inselchen geschützt. Hier könnten Levantefahrer, die kostbare Güter geladen, landen und, statt erst nach Marseille zu gehen, ihre Fracht auf der Eisenbahn durch Italien hinauf und über die Alpen schicken.

Italiens europäische Stärke sollte auf dem Meere schwimmen. Neapels und Siziliens Bedeutung beruht einmal entschieden auf der Tüchtigkeit ihrer Flotte: diese Länder sind auf's Meer angewiesen. Jetzt wäre es Zeit, im Kleinen und im Großen Kaiser Friedrichs volkswirthschaftliche Politik zu studiren: nicht wenige seiner Maßregeln würden sich gerade so auch jetzt zur Anwendung empfehlen.

Gedenken wir endlich noch einer Richtung der Volksthätigkeit, in welcher die letzten Jahre entschiedene Fortschritte machten. Seit Offizierstellen nicht mehr Eigenthum einer bevorrechteten Klasse, sondern Aemter sind, die Kenntnisse und vieljährige Uebung nicht minder erfordern, als

der Beruf des Arztes und Juristen, ist der Dienst im Heere und auf der Flotte unter die bürgerliche Thätigkeit zu rechnen. Nun haben zwar die Neapolitaner einen alten bösen Ruf in Kriegssachen. „Steckt sie in blaue oder grüne oder rothe Soldatenjacken, sie laufen Euch davon in der einen wie in der andern!“ Allein man darf doch auf die letzten sechszig Jahre hinweisen, die nur die erste Epoche einer europäischen sozialen und politischen Umwälzung scheinen, und welche, wenn in irgend einem Lande, dann in Unteritalien heiß und blutig durchgekämpft sind. Wie oft haben in dieser Zeit neapolitanische und sizilische Städte wilden Todesmuth gezeigt im Aufstand gegen die Besatzung, wahrhaftes Heldenfeuer gegen Sturm und Belagerung! Und haben sich denn im russischen Feldzug Murats Neapolitaner nicht Achtung verschafft? Allerdings gewöhnt sich der Neapolitaner, der im Einzelkampfe kühn und verwegen, schwer daran, in geschlossener Masse gehorchend zu fechten. Auch wird ihm der erste Anprall fast jedesmal gefährlich, weil seine Phantasie sich plötzlich mit dunkeln Schreckbildern anfüllt. Diese Südländer werden daher den Ruhm deutscher oder französischer Soldaten schwerlich erreichen, immerhin aber können sie eine achtbare Truppe bilden. Es hängt nur davon ab, daß sie in gute Zucht und Schule kommen. Diese haben sie jetzt. Die Piemontesen sind rastlos und schonungslos bei der Arbeit, Rekruten heranzuziehen und einzuüben. Und noch jeder fremde Offizier hat sagen müssen: sie verstünden die Kunst, aus Rekruten in wenigen Monaten Soldaten zu machen. Die Bersaglieri sind die Perle des italienischen Heeres, an Schnellkraft unübertrefflich: unter ihnen dienen viele Neapolitaner. Sie machen anfangs ihren Zucht=

meistern harte Mühe, dann aber zeichnen sie sich aus in jeder Hinsicht. Ueberhaupt was das Heerwesen betrifft, haben die Piemontesen die ungeheure Aufgabe, die sie auf sich genommen, völlig begriffen und zum Theil auch erfüllt: sie bilden ein großes und einheitliches Nationalheer Italiens.

XXXVII.

Bildung und Sitte.

Wenn ich mir das süditalienische Wesen anschaute, kam mir immer wieder ein Gedanke, der jedenfalls ein Körnchen Wahrheit enthält. Wo der Erdboden tief aufgerissen ist, oder Gebirge steil abstürzt, da sieht man häufig, wie die Erd- und Felsarten über einander lagern, immer eine dünnere oder mächtigere Schicht über der andern. So erschien mir auch die Volksgewöhnung in Neapel und Sizilien, als läge darin schichtweise Eigenthümliches über einander, jede Schicht gleichsam als Rücklaß einer der historischen Epochen, die über diese Länder dahin zogen. Je weiter nach Süden hinab, desto schärfer zeichnen sich die einzelnen Bestandtheile. Zuletzt findet man es in Sizilien ganz begreiflich, wenn der Fremde dort besonders geehrt wird, denn die Insel hat von ihrer Bildung und Sitte Stück für Stück aus der Fremde angesiedelt.

Das leichtlebige und gewandte Wesen, das Blitzhelle der Auffassung, die Lust am Reden, der immer rege Handelsgeist, der Neid und Haß der Städte unter einander, —

erinnert dergleichen nicht an die alten Griechen? Ihre Epoche ist freilich von den folgenden am tiefsten niedergedrückt, und zwar am meisten der ideale Sinn sammt der edleren Wißbegier.

Die Römer hinterließen diesen Ländern die traurige Scheidung des Volks in müßige Landherren, denen die wuchernden Pachtunternehmer zur Seite stehen, und arme Arbeiter, die gleich den römischen Sklaven von ihrem sauren Fleiße nur das nackte Leben fristen.

Dann kamen die Byzantiner. Nicht wenig von ihren orientalisch gefärbten Sitten wurzelte ein, und wurde noch verstärkt durch die nicht minder lange sarazenische Einwirkung. Von den häuslichen Sitten werden wir noch sprechen, aber auch außer dem Hause — wie sehr erinnert an den Orient die lebhafte Geberdensprache, der Hang zur Posse und Aufschneiderei, die vielfache Verwilderung des sittlichen Bewußtseins, Neigung zu Lüge und Betrug, Bestechlichkeit der Beamten, Kinderaussetzung in Sizilien! Schmutz Neid Mißtrauen Raubluft sind im Orient recht einheimisch: manches davon findet sich auch in Unteritalien, besonders in Sizilien. Bekommt ein Bube eine schöne Orange, sagt der Vater: „Iß sie für dich allein, gieb den Andern nichts mit." Und wenn die Mutter vor der Tochter ein neues Kleid ausbreitet, vergißt sie nicht zu bemerken: „Du siehst, das ist schöner, als deine Schwestern es haben." Ist nicht auch ein ächt orientalischer Zug jener kleinliche Geiz, welcher das erhaschte Goldstück gleich in Koffer und Kisten verschwinden läßt, statt es fruchtbar zu machen? Sizilien und Neapel scheinen geldarm, und sind doch reich an verstecktem aber todtem Kapital. Im Innern Siziliens kann der Reisende in jedem adligen Hause Speise und

Obdach für sich und sein Thier haben, seinen Wirth sieht er nicht: die Gastfreiheit wird eben nur als orientalische Pflicht geübt.

In dies byzantinische und sarazenische Wesen setzte der Germane die Strenge seiner Familiensitte und die Schärfe seines Ehrgefühls hinein. Beides wirkt am stärksten noch in Sizilien. Von germanischem Familienrecht ist der Vorrang geblieben, welchen der Erstgeborne einnimmt. Ganz wie in England trachtet selbst der Taglöhner, seinem Erstgebornen sein bischen Grundvermögen zuzuwenden. In den Adelsfamilien wurde früher „der Erbe" von Kindheit auf vergöttert, die Geschwister steckte man in's Kloster oder sie erhielten erbärmliche Abfindung. Die Fideikommisse sind aufgehoben, nicht aber die Reste jener Sitte. Das germanische Ehrgefühl aber hat sich im Süden empfindlich zugespitzt. Es klebt an Worten und Zeichen, die Verachtung schmerzt gar nicht, glühend aber das Wort, das sie ausspricht. Wie leicht ist ein Messerstich gegeben: auch der Aermste hat ihn feil. Trifft aber einen Mann aus dem Volke das Messer, so offenbart er schwerlich den Namen seines Mörders; auch in der Beichte nicht, sagt man, denn er fürchte, der Arm der Gerechtigkeit könnte ihm die Rache vorweg nehmen. Auf germanische Rechnung möchte ich auch eine gewisse Schärfe des Gemüthes setzen, die bei diesen Südländern, besonders bei Sizilianern, nicht selten ist und welche sie „salzige Säfte" nennen.

Schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts begann für die Sizilianer die spanische Einwirkung. Die Neapolitaner hatten erst noch die französische Zeit durchzumachen, und unverkennbar ist auch aus dieser Manches hängen geblieben. Ich rechne dahin die beständige Aufmerksamkeit

auf französische Dinge, die Neigung, von dorther anzunehmen, das Knickern bei leichter Laune, das Prahlhänsige, die gefällige Art, womit Jeder seinen Nächsten ausplündert, vor Allem die unerschöpfliche Lust am Plaudern und Ränkespinnen.

Doch wurde der französische Rücklaß hoch überdeckt durch das spanische Wesen, das am tiefsten in Sizilien einwurzelte. Ihm entspricht das anständige, etwas förmliche Benehmen in Verkehr und Rede, die äußere Gesetzlichkeit, die Freude an glanzvollem Auftreten, aber auch der Bettelstolz und die Leidenschaft für's Spiel, die in allen Kolonien der Spanier zu finden. Höfischer Ton durchzieht die höhere Gesellschaft: Kammerherr ist der höchste Titel, und Ordensritterschaft gilt mehr als niederer Adel. Damit verbindet sich ein tief monarchisches Gefühl. Im übrigen Italien stößt man bei Männern, die sich ganz besonnen äußern, leicht auf den Hintergedanken: für das italienische Volk passe am besten ein Bund von Städterepubliken. Was sich dagegen an republikanischen Ideen in Sizilien und Neapel findet, fließt Alles aus fremden Büchern und Zeitungen. In Spanien ist das gerade so. Entschieden spanisch ist auch die Leidenschaft für Wagen und Fahren. Man kann das Volk in zwei große Klassen theilen: der eine Theil trägt Hüte, der andere Zipfelmützen. Wer nun einen Hut hat, meint, der Wagen gehöre nothwendig dazu. Diese Wagensehnsucht wird, je weiter man nach Süden kommt, immer lebhafter, bis sie in Sizilien zur Narrheit wird. Das müßte schon ein rechter Geizhals sein, der, wenn er es irgend könnte, seiner Frau nicht am Morgen nach der Brautnacht den schönsten Wagen zu ihrem eigenen Befehl stellte. Freilich geht dann auch ein

Sprüchwörtlein: „den Wagen zieht der Magen“, der Besitzer hungert für ihn.

All diese Charakterzüge werden von der Neuzeit, welche auf den Eisenbahnen jetzt an beiden Seiten des Appennins heranbrauset, mehr und mehr zersetzt. Schon ist der Fremde, welchen der Italiener sonst nur als reisendes Geldsäckchen ansah, hier und da Vorbild geworden, nach dessen Bildung man sich richtet. Gewiß aber wird noch geraume Zeit die orientalische Gewöhnung der Frauen festsitzen: sie ist mit Natur und Geschichte des Landes zu tief verknüpft.

Wie wird ein Mädchen aus besserem Bürgerstand erzogen? Sie lernt in der Klosterschule Gebete hersagen, nähen und vielleicht etwas lesen, höchst wahrscheinlich aber kein schreiben. Dann kommt sie in's Vaterhaus zurück, und zu ihrer Bildung kommt kein Jota hinzu, als was der angeborne Mutterwitz der Südländerin aus dem täglichen Leben aufpickt. Fragt man sie, worin die Madonna in dieser und jener Kirche eins und verschieden, so zeigt sich die vollständigste Verwirrung. Die Mutter unterdessen trägt nur zwei Dinge im Sinn: wie sie die Tochter streng bewache und wie sie die Tochter rasch verheirathe. Nicht eine Minute läßt sie ihr Kind mit einem Manne allein, und diese Vorsicht übt man so kurios und ängstlich, als wäre jedes Mädchen ein armes Hühnchen, das die Geier fressen wollten. Unter der Hand jedoch spricht die Frau mit einem erfahrenen Manne: sie nennt die Mitgift der Tochter, und er sucht aus anständiger Familie den Bräutigam. Sind Mitgift und anständige Familie beisammen, das heißt, sobald die Alten einig, werden es die Jungen zweifellos und sogleich, und hätten sie einander nie gesehen. Auf so lockerem Grunde beruht die Ehe. Darf man sich

wundern, wenn dies heilige Band hier häufig keines ist? In Sizilien soll die Treue bei Männern selten, in Neapel öfter bei Frauen zu finden sein. Gleichwohl leben die Frauen aus den bessern Ständen eingeschlossen in den Zimmern: es ist, als umfinge sie noch immer eine Scheu, öffentlich ihr Antlitz zu zeigen. In Sizilien kehren sie sogar, wenn sie auf dem Altan sitzen, der Straße den Rücken zu. In's Haus kommen nur die Verwandten und allernächsten Freunde, am öftesten Geistliche, in denen man auch den Beruf des höheren Wissens verehrt. Jede anständige Familie hat ihren Hauptgeistlichen, welcher der Mutter Töchter und jüngeren Söhne Beichtvater ist, — der Mann hat seinen eigenen, — Jener weiß alle Dinge in der Familie, und ist Rathgeber in jeglicher Frage.

Und was thun nun die jungen Männer den Tag über? Ist der Vater Kaufmann oder Advokat oder Arzt, so nimmt oder thut er den Sohn frühzeitig in's Geschäft. Die juristische und medizinische Vorbildung ist jedoch so dürftig, wie die kaufmännische. Denn die öffentlichen Schulen sind tief herabgekommen. Die Lehrer in der Stadt verstehen vielleicht soviel, wie bei uns die Küster auf dem Dorfe. Was Gymnasien und Universitäten leisten, ist kaum Zustutzen. Das Beste muß eigener Witz und Uebung beschaffen. Der Kalabrese Campanella hat vergebens die heiße Schlacht mit dem Aristoteles des Mittelalters gekämpft: in seinem Vaterlande steht noch die dürrste Scholastik eingerostet in allen Schulen. Daher die dicke Wolke von Unwissenheit, welche auch den höheren Bürgerstand umfängt. Es herrscht keineswegs Unlust, sich geistig zu beschäftigen, im Gegentheil stößt man häufig auf rege Wißbegierde: Entsetzen aber erregt das Verlangen, ein Fach

gründlich zu betreiben. Wer die Dinge geistreich leicht und witzig von oben her anfaßt, meint, er habe genug gethan, um des Ruhmes sicher zu sein. Statt hinter Büchern zu sitzen, gilt es für anständig, wenn die jungen Männer Morgens sich gewählt kleiden, nach dem Frühstück in's Kaffeehaus gehen, und nach dem Mittagessen dorthin zurückkehren, und ist Abends kein Besuch im Hause oder kein Theater, suchen sie noch einmal das Kaffeehaus auf. In der That, diesen Italienern müßte statt eines lebhaften Geistes türkische Trägheit angeboren sein, sollten sie bei so viel Müßiggang in erregter Zeit, wie die unsrige ist, sich nicht kopfüber in politisches Treiben stürzen. Hülflos fallen sie in die Netze der geheimen Verschwörungen, und der Gehalt ihrer Bildung ist zu dürftig, als daß sie nicht gläubig sollten wolkenhohen Idealen nachjagen.

Steht es nun so mit dem höheren Bürgerstande, in dessen Reihen sich doch eines Volkes kernigste Bildung findet, so läßt sich leicht denken, wie es in den vornehmsten Kreisen aussieht. Verständniß für Poesie und Kunst, etwas antiquarisches Wissen, leichter und vertraulicher Verkehr, und ungezwungene Natürlichkeit im Umgang, — das hat noch Jeder der höheren Gesellschaft in Neapel nachgerühmt. Allein woher kommt es, daß viele Fremde sie auf die Länge langweilig finden? Es sind doch eine Menge geistreicher und gewandter Männer da, eine Menge reizender Frauen, deren schneeige Blässe wundervoll mit tief dunkelm Haar und Auge harmonirt. Diese Südländerinnen sind so voll Vertrauen und Herzensgüte, so voll Witz Feuer und Muth, und plaudern mit der liebenswürdigsten Freiheit über alle erschaffenen Dinge, — allein, nicht Wenige sind doch eben nur reizende Naturkinder. Sie wollen Spaß und Ver-

gnügen, nicht ernstere Anregung des Geistes. Ihren Eltern schien es genug zu sein, im tiefen häuslichen Schatten im Antlitz der Mädchen den weißen Glanz und in ihren Herzen die Reinheit zu hüten: dann überließ man sie der lockern Welt und sich selbst. Um die Bildung ihrer Brüder und Vettern kümmerte man sich noch weniger. Irgend ein alter Abbate hat sie Verse machen, schreiben und rechnen, und biblische Geschichte gelehrt: mehr schien unnöthig. So ist der Durchschnitt, glänzende Ausnahmen bestätigen die Regel.

Palermo ist hier auszuzeichnen: dort gibt es häufiger feineres Gesellschaftsleben. Der Adel ist in Sizilien gebildeter, als im übrigen Italien; wenigstens trifft man in seinen Kreisen auf viele Männer, die wirkliche Lust an Wissenschaft haben, fremde Länder und Literaturen kennen, gern über Staatskunst, über Geschichte und Anbau Siziliens reden, auch wohl als Schriftsteller sich versuchen. In Messina dagegen gibt der fremde Kaufherr den Ton an, man berechnet Werth und Vornehmheit eines Hauses nach dem Prunk der Pferde und Karossen. Der Messinese ist stolz auf seinen Reichthum, auf seine weltmännische Bildung, dabei unruhigen Sinnes und leicht gereizt. Wie in allen Seestädten, hat der Handel dort einen stämmigen Pöbel gehäuft, der in gedrängten unruhigen Massen den Kaufmannsadel umgibt, gleichwie in Palermo den Geburts- und Güteradel. Anders ist Ton und Sitte in Catania, dem friedlichen Sitze von Kleinhandel und Wissenschaft, der Stadt der Naturforscher und Gelehrten, die zugleich Ausladeplatz einer höchst fruchtbaren Gegend ist, welche von kleinen Eigenthümern schön angebaut wird. Catania ist geliebte Heimath vieler Familien, in deren Häusern sich Bildung und mäßiger Wohlstand vereinigen mit Lebenslust

reicher Phantasie und einer gewissen Art der Anschauung, welche das Große und Herrliche liebt. Das sei, sagen neidisch die Andern, bloß dem Aetna zu danken, der in seiner Prachthoheit in alle Straßen Catanias hineinsieht. Hier würde man auch am ersten etwas von der Geselligkeit finden, wie sie bei uns im höheren Mittelstande Sitte ist. Gediegene Bildung freilich, welche dem Geiste Fülle Kraft und edle Freiheit gibt, wird auch hier spärlich ausgesäet. Und vollends die Provinzstädte des Festlandes — wie sehr gleicht eine der andern! Und der hervorstechende Zug in dieser Aehnlichkeit soll die Leere sein an höherer Bildung und Geselligkeit.

Ich habe hier mit ein paar Grundstrichen dunkle Schattenseiten angedeutet. Dazu denken muß man aber, wie das Licht leise anfängt, hereinzubrechen. Kundige Landsleute, die in den letzten zwanzig Jahren öfter Unteritalien bereiseten, haben mir wiederholt, jedesmal hätten sie Fortschritte bemerkt, das Volk sei früher viel düsterer, unsauberer, geistig roher erschienen. Nun ist das Jahr Achtundvierzig gekommen: seit diesem Jahre gingen viel weniger Mädchen in die Klöster, und kamen viel mehr Bücher und Genfer Erzieherinnen in's Land. Das Jahr Sechszig fuhr vollends in die stehenden dumpfen Wolken mit scharfem Luftzug hinein. Obgleich sich Alles kopfüber in Politik und Grimm und lichterlohe Ideen stürzte, einige Männer gab es doch in jeder größeren Stadt, welche sich fragten: das Leben unsers Volkes, in welchem so viele natürliche Kraft und Geschicklichkeit steckt, warum ist es so ganz verkommen im kleinlichen Wesen? Warum ist sein frischer Baumwuchs so überwuchert von Gestrüppe? Und sie mußten sich sagen: alles Uebels Grund ist der Mangel

an Bildung. Wo am wenigsten Bildung, dort liegen Gewerb und Anbau am tiefsten danieder, dort geschehen am meisten Frevel. Um jeden Preis will man sich nun losringen von der Herrschaft und Schule der Geistlichen, weil man nach anderer und mehr Bildung sich sehnt, als sie zu geben vermögen. Und merkwürdig genug, unter diesen Geistlichen selbst ist eine heftige Bewegung entstanden. Leidenschaftlich studiren und treiben die Jüngeren Philosophie und Politik, schreiben Bücher, und arbeiten in der Zeitungspresse. Nur in Neapel konnte die „Gesellschaft zur Befreiung der italienischen Priesterschaft" entstehen, welche kein Sakrament antasten, die ganze Hierarchie aber zertrümmern will und eine italienische Nationalkirche schaffen. Mit mehr Aussicht auf unmittelbaren Erfolg arbeiten Andere in den Volksschulen. Ihrer werden in allen größeren Städten immer mehr eröffnet, seit zwei Jahren besteht auch eine neue Normalschule. Ich habe einige dieser Anstalten besucht. Es ist unglaublich, wie verwildert die Kinder ankommen, und wie rasch sie auffassen. Was geleistet wurde, schien blutwenig: die Sache hatte noch keinen rechten Trieb, und die bezahlten Lehrer, wenn es nicht jüngere Geistliche waren, zeigten am wenigsten Geschmack an den langen Schulstunden. In den Schulen hingen große Wandkarten Italiens, gemacht zu Turin im vorigen Jahr; darauf ging mit dickem Farbenstrich die italienische Gränze über Innsbruck. Warum nahm man nicht auch gleich München und Augsburg hinzu?

Die beste Anstalt, welche ich sah, war eine Mädchenschule, die nach dem „evangelischen System" des Marchese Cresi gestiftet und hauptsächlich mit deutschen Kräften unterhalten wurde: eine talentvolle junge Deutsche war

die Lehrerin. Die Mädchen mußten gekämmt und gewaschen eintreten, das war der rechte Anfang der Bildung, dann erhielten sie in der Schule eine Vorkleidung und ein Mittagessen, denn sie blieben dort von früh bis zum Spätnachmittag. Geschenke für die Schulkinder, Anregung ihres Ehrgeizes durch öftere Schaustellung der Kenntnisse, später Auszeichnung durch Vortheile mancher Art, insbesondere gute Gehalte für Lehrer und Lehrerinnen, dergleichen Reizmittel müssen die Schulen gefüllt erhalten. Jede neue Schule mehr, die in einem Städtchen Neapels oder Siziliens gegründet wird, ist die größte Wohlthat, die man ihnen bringen könnte. Hier wäre ein schönes Feld segensreicher Thätigkeit für Frauen aus den höchsten Ständen; für die Bürgerfrauen ist der Bann orientalischer Gewöhnung, der sie in Unwissenheit und häuslichen Mauern festhält, noch lange nicht zu durchbrechen. Was besonders Noth thut, sind tüchtige Normalschulen, denn gerade der größte Uebelstand ist der Mangel an guten Lehrkräften.

Dieser Mangel wird auch noch lange auf die Universitäten und andern höheren Bildungsanstalten drücken. Wo wären hier die Männer, welche es vermöchten, die dürre Scholastik hinauszufegen, und frischeres Lebenswasser befruchtend herzuleiten? Einstweilen wäre schon viel gewonnen, wenn die Regierung junge Leute anregen und unterstützen wollte, ihre Studien jenseits der Alpen zu machen. Harte wissenschaftliche Arbeit wird man freilich niemals ansiedeln, das Land ist zu schön und zu heiß dafür. Landsleute, die in Sizilien wohnen, erzählten mir: sie kämen jedesmal aus Deutschland erfrischter zurück, dann erscheine ihnen auch die südliche Natur herrlicher und genußvoller; allein schon nach wenigen Monaten lege sich

leise und unmerklich ein Druck auf die Sinne, daß man nur noch das Nöthige thue. Solcher Einfluß des Klimas ist nicht zu unterschätzen. Allein es entstanden doch in Unteritalien auch ausgezeichnete Geisteswerke. Es gab doch hier auch Zeiten blühender geistiger Thätigkeit. Nicht verschwunden ist die Kraft und Regsamkeit des Geistes: es fehlten nur zu edlerem Schaffen bisher die Anregung, die Mittel, der Lohn, kurz es fehlte die Lebensluft.

XXXVIII.

Capri.

Das blüthenduftige Sorrent zu verlassen, griff an's Herz. Der Abschied wurde noch durch einen traurigen Anblick vergällt. Als wir am letzten Abend von einem Ausflug zurückkehrten, wurden fünf Briganten aus der Stadt geführt, die dumpfe Trommel voran, Soldaten mit glänzendem Kugellauf hinter ihnen. Es waren drei kräftige Männer und zwei Jünglinge, die beiden letzten bleich zum Erbarmen. Sind die Schüsse, welche sie in die Grube werfen, verhallt, steigen ohne Zweifel die Brüder und Vettern schon in die Berge hinauf, um das wilde Werk der Blutrache und des Raublebens fortzusetzen.

So geht das fort, und Land und Volk leiden ebenso schrecklich unter dieser Geißel, wie Frankreich unter dem wilden Bandenkrieg zur Zeit der Jungfrau von Orleans, England als die beiden Rosen einander zerrissen, Deutschland im dreißigjährigen Krieg, das unglückselige Polen in unsern Tagen. Lust am eigensinnig wilden Leben, Wolfs-

hunger nach Raub, italienische Rachgier, Grimm und Grausamkeit des Südländers gesellt sich unter den Briganten zum Parteihaß und zur Anhänglichkeit an das vertriebene Königshaus. Die Szenen, die unaufhörlich im Gebirge vorfallen, sind gräßlich. Da hat sich ein vorgeschobener Soldatenposten in ein Kloster gelegt, die Schildwache steht draußen, Alles scheint ruhig: ein Schuß und die Schildwache fällt — Korporal und Soldaten stürzen hervor — fünf, sechs, zehn Schüsse krachen, ebenso viele Mann liegen, — und ehe die Uebrigen zur Verfolgung der Mörder forteilen, sind diese längst verschwunden in tiefen Schluchten. Wehe aber dem Bergstädtchen, hinter dessen Mauern Briganten sich bergen wollen: es wird gestürmt, die Kugeln knattern durch die Gassen, schreiend flüchten Weiber und Kinder, und dann — ist's gut, daß der Platz keinen Geschichtsschreiber hat. Die Piemontesen werden immer noch einen ansehnlichen Theil Männer erschießen müssen, ehe ihre Herrschaft in Unteritalien feststeht, und vielleicht die Mütter künftiger Rächer dazu. Gegenwärtig wird das Raubwesen hauptsächlich, wie es scheint, dadurch gezügelt daß die Gutsbesitzer, welche doch endlich Ruhe und Frieden wollen, sich selbst wider die Banden waffnen und verbünden. Allein bei jeder Schicksalswendung können Briganten wieder auf allen Bergen stehen.

Wahrlich, unsere Zeit braucht doch in allen Ländern viel Blutmörtel zu ihren neuen Gebäuden, und hier in Neapel ist man noch an den Grundmauern. Die trüben Bilder umwogten mich, wie dunkle Wogen und Sciroccodünste, als ich eines Morgens von Sorrent nach Capri herüber fuhr. Ich zählte die Schiffe, welche durch die berühmte Meeresstraße zogen: es schienen sämmtlich kleine

Küstenfahrer. Ueberaus herrlich aber war von der Tiefe des Bootes der Aufblick in die weite Rundung der erhabenen blauen Bergzüge zwischen Vesuv und Sorrent.

Wer in Capri landet, dem kribbelt's gewiß in den Fingern: gleich möchte man es malen, dies gar zu reizende Strandbild mit Booten Gebüsch und Häusern vor der gewaltigsten Felshöhe. Dann geht es die steilen endlosen sonneglühenden Treppen hinauf. Um uns lärmt und plappert die junge Blüthe von Capri, jedes Mädchen trägt etwas Gepäck, jedes hält die Hand auf, wenn man hinblickt. Ich bekam auf den heißen Felsenstiegen große Sehnsucht nach einem frischen Nordwester, wie er Einen oft durchschüttelt, wenn man die langen Stufen emporsteigt, die vom helgoländer Strande auf die Hochplatte führen. Auch auf Helgoland stellt sich dem Ankömmling gleich ein, ganz besonderes kleines malerisches Inselleben vor Augen, an Gewinnsucht fehlt's dort wahrlich nicht: allein wie nett und tüchtig ist das helgoländer Volk und seine Einrichtung, auf Capri ist Alles heiß und lumpig und afrikanisch. Nur Schade, daß jeder kleine Helgoländer, der oben auf dem Felsrande sitzend mit seinem Stock ein Erdstückchen herunterbricht, sein Vaterland verkleinert, welchem die wilden Nordseestürme ohnehin schon fürchterlich zusetzen: Capri aber schwindet niemals zusammen, es ragt als ewig steinerne Festung aus dem Meere auf.

Deutschen, die zum erstenmal auf eine solche Insel kommen, wird es ganz wundersam zu Muthe, als befänden sie sich auf dem Rücken eines ungeheuren Meerungethüms, das aus unermeßlichen Tiefen aufgetaucht sich vor den Golf gelegt habe, recht zwischen die schimmernden Gestade. In der That ist Capri die unvergeßlichste Insel, die irgendwo

auf der Erde bewohnt wird. Wer träumte sich nicht einmal wieder in die einsame Felsenwildniß von Anacapri, hoch erhaben in reinen Lüften, tief unten der ernste Meeresglanz! Wo erlebte man märchenhaftere Mondnächte, als auf dem Paganodache, zwischen vier Felsbergen mit abenteuerlichen Zacken, auf dem einen die zerfallene Seeräuberburg, ringsum die weißlichen Dächer mit den arabisch niedrigen Kuppeln, am reinen Abendhimmel die stillen Umrisse der schönen Palmen! Einer der edelsten Punkte auf der Erde ist die Tiberiushöhe. Als ich Abends hinauf ging, stand ein Gewitter über Ischia: die Sonne sank in dunkle Wolken, hinter denen jetzt rothe Gluthen hervorbrachen und flammende Streifen über's Meer zogen. Gab ich aber diesen Rückblick auf, so prangten dort unten noch die beiden Golfe in tiefer endloser Bläue, getheilt durch die wunderreiche Sorrento-Salerner Halbinsel, auf der sich Italiens Glück und Schönheit und Trauer gipfelt, ein Kleinitalien, das an seiner Spitze in Capri sein Sizilien hat. O diese edlen Berge in erhabensten Linien, und jede Biegung so milde, so faßlich und anschaulich! In jäher Tiefe fluthet an die farbenreiche eherne Steilküste die blaue Lichtwoge, unermeßlich, endlos in Bewegung. So stand dies gewaltige Gedicht aus Meer und Fels und Bergzügen da vom Beginne der Schöpfung an, dazwischen eingesenkt die himmlische Aetherbläue, und „die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.“

Nun machte mir auch noch etwas Anderes auf Capri große Freude, das war das Fischen. In keinem unserer grün funkelnden Alpenseen sieht man in siebzig bis hundert Fuß Tiefe noch die Fische schwimmen und den schimmernden Sand. Blickt man aber hier im Süden über den Boots-

rand in die lichterfüllte Tiefe, glaubt man mit dem kleinen Kahn wie in Lüften zu schwimmen: denn diese helle Woge scheint nur die etwas dichtere Fortsetzung der Lichtesfluth über uns. Es ist ein stilles unsägliches Vergnügen, im kühlen Felsenschatten sich im Kahn zu wiegen, immer gespannt, ob tief unten ein Fisch am Haken zuckt. Man scheint bloß auf Fisch und Angelschnur zu achten, gleichwohl sind alle Sinne gespannt und geöffnet, die ganze stille Herrlichkeit der Natur in sich aufzunehmen. Wer immer nur spaziren geht, kennt der Natur Lebenstiefen nur wie ein Gemälde von Ansehen. Ich fing übrigens bei Capri höchstens handgroße Fische, jedoch von wundervollstem Farbenspiel, kein Vogel im tropischen Urwald hat vielfältigeren Glanz. Das Angelgeräth der Caprifischer ist dem unsrigen ganz ähnlich, nur viel unvollkommener. Komme ich einmal wieder hin, bringe ich sicher mein eigenes mit.

Natürlich wurde auch die blaue Grotte besucht. Mein Fischer trieb längs des hochgewaltigen Gestades seinen Nachen um eine Felsecke nach der andern. Das Meer stößt und frißt in's Gestein und höhlt zahllose kleine Grotten und Säulchen darin aus. Die blaue Grotte schien mir nicht solche Allherrlichkeit, wie es in den Büchern steht. Wahrscheinlich war der Tag nicht helle und still genug. Immerhin gewährte sie einen höchst seltsamen und prächtigen Anblick. An ihrem dunkeln Ende läßt sich auf vorspringendem Gesteine landen: von hier sehen Fische und Badende, die sich in der blauen Fluth bewegen, wie geisterhaft aus. Als ich mich eben daran ergötzte, schallte und brüllte auf einmal die ganze Höhle meinen Namen. Die sizilischen Reisegefährten, die ich seit Catania nicht wieder gesehen, waren zufällig hereingekommen, erblickten plötzlich meinen

wohlbekannten weißen Schirm im Kahne und brachen in dies wilde Geschrei aus. Ein lustiges Wiedersehen war es hinten im Dunkeln der Grotte.

Es ließ sich dort über rauhem Gestein eine kleine Strecke in den Felsenspalt hineinklettern. Der Sage nach führte hier ein Gang durch den Berg bis zu einem Schlosse des Tiberius, von welchem oben auf der Felshöhe noch Reste zu finden. Graf La Rosée, Erzieher des Kronprinzen von Bayern, erzählte mir, daß er vor sechs und dreißig Jahren über hundert Schritte weit in diesem Gange vorgedrungen, die Laterne in der Hand. Der Weg führte steil aufwärts, bis Schutt und Tropfsteinbildung das Fortschreiten hinderte. Rechts und links waren die Steine von Menschenhand geschichtet. Wahrscheinlich ist der Gang später absichtlich versperrt worden. Denn Graf La Rosée und Fürst Taris zu Regensburg waren mit meinem verewigten Freunde Kopisch die Ersten, welche die blaue Grotte untersuchten. Die Kunde von ihr war auf der Insel niemals ganz verloren, allein die Oeffnung lag entfernt am wüsten Felsen, und das Eindringen war schwierig, deshalb hatte sich Keiner näher darum gekümmert. Da wagte es Kopisch zuerst mit dem Sohne des Gastwirths Pagano, einen Augenblick hinein zu schwimmen. Allein sie konnten nur einen Blick hineinwerfen, um die wundervolle Lichtwirkung zu sehen. Vergebens suchte Kopisch einen neuen Gefährten, der junge Pagano kam von Capri weg, und kein Fischer wollte das Abenteuer bestehen. Ohne einen tüchtigen Schwimmer zur Seite zu haben, schien die Sache aber bedenklich, denn das Innere der Grotte, und ob man immer leicht wieder hinauskäme, war noch unbekannt. Als nun im nächsten Frühjahr die beiden bayerischen Offiziere,

von Platen an Kopisch empfohlen, nach Capri kamen, und Letzterer bei einer Schwimmfahrt merkte, was sie vermöchten, schlug er ihnen die Grottenreise vor. Mit Freuden gingen sie darauf ein, rasch holte man die Ausrüstung zusammen, und fuhr andern Morgens hin. Zuerst wurde ein Waschzuber in die Oeffnung hineingestoßen, darin waren Laternen Fackeln Senkblei Stricke Pantoffeln und Lebensmittel. Hinterher schwammen die drei Deutschen hinein, und Einer nach dem Andern stieß einen Schrei des Entzückens aus. Denn es war ein wundervoller Tag, und die Grotte strahlte im höchsten Glanze. Mehrere Stunden blieben sie darin, bis sie Alles gehörig erkundet hatten. Dieses war die erste vollständige Erforschung der blauen Grotte, bei der es nicht ohne allerlei kleines Unglück abging, und ich habe die Sache erzählt, wie sie sich verhielt, weil Engländer und Andere unsern Landsleuten den Ruhm streitig machen.

Meinen paar schönen Stunden auf Capri machte der afrikanische Gluthwind bald wieder ein Ende. Auf westfälischen Haiden, wenn brauner Heerrauch gespenstisch über ihre Flächen wogt, hat man gerade soviel Aussicht, als bei Scirocco im wunderschönen Golf von Neapel. Ich könnte nicht sagen, daß des Wüstensohnes Anhauch mir das Denken weggeblasen oder vor Hitze mich hätte zerfließen lassen, allein jedesmal brachte er ein sonderbares ängstliches Blutwallen. Und gibt es denn etwas Widerwärtigeres, als dies todte einfärbige Bleigrau von Luft und Meer? Es half Nichts, daß man höhere Stellen der Insel aufsuchte; dort war die Gluth weniger schwül, aber schärfer und brennender. Zu Zeiten blickten von jenseits des Golfes durch den Dunstschleier wie verheißend einzelne helle Punkte. Was waren sie? Sämmtlich altberühmte

Gefängnisse, die Kastelle von Nisita Procida Bivara Ischia und noch andere. Es liegt etwas Beängstigendes darin, daß über diesen lebensvollen Gewässern stets so viele Kerker glänzen. Und standen jetzt etwa ihre Zellen offen? Zehnmal mehr, als früher, preßte man Unglückliche hinein. Der schöne Golf aber, der dicht vor der weiten volkreichen Hauptstadt Schwärme von großen Segelschiffen tragen müßte, war stundenlang so leer, wie ein blanker Teller. Es sind und bleiben unglückselig verworrene Zustände, sie dauern jetzt schon in's vierte Jahr.

Militärische Besetzung — das ist noch immer der einzige ächte Titel, unter welchem die Piemontesen Neapel und Sizilien besitzen. Bekommen sie keinen Krieg von außen, so können die Dinge wer weiß wie lange noch so fortgehen. Mag auch der große Geldbankerott drohen, daran geht keine Regierung zu Grunde, wenn sie ein mächtiges und treues Heer hat. Diese starke Stütze reicht einstweilen den Piemontesen aus, und sie denken warten zu können, bis Eisenbahnen, bessere Gesetze, Volksschulen, größere politische und Handelsfreiheit, und andere Vortheile der italienischen Einheit es bewirken, daß sich die Völker Italiens in die neuen Zustände einleben. Wäre Rom gewonnen, würde Alles leichter gehen. Bekommen die Piemontesen aber früher einen Feind, der an Neapels Küsten landet, so steht es schlimm für sie.

Denn ihre eigentliche Partei im Lande ist gar zu schwach. Sie ist am größten, wo man die Piemontesen noch nicht hat, in Rom und Venedig, am kleinsten in Neapel und Sizilien. Ihren vorzüglichsten Bestand hat diese Partei nicht in der großen Zahl von Aemterjägern, die doch nur ihren Mantel nach dem Winde hängen, son-

dern in vielen Liberalen aus der Mittelklasse, in deren Wünschen noch etwas Maß und in deren Hoffnungen keine grobe Selbstsucht waltet. Hauptsächlich sind es Männer einer, ich will nicht sagen höheren, jedoch allgemeineren Bildung, als sie in Italien Regel ist. Allein darin liegt auch schon, daß diese Partei nicht zahlreich ist, daß gerade sie am wenigsten tobende Volksmassen beherrschen kann. Beinahe alle Andern hat die Regierung gegen sich: die literarische Jugend, welcher die Dinge zu langsam gehen, und die ergrauten Verschwörer, welche in Italien so schaarenweise, — dann die mächtige Geistlichkeit, jedoch viele Vikarien und Kapläne ausgenommen, und fast der ganze Adel, soweit er nicht schon nach Rom oder Paris auswanderte, — endlich die Kleinbürger, deren Geschäfte stocken, sammt dem Landvolk, das empfindlich mehr an Steuern und Rekruten geben muß. Die Republikaner die Garibaldisten und die Anhänger der Bourbons sind sämmtlich so voll Gift und Galle gegen die Piemontesen, daß sie lieber heute als morgen losschlügen. Bei den Uebrigen stößt die Regierung auf unbesiegbares Mißtrauen, auf Widerwillen und Lässigkeit, auf kleinliche Furcht vor allem Möglichen.

Der tiefere Grund dieser ungewöhnlichen Dinge liegt im Nationalhaß, der unausrottbar scheint und gegenseitig ist. Keine Regierung entgeht in einem neuen Lande Fehlern und Mißgriffen: bei den Neapolitanern wirken sie jetzt wie ätzende Säuren. Den Beamten, welche man aus dem mittleren und obern Italien schickte, fehlt es häufig an der nöthigen Bildung, sie kennen ihre Verwaltungsbezirke nicht, suchen sich ein Vermögen zu machen, sind hochmüthig und stoßen überall an. Der Neapolitaner hat auf der Stelle die schwachen und lächerlichen Seiten des

Piemontesen weg. Fuchswild aber macht ihn der Gedanke, daß seine große strahlende Hauptstadt vom fernen kleinen Turin Befehle annehmen soll. Dort scheint man die neapolitanischen Dinge und Menschen noch wenig zu würdigen: oft kommen Entscheidungen von Turin, bei welchen Jedem, der die betreffenden Verhältnisse kennt, die Haare zu Berge stehen. Der Handel liegt völlig darnieder, die Theuerung der Lebensmittel währt fort, die Last der neuen Steuern ist im Wachsen, und die Schuldenmassen des italienischen Königreichs schwellen zu Bergen an, und es ist kein Absehen, wie der Berg wieder in's Sinken kommen soll. Unleugbare Wohlthaten, welche der neue Zustand der Dinge bringt, werden gering geachtet, und alles Ueble, das bei so ungeheurer Umwälzung ganz unvermeidlich, wird der Regierung aufgebürdet. So stachelt und verbittert sich der gegenseitige Haß von Tag zu Tage, und kein Mensch kann sagen, was aus diesen Dingen noch werden soll.

Die Piemontesen selbst fühlen die innere Unwahrheit ihrer Stellung. Statt nationaler Freiheit haben sie Italien eine Abhängigkeit von Paris gebracht, die auch dem Blödesten klar ist, und statt politischer Freiheit brachten sie Süditalien die dumpfen Schrecken der Säbelherrschaft. Ein fürchterliches Schicksal, das mit Trauer und Entsetzen all die zahllosen edlen Herzen erfüllt, so viel ihrer in Italien auflodern in heißer Vaterlandsliebe. Allein läßt es sich abwenden? Ich glaube, unter allen Gescheidten, die in Turin wirklich Einfluß üben, findet man nicht Zehn, die noch Anderes hoffen, als den obern Theil von Italien zu behaupten. Was dann im Süden geschehen soll? Die meisten Sizilianer würden jubeln, wenn sie einen englischen oder spanischen Prinzen zu ihrem Inselkönig bekämen.

In Neapel haben die Murats wenige Anhänger und doch viele Aussichten. In Sizilien aber wie in Neapel hat das vertriebene Königshaus noch treue Anhänger, die um so mehr, im Stillen wieder Boden gewinnen, je unerträglicher und hoffnungsloser die Uebel der Gegenwart. Ihre Zahl würde viel größer sein, fürchtete man nicht, daß mit der Rückkehr der Umgebung des Königs auch alte Grundsätze und Ansprüche wiederkehrten. Oesterreich und Spanien warten, Paris desgleichen, und die Klügsten, welche für die kommenden Dinge ein feines Gefühl haben, die Jesuiten, warten auch. Die Piemontesen unterdessen treiben möglichst viel Steuern ein, jagen die Mönche aus den Klöstern, und üben und verstärken ihr Kriegsheer.

XXXIX.

Golffahrt.

Da ich den Golf noch etwas durchziehen wollte, so fanden sich zwei neue junge Gefährten, ein Leipziger Doktor, tiefgründig an Geist und Gemüth, und ein hannöverscher Architekt, der am liebsten auf See gegangen wäre. Die Bemannung unseres Boots bestand aus vier kräftigen Marinaris: einem ehrenfesten Bürger von Capri mit seinen Söhnen Vinzenz und Raffael, und ihrem Gehülfen, den wir Don Pasquale nannten. Dieser war von Neapel und gehörte zu den schwärzlichen quecksilbernen possenhaften Menschen, wie man sie überall in Unteritalien zerstreut findet, hier ein Häuflein, dort ein Haufen, am dicksten in der Hauptstadt selbst. Offenbar sind es Reste sarazenischer Ansiedlungen, denn ihre afrikanische Natur unterscheidet sie sehr bestimmt. Unser Halbafrikaner machte fortwährend die lustige Person auf dieser Fahrt. Am frischen Morgen flog die Barke unter breiten Segeln an Capris Felswänden hin, die sich zu einer Höhe erheben, wie man sie sonst nur im Hochgebirge sieht.

Ich suchte mit dem Glase die Absätze, an welche wohl Coletta seine Leitern ansetzte, als er den nächtlichen tollkühnen Ueberfall unternahm, welcher im Jahre 1808 den Engländern ihr neapolitanisches Gibraltar entriß.

Nun war es eine höchst vergnügliche Aussicht, in diesem geschichts- und wunderreichen Golfe ein paar Tage umher zu fahren, und zwar in antiker Weise bloß mit Rudern und Segeln, und zu landen und abzustoßen ganz nach Gefallen. Als wir jedoch auf die Meeresbreite zwischen Capri und Ischia kamen, hörte der Wind auf, heiße erschlaffende Luft wehte von drüben her, und trüber Dunst verdunkelte wieder Gestade und Inseln. Aller Schweiß der Ruderer schien vergebens, als könnten sie das Boot nicht mehr vom Flecke bringen. So wurde uns die Fahrt über die weite Bocca ziemlich lang. Endlich machte der Alte am Steuer auf ein Wölkchen aufmerksam, das fern über dem Mittelmeere stand, und prophezeite Wind. Noch eine kleine Weile, und es hatte sich das Wölkchen wie Nebel auseinander gezogen, und ein frischer Luftzug zerstreute die Dünste. Prangend im Sonnenglanz ragten jetzt über den plötzlich lichtblauen Gewässern die vielfältigsten Inselgestade: Capri, das felsige Ungeheuer, links in der Ferne, — Ischia dicht vor uns mit seinem stolzen Epomeo, dem hochgezackten Riesenberg, ihm zu Füßen eine Felsinsel mit Bäumen und ein hochgethürmtes altes Kastell, dazwischen das weiße Städtchen, — rechts schwamm im Meer die Kuppe von Vivara, dahinter die ganze steil abstürzende Länge von Procida, mit der hohen hellen Stadt über den gefurchten Felsmassen, — weiter rechts das misenische Vorgebirg, und noch halb im Nebeldunst die gleiche Felspyramide von Nisita, überall dazwischen schim-

mernde Buchten, — himmelhoch aber darüber geschwungen im ungeheuren Halbkreis die Bergzüge bis zum Vesuv und hochgipflichen Mont Angelo, — Alles, die Gebirge, die hellen und grauen Felsmassen, die Städte, die Gebüsche umflossen und umschimmert von reinster Himmelsbläue.

Zwischen Festung und grünen Stadthügeln fuhren wir in den blanken Hafen von Ischia, und da Bootreisen wenig ermüdet, stiegen wir bald zu den grünen Wäldern des Epomeo hinauf, deren Schattenkühle und Laubduft unendlich erfrischend war nach der heißen Fahrt. Der schönste Wald und Weinberg grünte zwischen Feldern von Asche und Lavageröll. An den Berghängen des Epomeo nährt sich zahlreiches und treffliches Volk. Da es wieder Sonntag, vergnügten sich die jungen Männer mit Steinkugelspiel, und die Alten saßen unter dem grünen Laubvordach der Häuser und machten ihr Spielchen, welches mit unserm Whist manche Aehnlichkeit hatte. Alles sah ungemein friedlich und sonntäglich aus. Keine glücklichere, keine schönere Insel gibt es auf dem ganzen Erdrunde, als Ischia. Um die prächtigen hochgehobenen Schultern des blauen Epomeo fließt ein wogender Mantel von Laub und Blumen, voll entzückender Düfte, voll frischester Farben. Eingestickt zwischen die frischgrünen Haine und Weinfelder glänzen lieblich die Ortschaften und Landhäuser. Und darüber blauet eine Himmelsluft, so rein und tief durchsichtig, so wonnig, daß es nicht zu sagen ist.

Auf den Höhen Ischias, niederschauend auf reichblühende Erdenwonne, dichtete Vittoria Colonna die klang- und schwungvollen Sonnette, die ihre Sehnsucht athmeten nach dem Himmel zugleich und nach dem frühverklärten

Gemahl. Sieben Jahre lang sang sie, eine schluchzende Nachtigall in tiefgezogenen Tönen, und als sie ausgesungen, verhüllte sie ihr Antlitz in dunkle Schleier und begrub die hohe glühende Seele in stille Klostertiefen, harrend der Erlösung.

Je höher wir kamen, desto häufiger wurden die schwarzgefurchten Lavafelder, stattlicher hob der Epomeo sein bräunliches Zackenriff an die Himmelswölbung. Der Berg ist nur fünfzehnhundert Fuß hoch und hat ein Ansehen für zehntausend, weil er so stolz gewaltig aus dem Meeresspiegel aufragt. Die Aussicht nach dem offenen Meer hin war leider dunstig, dagegen zeigten sich die Felsenküsten am Golfe klar auf glattem Seespiegel in Höhen und Tiefen. Drüben stand in prachtvoller Bläue prangend der hohe Vesuv. Allmählig hängten sich Wolken an seine wie an des Epomeo Gipfel, und bald bildete sich von einem Berg zum andern eine Wolkenstraße dicht über dem Golf, als hätten die beiden Herren, der ruhende Vulkan und der speiende, einander noch viel zu sagen.

Der nächste Morgen erfüllte wieder Himmel Meer und Erde mit tief blauem Glanz. Wir stiegen den Festungsberg hinauf, der wie an einer Brückenkette vor dem Hafen von Ischia liegt. Es ist ein ungeheurer Felskegel, durchhöhlt und von unten bis oben bedeckt mit Grotten und Häusern Thürmen und Basteien. Von der Spitze breitet sich eine Rundsicht, die ganz unbeschreiblich schön. Das Liebliche und Rosige, das Feine und Zierliche lächelt hier überall zwischen erhabener Prachtmajestät. Hellweißer Schiffsstrand, hübsche Häuser im grünen Gebüsch, braune Felsen und bläulich darüber Bergeshoheit: wo gäbe es ein schöneres Küstenbild, als dieses von Ischia? Einen hellen

Augenpunkt bildet das königliche Schloß. Kein König und kein Kaiser hat so viele herrlichste Lustschlösser dicht bei seiner Hauptstadt, als wer Neapel besitzt. Rosina, Portici, Castellamare, Sorrent, Ischia: man kann wechseln nach jeder Jahreszeit. Nur die Bai von Rio Janeiro könnte Aehnliches bieten, wenn sie mehr Geschichte hätte.

Seltsam malerisch stellt sich auch die Festung von Ischia selbst dar, wenn man vom Gipfel auf ihre vielfältigen Zinnen Gärtchen Schlösser und Kirchenkuppen hinabschaut. Keineswegs einladend war dagegen der Einblick in die Höfe und Felsengemächer, denn Alles war vollgepfropft mit politischen Gefangenen. Der alte Invalide, der uns umherführte, seufzte: „Alle Alle bloß Verdächtige!“ Viele hatten ein trauriges und angsthaftes, Einige ein recht räuberisches Aussehen. Die am meisten Verhaßten steckten in den innern Felsenkammern, und vor deren Eingang war eine Wachtstube voll Soldaten. Der Invalide wollte uns durchführen, ein Unteroffizier vertrat ihm barsch den Weg. Auf unsers Führers Rede, der Kommandant habe erlaubt, uns Alles zu zeigen, hieß es: das gelte Nichts, ohne schriftlichen Befehl des Delegaten der Provinz komme Keiner hier herein. Im Vorübergehen schien es mir, als machten uns Gefangene mit Augen und Mienen allerlei Winke. Ohne Zweifel kam öfter Einer hier durch, der diese Zeichen verstand und weiter förderte. Nach so ungeheurem Umsturz spielt natürlich noch lange der geheime und offene Krieg gegen die Bewältiger.

Wann werden sich diese Zustände ändern? Und wie wird endlich ein Ende sein? Allein das ist eben das Fürchterliche, daß kein Mensch in Italien das zu sagen weiß. Man lebt in dunkle Zukunft hinein. Jeder ahnt

es, ein Königreich zusammengerafft, wie das italienische, könne nicht Bestand haben. Im Losbrechen der Uebermacht, die Alles niederwälzt, kann etwas Naturgewaltiges liegen: doch niemals entschied eines ganzen Volkes Schicksal die bloße Kunst des Macchiavelli. Macchiavelli aber hat jetzt endlich in seinen Italienern große und glückliche Schüler gefunden. So ist es: und doch, wer könnte leugnen, daß die Bestechung, der Verrath, die schmählich erkaufte fremde Hülfe, das Vorschicken eines Abenteurers, der plötzliche Ueberfall des Schwächeren nur deshalb Erfolg hatte, — wer könnte verkennen, daß die große Kette glücklicher Verschwörungen, welche dies italienische Königreich zusammenfügte, nur deshalb nicht wieder auseinander fiel, weil das Ziel zugleich die ganze Sehnsucht der Nation umfaßte? Denn in fast jedes Italieners Brust arbeitet jetzt das heftige Verlangen nach politischer Freiheit, nach neuer Größe seines Volkes. Diese Gedanken haben Alles bewältigend, Alles benützend sich Bahn gebrochen, haben das Vorgehen der Piemontesen befeuert, haben zahllose edle Italiener zu deren Dienst gezwungen, und das nächste Geschlecht wird vollends nur ihnen gehören. Allein — werden die Italiener jemals das römische Räthsel gründlich lösen? Werden sie jemals Oesterreich und Frankreich zugleich zurückschlagen? Läßt sich jemals das süditalienische Reich in das einheitliche Italien einschmelzen? Mehr noch, können die Italiener wirklich ihre eigene Natur umwandeln, — diesen Volkscharakter, der für's Kleine so licht und logisch und immer fertig ist, und für's Große nur eine künstlerische und ideale Anschauung hat? Würde nicht der republikanische Trieb, der in den Menschen und Städten und Landschaften Italiens einmal eingewurzelt ist, sofort

unwiderstehlich hervorbrechen, sobald äußerlich die Einheit vollendet wäre? Klüger wäre es, damit anzufangen, was doch wohl die einzige Gestaltung der Dinge sein wird, in welcher sich das nationale Streben mit der realen Natur des Landes und Volkes einigen kann, nämlich mit dem italienischen Bundesstaat.

Doch nun genug dieser Gedanken, die mich um so mehr bedrängten, je näher mir die Reiselinie wieder vorschwebte, die mich Italien hinauf und fort über die Alpen führen sollte. Unsere Barke hatte sich auf die andere Seite des Forts gelegt, wir sprangen hinein, die Segel wurden aufgezogen, und mit frischem Winde ging es über die blinkenden Felsen, die noch lange in der klargrünen Tiefe sich abzeichneten. Die Luft blieb hell, der Wind stätig, und unsere Schiffer sangen all ihre Liebes- und Garibaldiliedchen. Wir umschifften die Berginsel Vivara, und strichen am grün belebten Ufer von Procida hin, bis wir in ein Gewimmel von Barken eintraten und vor der Stadt anlegten.

Diese hat ein fremdartiges Ansehen, an den hellweißen Häusern sind lange Reihen von großen Nischen. Procida ist wieder eine kleine Welt für sich: jede dieser Golfinseln hat ihr Besonderes und Eigenthümliches, wie eine Schweizerstadt. Wie einförmig sind dagegen die Antillen, eine wie die andere nur ein platter grüner Fleck im Meere! Ich ließ mich von unsern Schiffern zu der Frau führen, von welcher sie ihre Poils kauften. Jeder Angler kennt diese höchst zähen Fäden, die im Wasser durchsichtig. Nun sah ich endlich ihre Bereitung. Sie bestehen aus ungebornem Seidenstoff, den man der Raupe, wenn sie ihr Cocon

machen will, vorsichtig aus dem Leibe windet. Jede Raupe gibt nur einen Faden, der zum Trocknen zwischen Reisig gespannt wird. Für ein paar Gulden bekam ich eine gute Handvoll, und es gab einen Hauptspaß, dem Handel zuzusehen. Die Verkäuferin war eine alte malerische Hexe, unser Don Pasquale machte füt mich den Händler: die beiden spaßigen quecksilbernen Figuren sprangen hin und her, und zappelten und schrien und schnitten Grimassen, bis der Handel fertig und Beide vergnügt waren, daß sie sich mal wieder ausgereckt hatten. Dann ging's zur Bergstadt empor, und versteckte altersmorsche Treppen hinauf bis zu einem Dache, welches die höchste Aussicht hatte. Ein Soldat, der uns führte, brach ohne Weiteres oben die Thür dazu auf. Selten scheint Jemand hierher zu kommen, es ist aber eine wunderbare Aussicht: nirgendwo umfaßt sie so den ganzen Golf. Man ist so recht in der Mitte all dieser Felsgestade, die ringsum schwimmen und starren und gipfeln über der spiegelnden Meerfluth.

Von Procida fuhren wir zum Kap Miseno. Das ist das schönste Modell eines Vorgebirgs, ein riesiger Felsendom, der in Prachtgestalt den Stürmen trotzt. Von Kirschen und anderm köstlichen Obste, das in Procida wie ausgeschüttet lag, hatten wir eine kleine Ladung mitgenommen, und während wir uns daran zu Gute thaten, lachten und riefen uns die Leute zu, die auf volksbedeckten Marktschiffen vorüber zogen. Wir fuhren rings um die Steilhöhe des Vorgebirges, und sahen auch eine ungeheure Grotte, welche dicht über der Fluth hineingebrochen war. Welche Massen von Menschenkräften schaarte einst auf dieser Stätte der Kommandoruf, Römer Griechen Spanier Numidier, eine tosende buntfarbige Matrosen- und Soldatenwelt!

Wie oft erflehte auf der luftigen Kaphöhe der römische Admiral Heil und Sieg und glückliche Rückkehr! Das Bischen Holz und Eisen und Hanftau, aus welchem die römischen Galeeren bestanden, schwer mochte es die brausenden Stürme bestehen. Mit stolzen Segeln zogen von hier die länderbezwingenden Flotten in's Mittelmeer: wenn aber der Himmel sich verfinsterte und die Brandung haushoch an die felsigen Küsten donnerte, dann vermochten sie es nicht, das hohe Meer zu gewinnen, und zersplitterten zu Hunderten. Jetzt ist Alles still am misenischen Kap. Wo die Natur den Römern ein rundes Becken geformt hatte, daß sie dort ihren größten Kriegshafen anlegten, da zeigten sich jetzt nur ein paar ärmliche Fischerboote am Strande, und braunes Segeltuch darüber zum Schutze vor der Sonne. Steinige glühende Oede und todte Gewässer — nichts Anderes sieht man mehr, und doch müßte Jedem, auch wenn er Nichts von Geschichte wüßte, die nackte Stätte den Eindruck machen, als sei hier ein großes Völkerleben zergangen: denn kein Steinchen und kein Erdkrümchen sieht noch aus wie unverbraucht.

Die ansehnliche Höhe des Kaps ist mühselig zu ersteigen, doch war der Weg wenigstens schattig. Er wand sich empor in einem tiefen Rinnsal des Sturzregens, das jetzt trocken war und überhängt von Kraut und Stauden. Die Luft stockte fast in Honiggerüchen, die unzählige gelbe Blüthen ausstreuten. Endlich kamen wir oben in's Freie, — nun, dies Kap übertrifft Capri Ischia und Procida, diese höchst herrliche Aussicht steht der Camaldolenser völlig gleich, sie ist weniger lebhaft, aber noch erhabener. Zahllose schimmernde Golfe, umzackt und umragt von Gesteinketten und Bergzügen, hochgipfliche lachende Inseln, an

beiden Enden des Golfes zwei Prachtberge, dort die edle Kegelform des Vesuvs, an dessen reinen Linien der Lichtglanz des südlichen Himmels niederfließt, hier der alpenhäuptige Epomeo, der wie mit nordischem Trotz seine gewaltige Schönheit in die Aetherbläue emporhebt. Und sinkt das Auge wieder nieder, so irrt es umher zwischen den Inseln auf den Straßen zum offnen Meer, über Procidas häuserbedecktem Grünanger hin die italienische Küste hinauf, und wieder zurück um die Vorgebirge in die innern Buchten. Alles ist hier golfig: aus dem großen Golf des Mittelmeers geht es in den Golf von Neapel, aus diesem in den Golf von Bajä, aus diesem in den Golf von Miseno, und hinter diesem, um es ganz vollständig zu machen, zeigt sich noch ein kleiner Landsee, getrennt bloß durch schmale niedrige Landenge. Nicht zu sagen und nicht zu schildern sind die Herrlichkeiten des misenischen Kaps, an dessen Fuße auch ein paar unansehnliche Hütten liegen und darin eine Fülle guten kühlen Weins.

Nun könnte ich noch viel erzählen von all den Seltsamkeiten der Umgegend, — von den Piscinen, einem Prachtdom mit vielen Pfeilern, der tief im Felsgrund ausgeweitet wurde, blos um kühles Wasser und fette Fische darin zu hegen, — von den räthselhaften hundert Kammern in der Nähe, die vielleicht Sklavengefängnisse, vielleicht auch nur Fischbehälter waren, — von Bajäs armseligen Trümmern, wo Frau Venus einst Tag und Nacht und Jahrhunderte lang die Menschenkinder sich zu Tode schwelgen ließ, und wo jetzt auf einsamem Fort die Soldaten trommeln, — von dem Averner Lukriner und Fusaro-See, deren braunen Rand ein Hauch afrikanischer Wüste umwittert, in der feuchten Tiefe aber gibt es noch immer

die schönsten Austern, — von den zahllosen Grotten im Innern des Berges der kumäischen Sibylle, in dessen Irrgängen die Ostgothen ihre Goldschätze hüteten, — von den Bädern des Nero und dem lehrreichen Serapistempel, in denen man noch in den antiken Badekammern dasselbe heiße Wasser benützt, — von der Solfatara, aus deren gelbem Krater zischend die heißen Schwefeldämpfe hervorbrechen, während im Randgebüsch die Nachtigall flötet. Dieses und noch viel Anderes, was höchst merkwürdig und seltsam, findet sich in der Umgegend des misenischen Kaps. Allein man ermüdet, es aufzusuchen, weil Alles, was noch da ist, doch gar zu dürftig und elend ist gegen Das, was war. Es blieben nur ein paar abgerissene und zerstreute Coulissenstücke zurück von einer grauenvoll zerstörten Weltbühne, wie die Geschichte keine zweite wieder gesehen. Wenn Mac Aulays berühmter Neuseeländer einst wirklich auf dem letzten Pfeiler der Londonbrücke sitzen und die Trümmer der Zweimillionenstadt überschauen sollte, so wäre das ungefähr ein Plätzchen, wo er sich Betrachtungen hingeben könnte, wie sie die kleine Halbinselspitze erweckt, welche der Sorrentiner gegenüber den Golf von Neapel einfaßt.

Denn hier, wo schon im grauen Alterthum Kumä und später Puteoli als reiche Stätten des Welthandels blüheten, wo die üppige Pracht und Wonne der Natur und ihre warmen Heilquellen zahllose Besucher anlockten, wo die Weltherrscherin Rom ihre Tausenden von beutefrohen Seesoldaten häufte, — hier verzehrte an glanzvoller Ta[illegible] die antike Welt das Erbe der Vorfahren. Die römische Kaiserzeit hatte die Schätze, die Kunstwerke, die Sänger und Flötenspieler, die schönsten Weiber und Knaben aus allen Ländern des Mittelmeers hier zusammengeschleppt, und hier

schwelgte man darin und entnervte man sich, bis alles Gut vergeudet und das Mark aus den Knochen war. Seit der kundige Meister Lukullus diese Gegend für die wonnigste erklärt hatte, wäre jeder römische Modenarr unglücklich gewesen, hätte er von seinem Landgute nicht das misenische Berghaupt sehen können. Da mußte er Scipio den Afrikaner und den Großredner Cicero nachahmen, die hier aus den unsterblichen Griechen die Geistesblüthen fleißig ausschnitten, um damit die römische derbe Nacktheit etwas aufzuschmücken. Rings um den Golf von Bajä stand Lusthaus an Lusthaus, und als am Ufer kein Platz mehr war, baute man sie weit in's Wasser hinein. Jeden schönen Abend gaukelten zahllose Gondeln voll singender und jubelnder Menschen auf dem Lukriner See, die Zecher und die Mädchen rissen sich im Taumel der Lust die Blumenkränze aus dem Haar, und andern Morgens sah der See aus, als hätte es Rosenblätter geschneit. Auf seinem misenischen Landgut wurde Tiber, als der alte Grimmige noch immer nicht sterben wollte, mit Kissen und Kleidern überdeckt, bis er völlig erstickt war. Mitten über den Golf von Bajä fuhr im Viergespann der tolle Caligula, umjauchzt vom strahlenden Gefolge. Denn er hatte meilenlang eine Schiffsbrücke durch die Bucht gezogen, und nachdem er von der Rednerbühne auf ihrer Mitte gesprochen und geprunkt hatte, wurde die ganze Nacht auf dem Meere gezecht. So lang die Brücke war, stand Tafel an Tafel gedeckt, und wie dieser Weg im Meer von tausend und tausend Lichtern, strahlten rings die Golfufer von festlichen Flammen. Am Morgen schwammen dort die Leichen Derer, die Trunk oder Frevel in's Meer gestürzt. Auch war es am selben Golf, wo der genialste Teufel unter den Cäsaren

seine geliebte Mutter empfing. Die lust- und herrschsüchtige Fürstin hatte ihm arg zu schaffen gemacht, nun endlich feierte Nero mit ihr in Jubel und Freude ein kaiserliches Versöhnungsfest. Als sie Nachts über den Golf zurück fuhr, ging ihr goldstrahlendes Schiff, das Geschenk des liebevollen Sohns, auf einmal auseinander, ganz stille sollte sie in die Fluthen versinken. Agrippina aber, durch Geist und Kühnheit so berühmt, wie durch unverwüstliche Schönheit, rettete sich durch Schwimmen, und kam glücklich auf ihrem Landgute am Lukriner See an. Da aber erreichten sie Neros Henker und erschlugen sie, und rissen ihr alle Kleider ab, und dann wäre, so flüsterte man sich lachend zu, der kaiserliche Sohn gekommen und hätte seine Augen geweidet an den schönen Formen des todten Mutterleibes.

Diese Römer der Kaiserzeit bewiesen doch schon einige Anlagen, um in der Hölle Professoren zu werden. Stromweise kommen auf diesem Erdfleck gräuliche Erinnerungen, doch sieh — auf dem wüsten Meere landet ein Schiff bei Puteoli, ein günstiger Südwind hat es in zwei Tagen von Siziliens Meerenge hergetrieben. In der großen Handelsstadt gibt es bereits Christenbrüder, und da sie hören, welcher hochtheure Mann auf dem Schiffe sei, eilen sie an Bord und lassen nicht ab mit Bitten, bis er sieben Tage bei ihnen bleibt, umgeben von ehrfürchtiger liebevoller Pflege. Dieser Mann war Paulus, der Gewaltigste unter den Aposteln, die damals im weiten Römerreich rüstig arbeiteten, um ein Reich zu gründen, dessen geistiger Gehalt höhere Beseligung gewährte, als alle Lust und Macht der Welt. In diesem Reiche wurde ein anderes Gesetz verkündet, als herzlose Ausbeutung von vielen Tausenden durch einige stolze Schwelger. In Puteoli, der großen Werkstätte

für die Mittel ungeheurer Ueppigkeit, wie erschütternd mochte dort Paulus, der mit durchdringendem Tiefblick seiner Zeit in Herz und Nieren sah, von den Gerichten predigen, die über die Römerwelt hereinbrechen sollten! Schrecklich war ihr Wüthen. Als die ersten Griechen an diesen abenteuerlichen Küsten landeten, als sie mit scheuem Staunen gewahrten, wie viele Seen Grotten und Höhlen hier gähnten, wie oft heiße Dämpfe brausend aus der Erde brachen, wie der schwefelige Boden dumpf unter den Füßen dröhnte und wankte, — da dachten sich die kindlichen Menschen, hier irgendwo müsse der Eingang sein in die Unterwelt. Kämen sie jetzt wieder, so würde sie diese Gegend vollends mit einem Hauch des Todes und der Schattenwelt empfangen. Eine grauenvolle Oede, eine schreckliche Stille umfängt die Stätten, wo sich einst die wilden Schlachtgesänge mischten unter das Jubeln und Kreischen der Lust. Die Golfe und Seen sind einsam, die Uferhöhen braune Wüste, ohne Frische, ohne Schattenkühle: stickige Dünste athmet der Boden. Der Tod, der Feind der lachenden Geschlechter, hat sich hier gesättigt und verweilt noch mit Wohlgefallen. Nur zuweilen stößt man, wie auf ein verlorenes Juwel aus zerrissener Krone, noch auf ein Stückchen Zaubergarten, wo Laub und Pflanzen sich in glanzvoller Ueppigkeit drängen. Da schwimmt es in der Luft, wie ein weiches wohllüstiges Hauchen, wie entnervende Ahnung unsäglicher irdischer Wonnen. Wahrlich, über dieser Gegend webt noch immer ein unheimlicher Zauber.

Es war schon später Abend geworden, als wir endlich an den halbversunkenen alten Hafenpfeilern Puzzuolis vorbei in's Meer stießen. Wie im Fluge schnitten wir unter vollen Segeln durch den Golf bis Nisita: das Schiffchen

glich einer Möwe, die mit weißen Flügeln zwischen Mondesglanz und dunkeln Fluthen hinstreicht. Als wir aber an den Felsberg kamen, auf dessen Höhe das hellweiße Kastell von Nisita glänzte, hatten wir so rasch, wie man eine Mütze umkehrt, den heftigsten Seitenwind in unsern Segeln. Ich dachte mir, ob unsere Schiffer die Barke wohl herumbrächten um die bleiche nackte Felshöhe? Schwer arbeitend hielten wir uns jedoch immer noch ein paar Bootlängen von ihr ab, und auch auf der andern Seite fleckte es mit den Rudern noch eine gute Strecke. Wir traten in eine Straße zwischen Ufer und dunkeln schroffen Felsinseln: dort waren Fischer, die aus den Booten Fackeln über's Wasser hielten und nach Fischen stachen. Das unaufhörliche Klatschen der Wogen, das Heulen des Windes in den Felslöchern, das Schreien der Leute, das Ineinanderspielen von Fackeln und Mondlicht machte eine zauberhafte Wirkung. Bald aber verstärkte sich der Wind, mit schrecklichem Toben prasselten die Wellen an's Gestade, und rissen unsere Barke hin und her wie eine Nußschale. Es sah genau so aus, als müßten wir jeden nächsten Augenblick zerschellen. So viel man im unsichern Mondschein und Wellendunst sehen konnte, gab es hier nur aufstarrendes Felsgestade, und unsere Caprifischer wußten nirgends Bescheid, wo man landen könne. Don Pasquale wollte ein paarmal ein Angstgeschrei erheben, der Alte am Steuer zwang ihn nieder zur Stille und Arbeit. Uns aber ermunterte er fort und fort, wir sollten wieder anfangen zu singen. Es schien, als wenn unser Gesang den Schiffern die Angst vertriebe. Oefter aber, ich weiß nicht, kam's vom ähnlichen Gefühl oder vom Wellenguß in's Gesicht, blieben die Töne in der Kehle stecken. So arbeiteten wir

bis tief in die Nacht mit Rudern und Singen, und konnten nicht vorwärts kommen. Als wir um die Ecke schaukelten, wo das ungeheure Ruinenschloß, welches im Volke der Königin Johanna Pallast heißt, gespenstisch in die Fluthen starrt, wurde die Szene grauenhaft schön. Die schreckliche Sage geht, hier habe eine buhlerische Königin Johanna gehauset, und wenn sie eines fröhlichen Ritters satt gewesen, sei das arme Lustopfer plötzlich durch eine Fallthür in's tiefe Meer gestürzt. Wenn's auch nicht wahr ist, in solcher Sturmesnacht glaubt man an jedes Geheul, das aus den Lüften schallt, und an jede gräuliche Lüsternheit, die dämonisch aus Erdtiefen empor steigt. Mindestens flog Jedem auf unsern paar Brettchen, die seufzend und und krachend eben noch zusammen hielten, eine dunkle Vorstellung durch's Hirn, wie es etwa sein müsse, wenn Einen die wüthenden Wogen hier zwischen die Felsen schlügen, daß die brechenden Knochen knackten. Da endlich sahen wir die Lichter der Chiaja, der Sturm legte sich rasch wie er gekommen, und der Mondglanz schwebte wieder ruhig über silbernem Gewässer. An keinem Abend schmeckten mir Austern und Capriwein so herrlich, als da wir um Mitternacht aus der Barke stiegen am Strande der heiligen Luzia.

XL.

Gaeta.

Ehe wir Italiens Süden verlassen, dessen Natur und Volk und Geschichte uns so vielfach angezogen und beschäftigt hat, verweilen wir noch einen Augenblick bei zwei Gränzpunkten. Der eine liegt an der Straße zum Meere, wo ehemals der römische Reisewagen Halt machte, wenn er aus den pontinischen Sümpfen kam. Dort ragt Italiens Gibraltar in lichtblaue See hinaus, umglänzt mit seinen Felsen und Thürmen vom Lichtäther und von Heldenehre. Des Weges ziehn jetzt Wenige mehr. Alles fliegt auf der Eisenbahn hinein in's Land und wieder hinaus. Jeder höher Gebildete aber wirft, wenn der Wagenzug die neapolitanische Gränze berührt, einen verlangenden Blick nach der uralten Abtei, die hoch vom grauen Berggipfel wie eine Festung niederschaut. Auch ihr weißes Thurmgemäuer umgrünt unverwelklicher Heldenlorbeer. Denn wahrlich als stählerne Ritter erschienen die Männer, die einst auf diesen Zinnen die Wissenschaft vertheidigten, und deren

blanke Geistesschwerter niemals blind wurden in den ziehenden Wolken der Barbarei.

Gaeta liegt bekanntlich auf einem Berg im Meere, der bloß durch eine schmale niedrige Landzunge zusammenhängt mit einem Vorgebirge, das sich etwas nach Süden krümmt. Die Küste blühet und prangt in der Herrlichkeit des Südens, Granatblüthen drängen sich rothglühend zwischen das duftige dichte Grün der Orangengärten: jener Berg im Meer ist großentheils kahler sich hochthürmender Fels, rings zu seinen Füßen schäumen und sprützen und donnern die Wogen in die dunklen Klüfte des Gesteins. Der Gaetaberg besteht aber aus zwei Hauptmassen, welche durch eine Art von tiefer Einthalung getrennt sind. Die eine Masse ragt stolz in die Höhe. Von ihrer Spitze, auf welcher noch ein alter Römerthurm weit sichtbar steht, schaut man auf Hügel über Hügel grün am Ufer, und auf lichtweiten Golf, der von bläulichen Inselhöhen umsäumt wird. Nach Süden ist die zweite Hauptmasse vorgelagert. Dort breitet sich eine ansehnliche Stadt hoch über steilen Wänden, die Häuschen und Höfchen klettern am Felsen empor, und ziehen sich in langer Linie auf der Seite, welche dem innern Golfe zugewandt ist, bis hinab zur sandigen Landzunge. Diese Stadt besteht eigentlich nur aus einer Hauptstraße, an welche sich das häßlichste Gewirre von dunkeln Gäßchen und Bogen- und Stufengängen und von allerlei Felslöchern sich anschließt. Das armseligste Volk kann nicht ärmlicher wohnen, als in den schwärzlichen Höhlen von natürlichem Gestein und engwinklichen Mauern der obern Stadt. Unten zeigen sich bessere Gebäude. Von außen gesehen aber stellt sich die Stadt dar wie überkleidet mit Basteien und Festungsgemäuer, die in scharfen Linien

und Winkeln und Zinnen über einander empor steigen wie aus dem Felsen gewachsen.

Schon die Römer haben die Vortheile dieser Inselfestung wohl benützt: Trümmer ihrer Tempel und Theater sind zahlreich. Seine Glanzzeit aber hatte Gaeta, als in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters freiheitsstolze Bürger, gewandt in Kauf und Krieg, seine Höhen bewohnten, ihre Handelsschiffe aber fleißig in See schickten. Kaiser Friedrich II. erbaute hier eine feste Burg. König Alfons und Kaiser Karl V. waren es, welche diese an Geschichte und Alterthümern reiche Stadt zur Hauptfestung machten. Seitdem ließ jeder König an den Werken bessern und erweitern: eine Schuppe nach der andern setzte sich an den Festungspanzer. Unablässig wurde daran gearbeitet in den letzten zwölf Jahren Ferdinands II.: Gaeta sollte das unüberwindliche Bollwerk des Reiches werden.

Denn längst hatte die Stadt und Festung Gaeta einen stolzen Namen in der Kriegsgeschichte. Noch im Jahre 1806 hatte der Prinz von Hessen-Philippsthal glorreich sie vertheidigt. Die Franzosen hatten ganz Unteritalien erobert, nur Gaeta widerstand: sechs Monate bombardirte und stürmte Massena vor ihren Wällen, die Festung ergab sich erst, als eine Granate den deutschen Helden zu Boden gerissen. Ein halbes Jahrhundert später war wiederum Gaetas Name Monate lang in Aller Munde, und wieder war es vorzugsweise deutscher Heldensinn, der stolz auf dieser Felsenburg das königliche Banner von Neapel flattern ließ. Diesmal umfaßte es die zarte Hand einer jungen Königin. Wie oft war ich der anmuthig feinen Gestalt in München begegnet, — ein paar Jahre später, und

sie hatte den fünf großen Berühmtheiten, welche das neue Italien zählt, die sechste und schönste hinzugefügt. Mit lebhaftem Interesse hörte ich daher Verschiedene, welche an den Ereignissen in Gaeta hervorragend Theil genommen, davon erzählen. Als ein letztes Stück aus der Geschichte Unteritaliens möge hier noch eine kurze Skizze der merkwürdigen Belagerung Platz finden.

Gaeta wurde im Jahre 1860 die Zuflucht der königlichen Familie. Die Gesandten von Bayern Spanien Oesterreich Sachsen und Toscana verließen sie nicht. Die letzten eilftausend treuen Soldaten hatten sich hinein geworfen. Außer der Citadelle von Messina war das ganze Reich verloren: von Gaeta aus schien aber noch Wiedereroberung möglich. Die Ereignisse waren so plötzlich und betäubend gekommen, daß man auf ihr Umschlagen rechnen durfte. Es kam daher Alles darauf an, diese Festung siegreich zu behaupten. Allein schon in den ersten Novembertagen, als die Belagerung anfing, stand der Kampf ungleich. Die Festungswerke waren noch nicht vollendet; die Munition zu gering, in Eile gemacht, und besonders das Pulver schlecht; Lebensmittel knapp und keineswegs von besonderer Güte. Der größte Nachtheil jedoch bestand in der Ungleichheit der Geschütze. Gaeta war nicht auf gezogene Kanonen gebaut: es war die erste Festung, welche mit so weit und sicher treffenden Geschossen angegriffen wurde. Die Anzahl der Geschütze war hüben und drüben ziemlich dieselbe, allein die Piemontesen besaßen 75 gezogene, die Belagerten deren nur 9; außerdem hatten jene großes, diese nur ganz kleines Kaliber. Nun war der ganze Vertheidigungsplan, auf welchen man einst die Werke berechnet hatte, auf einmal verdorben. Diese sollten

ihr Feuer auf die schmale Landenge vereinigen, die Piemontesen aber setzten ihre Batterien weit dahinter, und zwar meist auf die Kammspitze der Hügel. Soweit reichte das Feuer der Belagerten nicht, oder wenn sie ihre paar gezogenen Geschütze dorthin richteten, so gingen die Kugeln vor dem Hügelkamm nieder oder darüber weg. Die Piemontesen lernten dagegen allmählig ganz sicher zielen: blitzte in der Festung ein Mörser auf, schlug sofort eine feindliche Granate darauf oder daneben. Die Artilleristen in der Festung und ihre Stücke litten daher zum Erbarmen.

Nun wäre es dennoch den Belagerern schwer geworden, auf gewöhnlichem Wege sich Zugang zur Festung zu eröffnen. Man richtet gradlinigtes Feuer gegen die Werke, nicht gegen die Stadt, und sucht Bresche zu schießen. Krummlinigtes Feuer wird gebraucht, wenn die Werke der Belagerten nicht anders zu zerstören sind. Das wäre die regelmäßige und humane Art gewesen, eine Festung anzugreifen. Cialdini bedachte sich keinen Augenblick, anders zu verfahren. Von seinem sichern Standpunkte aus bewarf er ruhig Tag für Tag die Stadt mit Bomben und Geschossen aller Art, unbekümmert, ob sie die Bürger in ihren Häusern zerschmetterten. Seine Infanterie dagegen ließ er thatlos zuschauen. Am 1. Dezember fingen seine Batterien zu spielen an, am 13. Februar zog die Besatzung aus: dazwischen lagen 75 Tage, 50 davon wurde Gaeta unaufhörlich bombardirt. Namentlich im Februar wüthete das feindliche Feuer so sehr, daß selbst den tapfersten Offizieren das fürchterliche rastlose Krachen und Platzen der Bomben an die Nerven griff. In der ganzen Stadt war zuletzt kein Haus, das nicht mehr oder minder zerstört, an

mehreren Stellen war Alles in Grund und Boden geschossen, Hunderte von Bürgern lagen todt oder verwundet. Priester waren am Altare, Frauen und Kinder in ihren Häusern von den Kugeln zerrissen. Seit die Russen im siebenjährigen Kriege Küstrin beschossen, hatte die Kriegsgeschichte ein ähnliches Beispiel nicht wieder aufgestellt.

Bresche schossen die Belagerer nur einmal, und auch diese ließ sich leicht wieder absperren. Was aber Geschosse nicht vermochten, das thaten die Explosionen am 4. und 5. und 13. Februar. Schon die erste riß in die Werke, welche die Stadt von der Landenge abschlossen, eine breite Lücke. Cialdini hätte nun stürmen lassen können: er aber ließ lustig seine Batterien fortarbeiten, die Stadt bedeckend mit zahllosen Bomben, ohne andern Zweck, als Zerstörung und Entsetzen zu verbreiten. Seine Rechnung war richtig, und er sparte seine Leute. Schon Tags darauf folgte die zweite Explosion; neunhundert Zentner Pulver und fünftausend geladene Granaten gingen in die Luft. Es geschah an der innern Golfseite nahe der Landenge, dort war statt der Häuser auf einmal ein ungeheures leeres Dreieck entstanden, als hätte es der Geometer abgemessen. Ein paar hundert Soldaten waren verschüttet, Alles eilte zu retten, aber jetzt hagelten die feindlichen Kugeln gerade hierher, in einer halben Stunde lagen sechszig Soldaten erschlagen: man mußte die Unglücksstätte verlassen. Es hatte da ein Magazin gestanden, das schlecht gewölbt war, überdem hatte man bei dem Batterienbau Erde von der Bettung weggenommen, und hier schlug wahrscheinlich eine Bombe durch. Die Belagerer konnten jetzt leicht auf Booten landen und stürmend eindringen: das unternahmen sie nicht, nur um so massenhafter und rastloser flogen ihre Geschosse.

Insbesondere nahmen sie das ungeheure Pulvermagazin auf's Korn, welches dem aufgeflogenen ziemlich gegenüber auf der andern Seite der Landenge lag. Sie schienen es zu wissen, daß an zweitausend Zentner Pulver darin lagerten, eine Artillerie=Werkstätte stieß daran, und das Schlimmste war, daß dieses Magazin, was auch in vielen deutschen Festungen ein wahres Unglück sein soll, über der Erde lag. Die Piemontesen hatten eigends eine Batterie darauf gerichtet, endlich zündeten ihre Bomben: die Wirkung war ebenso seltsam als furchtbar. Das Magazin, die Werkstätte, zwei Batterien, welche die Festung gegen nahende Schiffe vertheidigten, Menschen und Geschütze und Alles was dabei war, ja selbst das anstoßende Kloster, welches vor zwölf Jahren Pius IX. in Gaeta beherbergte, Alles mit einander flog in's Meer. Im Nu war's geschehen, und Alles glatt vom Boden weg. Wahrscheinlich waren die Mauern gegen die See zu am schwächsten, deßhalb wirkte die ganze Gewalt der entzündeten Pulvermasse in dieser einen Richtung: was nur entgegenstand, mußte, wie aus der Kanone geschossen, mit dorthin. Jetzt konnten die feindlichen Schiffe auf zehn Schritt heranfahren und mit ihren Kugeln die übrigen Batterien reinfegen. Jetzt war Gaeta gebrochen und gefallen.

Man kann sich nun wohl vorstellen, was die Belagerten während der 102 Tage der Einschließung litten, besonders in den letzten Wochen, als die gräßlichen Szenen mit jeder Stunde unerträglicher wurden. Da es mit Proviant gleich anfangs so übel aussah, wurden in Marseille Lebensmittel gekauft und herbeigeschaft, doch auch sie waren schlecht, und man mußte sehr damit sparen. Die Offiziere auf den Batterien bekamen zuletzt, trotz der furchtbaren Ermüdung,

vielleicht alle acht oder vierzehn Tage einmal einen Tropfen Wein. Pferde und Maulthiere fielen vor Hunger. Die Kleider rissen vom Leibe. Bei kärglicher Kost und enggepreßtem Wohnen in schmutzigen Kasematten, bei unaufhörlichen Strapazen und dem schrecklichen Staub und Gestank überall konnten mörderische Krankheiten nicht ausbleiben. Der gefürchtetste Feind braver Soldaten, der Typhus, hielt seine gierigen Leichenmale. Ueberaus groß war deshalb tagtäglich der Menschenverlust, Geschosse Krankheiten und Explosionen arbeiteten zusammen.

Dennoch thaten die Soldaten vom Anfang bis zum Ende treu ihre Pflicht. Die Unermüdlichsten im Feuer waren die sechshundert Matrosen aus der Umgegend von Neapel. Auch die Uebrigen blieben tapfer und ausdauernd bei der Arbeit, und wollte einmal einer oder der andern Kompagnie der Muth sinken, so hörte doch Niemand Murren oder Klagen, sie zogen auf die Batterien wie Lämmer auf die Schlachtbank. Von den höheren Offizieren schien es wohlmal Einer für seine Pflicht zu halten, sein theures Leben für seine Soldaten ängstlich zu bewahren, indem er sich unter Dünger und Kellergewölben vergrub. Als die Festung kapitulirt hatte, war es wunderbar zu sehen, wie viele vornehme Offiziere Hofherren und Gesandten aus der Erde emporstiegen. Man erzählte auch von einem alten Oberst, der im letzten Treffen mit den Garibaldinern in ehrwürdiger Gestalt hinter seiner Fronte gehalten. „Machen wir uns davon?“ hätte ihn ein vertrauter Korporal gefragt, der Oberst aber geantwortet: „Noch nicht, mein Söhnchen, es ist noch nicht Zeit.“ Doch solche Herren waren Ausnahmen. Im Ganzen genommen thaten Offiziere wie Soldaten ihre Schuldigkeit. Es war ihnen

freigestellt, die Festung zu verlassen: als aber die Beschießung anfing, richteten die Offiziere von freien Stücken eine Adresse an den König, daß sie treu ausharren würden. Die arbeitenden Batterie-Kommandanten waren meistens Schweizer oder andere Deutsche. Der junge König besuchte sie so fleißig, als wäre er sein eigener Festungskommandant. Seine Brüder sah man nicht minder häufig auf den Batterien, die Grafen von Trani und Caserta. Der Letztere richtete einmal eine Kanone, als eine Granate kam, ihn mit Erde bewarf und an der Mauer vorbeifuhr, daß dem Unteroffizier hinter ihm das abspringende Gestein das Gesicht zersetzte. „Ich bin todt, ich bin todt!“ schrie dieser. Der Prinz aber sprang hinzu, riß ihm die Hände vom Gesicht und sagte dann: „Bist noch nicht todt, Söhnchen, schreist noch ganz gut!“

Daß aber die Soldaten mitten unter Schrecken Tod und Elend muthig blieben, noch mehr, daß eine ängstliche Politik nicht früher und kräftiger mit Uebergabe der Festung sich hervorwagte, dies Verdienst schrieb Jedermann, den ich von Gaeta erzählen hörte, vorzugsweise der jungen Königin zu. Darin waren alle Offiziere, die ich hörte, einstimmig, mochten es Deutsche oder Italiener oder Franzosen sein. Man stellte sich in Deutschland die Gaetageschichte vielfach so vor, als habe die Königin nur gethan, was sich für eine Frau und Fürstin gezieme: sie habe ihren Gemahl in der Noth nicht verlassen, sondern die Schrecken der Belagerung mit ihm getheilt, dabei aber ruhig in sicherer und wohnlicher Kasematte gesessen. Die Sache verhielt sich denn doch etwas anders. Drittehalb Monate wohnte die junge Königin in einem halbdunkeln Mauergewölbe, welches mit einem großen staubigen Wagenbehälter

die größte Aehnlichkeit hatte. Nur trübes Lampenlicht erhellte diesen Raum, der durch rohe Bretter, wie man sie aus den Soldatenbetten nahm, in drei Verschläge abgetheilt war. Im mittlern Verschlag wohnte die einzige Kammerfrau der Königin, daran auf der einen Seite diese selbst, auf der andern mit ihrer Kammerfrau die Obersthofmeisterin, Herzogin von San Cesario, die einzige Dame vom Hofe, welche sich in Gaeta mit ihr einschloß. Es war keine Zeit, diese Gemächer durch etwas Anderes wohnlich zu machen, als durch die nothdürftigsten Meubeln und einen alten Teppich, der kaum den Steinboden bedeckte. Die Kasematte nebenan lag voll typhuskranker Soldaten. Das Brod war kaum zu genießen; das Fleisch, als die Kühe erkrankten, wurde ekelhaft; selbst das Wasser wurde schlecht und voll kleiner rother Würmer. Die Königin nährte sich tagelang von trockenen Feigen, deren Geruch nicht der beste war. Alles das erschien aber Nichts im Vergleich mit der Nervenerschütterung, welche das Tage und Nächte fortdauernde Bombardiren verursachte. Man hörte nichts mehr, als das unheimliche Schwirren der Bomben in der Luft, ihr dumpfes Aufschlagen oder das schreckliche Zerplatzen. Oft genug merkte man die Nähe der einschlagenden Bomben an der Erschütterung der Wände und Abfallen von Kalk und Mörtel. Unzähligmal, erzählte mir die Herzogin San Cesario, habe die Königin geseufzt: „O nur einmal ein paar Minuten Stille!“

Nun wurde in Italien auch viel davon geredet, als sei die Königin kriegerisch thätig gewesen, habe die Soldaten angefeuert, habe Batterien kommandirt, Ausfällen befohlen und dergleichen. Das ist Alles bloßes Gerücht und Ge-

rede: das Wirken der jungen Fürstin war viel geräuschloser und viel heilsamer.

Das Lazarethwesen gerieth bei dem Andrang so vieler Verwundeten und Kranken in die größte Unordnung. Das Hauptlazareth war weit entlegen von den bedeutenderen Batterien. Die Soldaten, blutig zerrissen von den schweren Belagerungsgeschossen, mußten den langen langen Weg hingetragen werden, eine offene Straße hinauf, über welche die Kugeln hinfuhren: die Armen erreichten das Lazareth zum Tode erschöpft, Viele starben schon unterwegs. Da richtete die Königin bei den Hauptbatterien kleine Verbandspitäler ein, sorgte für die erste Unterkunft der Verwundeten, sorgte daß ärztliche Hülfe Wundbalsam Binden und wo möglich etwas zur Erquickung da war. In ihrer Kasematte schnitt sie mit der Herzogin und den beiden Kammerfrauen Leinwand zum Verbinden, bereitete Getränke zur Labung der Verwundeten, und schickte umher, wo sich etwas dafür auftreiben ließ. Als sich einmal noch eine Anzahl vergessener Orangen vorfand, nahm die Königin sie gleich mit dem Ausrufe fort: „Alle, alle für die Kranken!“ Fast täglich machte sie ihren Rundgang nach den kleinen Spitälern, selbst zu sehen, ob Alles dort in Ordnung, und brachte den Verwundeten eine Erquickung, auch wohl Dekorationen. Sie ließ sich von diesen Besuchen auch dann nicht abhalten, wenn Bomben und Vollkugeln durch die Luft sauseten. Die Offiziere erzählten, daß sie selbst es öfter gesehen, wie die Geschosse nicht weit von der Königin einschlugen, diese aber, ohne eine Miene zu verziehen, ruhig weiter schritt. Gewöhnlich machte dabei der alte General Schuhmacher ihren Begleiter. Ein neapolitanischer Graf, der sie auch wohl begleitete, ging einmal gerade

hinter ihr über die kleine Brücke, welche aus einem Hause auf die Hauptstraße führte. Im selben Augenblick sausete eine Bombe daher, und der Graf flog zurück, als hätte der Blitz ihn weggefegt. In den Hauptspitälern ließ sich die Königin öfter des Tages zweimal sehen: dann erkundigte sie sich nach Allem, was nöthig, half gerne den Wundärzten, und legte wohl selbst den Verband an. Auch der König erschien dort wiederholt in ihrer Begleitung oder allein, sprach freundlich mit den Kranken und notirte sich manche Bitte eines sterbenden Soldaten. Einmal wurde des Nachts in der Batterie ein Soldat tödtlich getroffen. Er ließ dem Arzte keine Ruhe, man solle die Königin rufen, er müsse sie sprechen, sonst könne er nicht ruhig sterben; man solle nur sagen, er sei ein Altbayer. Der Arzt ging zur Kammerfrau, diese sagte es der Königin. Sogleich stand sie auf, kam zu dem armen Soldaten und hörte, was er ihr vertraute: daß er in einem bayerischen Gebirgsorte eine Geliebte und ein Kind habe, daß man ihr seine kleine Baarschaft und sein Kapitulationsgeld schicken solle. Als die Königin ihm das unter Thränen versprochen, ist er gleich darauf beruhigt gestorben.

Hervorzuheben ist auch Folgendes. In den letzten vier Wochen, als die Beschießung täglich heftiger wurde, als Viele an Gegenwehr verzweifelten und Einzelne sich zurückzogen, fehlte es mehr und mehr an einer eigentlichen durchgreifenden Oberleitung. Dieser Mangel wurde mit jeder Stunde fühlbarer, und drohte Alles zu lähmen. Da trat die Königin dazwischen. Sie ladete von den fünf hauptsächlich arbeitenden Batterien und einigen kleineren die thätigsten Offiziere ein, jeden Morgen zusammen zu treten,

die Ereignisse der Nacht und des vorigen Tages zu besprechen, die Maßregeln für die folgenden Stunden festzustellen. Dadurch kam doch wenigstens einigermaßen Einheit in die Vertheidigung.

Vom größten Einflusse war überhaupt schon dies Eine. Offiziere und Soldaten und Jedermann wußten, daß ein fester Wille in der Festung war, der über den königlichen am meisten vermochte, und daß dieser Wille auf Vertheitheidigung Gaetas bestand, so lange sie noch Menschen möglich. Der König blieb fest trotz aller Anmuthungen, es sei der Ehre genug geschehen, jede weitere Gegenwehr doch vergeblich. Auf Andringen des französischen Admirals ging er um Mitte des Januars auf einen zehntägigen Waffenstillstand ein, obwohl dieser nur dem Feinde günstig war; denn die Belagerer bauten unterdessen ihre Batterien fertig, während es der Festung unmöglich war, ihre Ausrüstung noch zu bessern. Als nach Ablauf der zehn Tage die französische Flotte absegelte, der König sich von aller Welt verlassen sah, die Angriffe immer wüthender wurden, vertheidigte Franz II. mannhaft den letzten Felsen seines Reichs. Die Aussicht, in die Gefangenschaft der Feinde zu gerathen, hatte ihre besondern Schrecken; denn darnach zu schließen, wie die Piemontesen mit ihren Gegnern umgingen, mußte sich der König mit den Seinigen auf Unerhörtes gefaßt machen. Dennoch wies er jede Hindeutung von sich, daß die zeitige Uebergabe, welche doch einmal geschehen müsse, sein Haus gegen künftige Entbehrungen sicher stelle. Sprach man zur Königin, ihre Abreise werde bei der täglich wachsenden Noth unvermeidlich, so hatte sie nur ein stummes Lächeln zur Antwort.

Noch immer ließ sich auf eine allgemeine Erhebung des Landes hoffen. In verschiedenen Gegenden hatten die Bewohner schon zu den Waffen gegriffen, und die Piemontesen konnten in den meisten Provinzen nur durch das eine Mittel sich halten, daß sie unaufhörlich Erschießungen in Masse vornahmen. Im Belagerungsheer aber, hieß es, greife Entmuthigung um sich. Denn schon Monate lang lag es ohne Ergebniß auf einem Platze, und litt schwer durch die Kugeln der Belagerten, noch schrecklicher durch Krankheiten. Die Mittel, Gaeta zu bezwingen, erwiesen sich als unzulänglich. Jedesmal, wenn die piemontesischen Schiffe, um ihre Kanonen mithelfen zu lassen, sich in's Feuer wagten, wurden sie derartig begrüßt, daß sie mit manchem Riß in Rumpf und Stangen sich zurückzogen. Das furchtbarste Beschießen aber aus den Batterien that den eigentlichen Vertheidigungswerken wenig Abbruch, jeder Schaden wurde eilig ausgebessert. Die Hoffnung, Bresche zu schießen und die Festung mit Sturm zu nehmen, war äußerst fraglich geworden. Wollte Cialdini nicht schimpflich abziehen. — und das konnte der piemontesischen Herrschaft in Unteritalien tödtlich werden, — so blieb ihm eben nichts Anderes übrig, als immer darauf los zu bombardiren, jedes Haus in Schutthaufen zù verwandeln, die Spitäler und Magazine zu zerstören, und zu hoffen: die rastlose Unruhe, die fürchterlichen Strapazen, die zunehmenden Entbehrungen und Krankheiten, Tod und Verheerung überall, und dazu noch die etwaigen Explosionen würden endlich unter der Besatzung soviel Schrecken und Entmuthigung verbreiten, daß der Platz sich ergebe. Diese Rechnung war richtig, wie sie bei den meisten Festungen richtig sein wird, wenn den Be-

lagerten zuletzt die Mittel und jede freie Bewegung aus-gehen.

Wie ein Sieb wurden Häuser und Mauern Gaetas von den Kugeln durchlöchert, — wie ein Acker die Straßen gepflügt, — die Mannschaften abgerissen, ermattet, von den Schrecknissen geistig stumpf, — die Gesunden leidend, die Kranken und Verwundeten des Todes gewisse Beute. Was den König und seine Umgebung am meisten erschütterte, das waren die unabwendbaren fürchterlichen täglich wachsenden Verheerungen, welche die Geschosse, die Krankheiten, die Explosionen in den Reihen der Soldaten und letzten Getreuen anrichteten. Vier Generäle und eine Menge Offiziere waren gefallen oder schwer verwundet. Die Aerzte konnten ihre Arbeiten nicht mehr bewältigen. Cialdini weigerte sich, die Kranken und Verwundeten, welche man früher fortgebracht hatte, aus der Festung zu lassen. Jetzt wurde ihr Dunstkreis Pestluft. Die einmal in Gaetas Spitälern gelegen, starben gewöhnlich auch später noch. Der König selbst wurde leidend. Die Königin aber, welche anfänglich gekränkelt hatte, blieb in den Schreckenstagen immer rüstig und gefaßt. Als man ihr bemerklich machte, wie wahrscheinlich es sei, daß auch sie von Geschossen getroffen werde, erwiederte sie lachend: „Das wäre ganz etwas Neues, daß eine Königin durch eine Bombe erschlagen würde!"

Die beiden ersten Explosionen konnte Gaeta überstehen: die Oeffnungen, welche sie gerissen, wurden rasch wieder bewehrt. Die dritte Explosion legte die Festung bloß: Vertheidigung war unmöglich, der König willigte in die Kapitulation. Andern Tages in der Frühe bestieg er mit

einem Gefolge die französische Fregatte, welche ihn nach Civita Vecchia führte. Noch einmal präsentirten ihm seine Truppen, noch einmal senkten sich vor ihm ihre Fahnen. Da weinte die Königin heftig. Dann besetzten die Piemontesen die Stadt, während noch Hunderte verschüttet lagen. Die tapfere Besatzung aber zog aus mit allen Kriegsehren. Die Offiziere behielten ihre Degen, und die Soldaten, denen der Feind ihre Pensionen Wittwengelder und sonst alterworbenen Rechte verbürgen mußte, legten auf der Landenge ihre Waffen und die Fahnen nieder, welche sie so ruhmreich vertheidigt hatten.

Natürlich wurde dies Alles und noch vieles Andere, was sich in den letzten Tagen Gaetas zutrug, von Offizieren und Soldaten im ganzen Lande erzählt, und ich begriff nun, warum die kurze Rosen- und Heldenzeit der jungen Königin einen so tiefen Eindruck auf Herz und Phantasie der Neapolitaner gemacht hatte. Wie oft und wie lebhaft wurde ich daran auf der Reise erinnert! War es doch vorzüglich der Königin Verdienst, daß der stürzende Thron noch zuletzt mit grünem Lorbeer umrankt im Andenken des Volkes stehen blieb. Des jungen Königspaares Unglück war sein bourbonischer Name und die Schuld der drei Vorfahren auf dem Throne, die auf den Ausbau von Gaeta so großen Werth legten und so geringen auf den friedlichen und rechtmäßigen Ausbau einer Verfassung. Die Völker der Gegenwart wurzeln einmal im konstitutionellen Wesen. Die allgemeine Bildung, die Leichtigkeit einzublicken in Räderwerk und Bedürfnisse des Staats, der rasche Verkehr von Ideen Gütern und Menschen, die neuen Mächte des Geldes der Industrie und der Wissenschaft, die

zu den alten historischen Mächten im Staate hinzutraten, dies Alles bedingt auch im entlegenen Süden Italiens unabweislich konstitutionelle Einrichtunngen. In der gedeihlichen Pflege dieses öffentlichen Rechts und damit in der Treue des Volkes lagen Wälle des Thrones, die keine feindliche Bombe und kein innerer Ausbruch der Leidenschaften zertrümmert hätte.

XLI.

Monte Cassino.

Wandert man von Gaeta in gerader Linie durch die Halbinsel zum adriatischen Meere, so stößt man schon nach einigen Stunden auf den altehrwürdigen Festungsberg der Wissenschaften, auf Monte Cassino. Wer hat nicht schon öfter, wenn er den Bildungsgang der europäischen Völker überschaute, den Benediktinern gedankt, diesen großen Kolonisten in rohen Ländern, den Waldsiedlern, Städtegründern, Völkerlehrern! St. Gallen, Reichenau, Weißenburg, Fulda, Hersfeld, Corvey und wie viele andere Benediktiner-Hochschulen bloß in Deutschland, — eine lange strahlende Kette im langen Dunkel vom siebten bis zwölften Jahrhundert. Hier aber, auf Monte Cassino, wurde der erste Baum gepflanzt, dessen Saamen und Ableger sich durch alle europäischen Länder verbreiteten, überall Wurzel schlugen, überall reiche Früchte brachten.

Auf der weitschauenden Berghöhe stand vor dreizehnhundert Jahren noch ein Apollotempel, umrauscht vom ehr-

würdigen Haine. Dort hielt sich noch ein letztes Häuflein römischen oder griechischen Volkes, das sich vor dem ringsum aufblühenden Christenthum geflüchtet hatte, um auf dieser einsamen Höhe die alten Götter zu verehren. Der Berg war hoch entlegen, der Ort von Uralters her im Andenken der Menschen geweiht: deshalb ließen die Christen, welche unten wohnten, den Apollo stehen auf seiner Höhe, und kümmerten sich nicht um ihn, es sei denn, daß noch Einer im alten Aberglauben nächtlich hinaufstieg, um wunderkräftige Arzneien und Zaubersprüche zu holen. Der heilige Benedikt aber stieg am hellen Tage hinauf in der Kraft des christlichen Geistes und Wissens, umgeben von seinen Jüngern, und er predigte so lange und so kräftig, bis die Apolloverehrer sich vor dem Kreuze Christi beugten, oder mit aufgehobenen Händen der Götter Rache anrufend sich verloren in den umliegenden Schluchten. Benedikt sammelte nun all seine Genossen, und gründete in dieser schönen Bergwildniß ihr gemeinschaftliches Leben nach strenger Regel, ein Leben voll Gebet und Gesang und Betrachtung, aber auch voll stätiger Arbeit in Seelsorge, in Studien und Lehren, mit Hacke und Webstuhl. Arbeit, wohlthätige Arbeit jeglicher Art, — das war das Räthsel, welches diesem Orden eine so große und so edle Weltwirkung gab.

Bald erblühte Monte Cassino zu einem Lieblingssitze aller höheren Bildung. Welcher Geschichtsforscher hätte nicht von den Urkundenschätzen des dortigen Archivs gehört! Monte Cassino wurde die Zeitwarte, auf welcher jedes fortziehende Jahrzehnt seine Schriftstücke, jedes Jahrhundert seine Briefe an das folgende niederlegte. Welcher Jurist kännte nicht die Formelbücher, jene ältesten Zeugen der Vermählung zwischen deutscher und römischer Rechts-

anschauung! Von der Rechtsschule auf Monte Cassino nahmen sie ihren Weg nach England Frankreich und über die Alpen. Schon öfter machten wir die Bemerkung, daß Unteritalien eine Stätte war, wo die Völker des Mittelmeers in Krieg und Frieden zusammenstießen. So flossen auch vor des heiligen Benedikts hoher Klosterstadt die treibenden Stücke zusammen von römisch-griechischer, byzantinisch-orientalischer, sarazenisch-afrikanischer Kultur, und nicht selten war es hier die Geisteskraft aus germanischer Wurzel, welche die Stücke in Eins faßte und nutzbar machte. Daß Benevent sich zum longobardischen Fürstensitz erhob, reich an Schätzen Festglanz und vornehmen und gebildeten Männern, dies kam auch dem benachbarten Monte Cassino zu Gute. War Benevent die Residenz, war Monte Cassino die Universität. Nach ihrem Muster suchte man in allen Ländern Schulen anzulegen. Nicht selten holte man auch die ersten Bücher dafür von Monte Cassino. Denn die Hochschule war zugleich ein großer Bücherverlag, und die longobardischen und fränkischen Ritter, wenn sie dort in den hohen Büchersaal traten, wurden sehr kleinlaut vor den Wissensgeheimnissen, die zweifellos in so vielen Büchern aufgestapelt lagen. Nun mußte der Kunstfleiß der Benediktiner auch in Miniaturmalerei glänzen, in feinen Lederstoffen zu Bücherdeckeln, in schmuckreichen Reliquienkästchen, im Bereiten von Pergament, Kirchengewändern, Arzneistoffen und noch vielem Andern.

Als die deutschen Kaiser nach Italien kamen, stellten sie die weltberühmte Abtei unter ihren unmittelbaren Schutz, und so oft auch die Könige in Unteritalien wechselten, so blieb es doch für die meisten Herkommen, Monte Cassino in Ehren zu halten. Fort und fort mehrte sich sein Schatz

an Gütern und Vorrechten. In den letzten Jahrhunderten erhielt die Abtei auch wieder ähnliche Besucher, wie damals, als der Berg unter Apollos Schutze stand. Die Mönche sollten Balsame aus dem heiligen Lande haben, zahllose Kranke pilgerten herbei, mit ihnen auch gebildete und wohlhabende Männer, welchen das angenehme Wohnen auf dieser Höhe gefiel, in kerngesunder Luft, bei herrlicher Aussicht, und unter gastlichen Männern höherer Bildung, wie die Benediktiner es waren. An Wissenschaft, insbesondere an hohem Verdienst in Geschichtsforschung, ist Monte Cassino auch in der neuesten Zeit nicht arm geworden, und es steht doch am Ende noch zu hoffen, die Befürchtung der Mönche, als wären für ihre Abtei jetzt die Zeiten des plündernden Königs Roger wiedergekehrt, werde sich baldigst als übertrieben erweisen. Schon einmal, als die longobardischen Könige zuerst herankamen, mußten die Mönche vor der Wuth und Zerstörung fliehen. Fast anderthalbhundert Jahre blieb der Berg einsam: dann bezogen die Benediktiner doch ihr Cassino wieder. Das war damals, vor tausend Jahren und mehr: die entscheidende Frage wird jetzt wohl sein, ob die Welt, ob insbesondere Süditalien die Wissenschaft der Benediktiner nicht entbehren kann?

Monte Cassino bildet noch immer eine kleine Stadt für sich allein. Man sieht auf den ersten Blick, ihrer Bürger Thätigkeit umfaßte Vielerlei, was zur Wohlfahrt und Veredlung der Menschen diente. Soviel neugeweißte Gebäude und Säle man sieht, überall blickt doch noch uraltes historisches Gemäuer durch, überall wittert eine Luft, die erfüllt ist von Erinnerungen aus einer langen Kette von Jahrhunderten. Der Geschichtsforscher findet nirgends

ein schöneres kleines Paradies. Denn über den Köstlichkeiten alter Pergamente glänzt das lichte Himmelblau, und kommt er heraus aus den hohen luftigen Büchersälen, so strömt ihm erquickend die reine und würzige Luft entgegen. Immer neu aber und anregend und großartig ist die Aussicht. Wohin man blickt in die Tiefe und auf die umringenden Berge, überall haften historische Andenken. Da unten zu den Füßen des Benediktinerberges, in San Germano schloß Kaiser Friedrich II. seinen Frieden mit dem Papste: aber hinter jenen Bergen ziehen die Thäler, wo der letzte Hohenstaufe, der letzte Anjou, der letzte Aragonier, ein Habsburg, ein Murat, und ein Bourbon das Königreich verlor. Mit wieviel Blut sind die alten Heeresstraßen zum Südreiche schon getränkt! Wie oft, wie unersättlich wälzte sich Raub und Kriegswuth über diese Länder und riß die Blüthen nieder vor der Aernte!

Doch sieh, da unten im hellen Liristhal ragen auch Arpino, Aquino, Sora, und noch andere Punkte, deren Namen in der Literaturgeschichte glänzen. Dieses Gränzland zwischen Mittel- und Unteritalien war vorzüglich reich an Denkergrößen. Und wenn wir von der freien Höhe Monte Cassinos einen geschichtlichen Rückblick auf den ganzen Süden der Halbinsel werfen, welch ein stattlicher Zug ausgezeichneter Geister wallt uns doch entgegen! Das neapolitanische Land war doch nicht so entblößt von Männern, deren Ideen und Schriften Europa durchzogen.

Wie leer würde sich der römische Parnaß ausnehmen, hätten ihn nicht von Zeit zu Zeit geistreiche Köpfe aus Unteritalien bevölkert. Schon das alte Rom erscheint an geistigen Schöpfungskräften, die in seinen Mauern geboren

wären, beinahe so arm als das jetzige: es zog sie aber aus allen Ländern heran und verbrauchte sie zu seinen Zwecken in kurzer Zeit. Gleich damals, als den Römern mühsam die Wahrheit dämmerte, daß die Wissenschaften und schönen Künste doch nicht so gänzlich zu verachten, als sie ihre ersten griechischen Lehrmeister annahmen, da waren es Ennius aus Kalabrien, Naevius aus Kampanien, Livius Andronicus aus Tarent, und andere Süditaliener, welche den Römern geistige Stoffe und Formen aus Hellas zuführten, welche im Nachahmen griechischer Muster die lateinische Sprache erst zuschliffen. Und als später der griechische Geist wirklich eine Nachblüthe mitten im römischen Genußleben erzeugte, drei der wenigen ächten Dichterperlen darin waren wieder aus dem Neapolitaner Lande gekommen. Der Erste ist der heitere feinkörnige Lebemann, der Kalabrese Horaz aus Venusino. Ovid, dem die Verse gleich melodisch und geistreich flossen, sowie er nur den Griffel ansetzte, ist der Zweite. Er stammte aus der Abruzzenstadt Sulmone. Schade nur, daß Ovid nicht ein bischen mehr war, als ein gehaltloser Vergnügling. Endlich erscheint noch Juvenal aus Aquino, der in den zierlichsten Versen schwelgte, um das Sittenlose in seiner grellen Nacktheit zu malen.

Im Mittelalter ist ganz Italien an großen Dichtern arm. Der eine Dante ragt wie ein Bergriese empor, ihm zur Seite Franz von Assissi und Bonaventura, glühende Dichterseelen, obgleich sie niemals einen Vers schrieben. Wohl aber dichtete in des Erstern Namen Fra Jacopone die tiefgefühlten Kanzonen. Unteritalien verstummte vollständig, als Friedrichs und Manfreds Dichterhof sich zerstreute. Der äthervolle und naturleere Petrarca, den Robert von

Anjou nach Neapel berief, konnte nur Sonettenklingler entzünden: Niemand wird Petrarca im Ernste noch für einen der größten Dichter erklären. Von Boccaccio aber, der seine schönste Zeit ebenfalls in Neapel verlebte, kann Jeder noch heute lernen, was klare und anmuthige Schilderung. Erst zu Ende des Mittelalters hören wir vom Neapolitaner Golfe eine ächte Dichterstimme, Vittoria Colonna, die von neapolitanischen Eltern in San Marino geboren und mit dem Neapolitaner Marchese von Pescara vermählt war.

Dann kommen drei Dichter, welche durch die bloße Kunst des Malerischen und durch den süßen Wohllaut der Rede zu ihrer Zeit die gebildete Welt bezauberten. Erst der Sorrentiner Tasso, ein zerrissener ganz moderner Charakter, der wenigstens in jeder andern Dichtung größer war, als in seinem vielberühmten Werke über die Kreuzfahrer. Dann der weiche Sannazaro aus Neapel, der idyllische Urvater all der arkadischen Spielereien und zahlloser Schäfchen mit dem Rosabändchen. Und wer könnte den andern Neapolitaner, den Marini vergessen, den Zuckersüßen, dessen Adonis alle Höfe in schmachtendes Entzücken versetzte! Seht, der schöne Adonis sinkt danieder vor des grausamen Ebers Wuth: aber plötzlich wird das borstige Unthier gerührt, es bleibt stehen, es bedenkt sich, ob es einen so edlen Leib aufreißen solle. Wer Marini kennt, sieht der Unnatur der Zopfzeit in's Innerste. Nicht umsonst war Bernini sein Landesgenosse, der große Verderber des guten Geschmacks in Bau- und Bildhauerkunst.

Auffallend aber ist Süditaliens poetische Stille in der Gegenwart. Aus der Brust des italienischen, wie des polnischen Volkes, brachen verzweiflungsvolle Klagen hervor um des Vaterlandes Unglück, wilder Zorn und lodernde

Begeisterung. Nachdem die Poesie sich in Italien so lange Zeit in Spöttereien und gedämpfter Wohllust entnervt hatte, tönten auf ihrer Leier wieder eherne Klänge. Gerade jetzt aber schwieg ganz Süditalien: es stellte nur einen ächten Dichter auf, und dieser war ein Idyllendichter voll rührender Lieblichkeit, der Sizilianer Meli. In der That scheint es, wo die Natur gar zu üppig, dort wachsen keine markigen Dichter. Das Zerfließen in weicher Lust und zarten Tönen scheint hier ihnen angeboren, und der sittlichen Größe gegenüber gefallen sie sich in ohnmächtigem Witz und Spotte.

Von den Neapolitaner Künstlern hätten wir bereits den größten erwähnt, wofern Größe bloß in ungemessener Einwirkung auf sein Zeitalter bestände. Wäre Bernini demüthig seinem Genius gefolgt, gewiß hätte sich aus ihm etwas wie ein weicher Tasso oder Marini im Marmor entwickelt. Allein in einer Zeit, wo die römischen und makkabäischen Helden auf dem Pariser Theater in langen Perücken und Hofkleidern auftraten, wo man Corneilles „Abhandlungen in geschraubter Gesprächsform über die Staatsraison in diesem oder jenem schwierigen Falle“ als die höchste Blüthe des Dramas bewunderte, da mußte Bernini, dem jede Form fließend war, sich zum größten Phrasenmacher in der Kunst erheben. Und läßt sich bei jenen Malern, an welche man sofort denkt, wenn von Neapolitaner Schule die Rede ist, bei Caravaggio Corenzio Ribera Stanzioni Calabrese und andern Naturalisten, ein ähnlicher Geisteszug verkennen? Ist es nicht das krampfhafte Bestreben, das kleine innere Vermögen durch äußere Kraftmittel zu steigern? Da fallen denn diese ächten Vorbilder von Victor Hugo und Genossen auf die grelle gemeine

Natur, auf fürchterliche Gegensätze, auf das Ungeheuerliche. Nur Salvator Rosa, der ächte Sohn Kalabriens, den man auch aus seinen gedruckten Satyren kennen lernt, hatte neben seiner wilden glühenden Phantasie doch auch originale Härte. Die übrigen Neapolitaner Künstler, wie die Maler Zingaro Sabatini Vasari Simon Papa der Aeltere, und wie die Bildhauer und Baumeister Borghesi und die Masuccios, zeigen im Beginne die neapolitanische Fähigkeit, mit größter Leichtigkeit in fremde Form und Anschauung einzugehen, verlieren sich aber, weil in ihrer Natur zu wenig Schwergehalt, sehr bald in's Flache. Einige Bildhauer, die Ciccioues Agnello da Fiore Giov. da Nola, die nicht zu weit über sich hinaus wollten, bilden eine rühmliche Ausnahme. Welch wundervolle Kunstblüthe aber auf süditalienischem Boden gedeihen kann, beweisen Pompeji und die Normannenkirchen.

Doch nun zwei andere Reihen, die glänzendsten Juwelen in dem Füllhorne, welches auch Neapel in die europäische Kultur ausschüttete, – Musiker und Philosophen. Sonderbar, beide haben in Süditalien eine Aehnlichkeit wie Geschwister. Beide sind sie Bahnbrecher, beide funkelnd in neuen Ideen, bei beiden sinkt aber leicht das klare Bild hinab in das dunkle Aufwogen des Gefühls. Die Musiker haben den Vortheil: ihre reiche Phantasie, ihr schwärmendes Gefühl fliegt leicht und allverständlich dahin auf der Töne Schwingen, — die süditalienischen Philosophen aber können es nicht lassen, von den allerverständigsten Schlußgliedern plötzlich zur schwindelnden Höhe aufzusteigen, wohin ihnen Keiner nachfolgt, der noch seine fünf Sinne beisammen hat.

Schon unter König Ferdinand, in der ersten Hälfte

des fünfzehnten Jahrhunderts, hatte die niederländische Schule der Musik in Neapel feste Wurzeln geschlagen. Weiß man, wieviel Lehre und Anregung auch Palästrina von dorther empfing? In Scarlatti aber stellte Neapel gleich den großen Reformator auf, und von ihm zieht sich die reichste Kette bedeutender Meister, Pergolesi Porpora Leo Durante Vinci Perez Piccini Jomelli Cimarosa Paisiello Zingarelli und vieler Anderer, bis in die Gegenwart, wo Bellini aus Catania, Mercadante aus Neapel, Donizetti und noch Mehrere den musikalischen Ruf Süditaliens hell erglänzen lassen. Ja hierin darf sich das neapolitanische Land verhältnißmäßig sogar dem großen Deutschland zur Seite stellen.

Nicht minder, als das musikalische Denken, scheint die Lust zum Philosophiren diesem Boden angewachsen. Schwerlich ließe sich noch Alles nachweisen, was an treibenden philosophischen sozialen und politischen Ideen unserer Zeit aus dem vulkanischen Süditalien herstammt: unbedeutend ist die Summe dieser Ideen sicher nicht. Das graue Alterthum zehrte und fabelte von den Geheimlehren der Pythagoräer, jenes Freimaurerbundes von Philosophen zu Kroton Metapontum und andern süditalienischen Griechenstädten, die nach philosophischen Wahrheiten das bürgerliche Leben einrichten wollten. Von Zaleukos und Archytas, von Charondas und Empedokles, den philosophischen Gesetzgebern in Lokri und Tarent, in Catania und Agrigent wurde Aehnliches berichtet. Zwischen dem Alento und dem Kap des Palinur liegen einsam am Meere höchst armselige Trümmer der noch unter den Römern blühenden Stadt Velia. Von dort ging durch Xenophanes Parmenides und Zenon jene kühne eleatische Philosophie aus, die über die

Götterwelt lachte, aber auch über die Erfahrungswissenschaft, die immer bei Stücken bleibt. Diese ersten Pantheisten stellten die Lehre auf, daß das eigentliche dauernde Weltwesen die göttliche Vernunft sei, das Alleins, welches alle Dinge und Erscheinungen durchherrsche.

Im Mittelalter stand keine Säule der Scholastik höher, als der Doktor, der mit „Engelweisheit" das lebendige Fortwirken Christi in der Kirche lehrte, der Grafensohn aus demselben Aquino, das einst den derben heidnischen Spötter Juvenal erzeugt hatte. Indessen wer weiß, ob diese ungeheure, diese spitzeste Denkkraft das System der Realisten in den festen Kettenschlüssen des Aristoteles ausgegliedert hätte, wäre nicht der heilige Thomas frühzeitig vom großen Albert in die deutsche Schule genommen? Gewiß steht seine tief ausdauernde Art und Weise einzig da unter den Neapolitanern, und Kenner sagen: Thomas habe kaum einen bedeutenden Gedanken, der nicht schon bei seinem deutschen Lehrer vorkäme.

Die entzückenden Lichtstrahlen, welche zu Ende des Mittelalters aus der wieder erweckten Philosophie Platos hervorbrachen, hatten nirgends früher und heller gezündet, als in Florenz und Neapel. Das humanistische Wirken des Valla und Pontanus hatte hier eine vielfältige Frucht getragen. Als nun die geistige Umwälzung der Reformationszeit, die alle Völker Europas ergriff, sich annäherte, so standen auf neapolitanischem Boden die Groß- und Spitzdenker auf, welche mit ihren Ideen aufstörend, zersetzend, Unerhörtes fordernd, in die Tiefe der bürgerlichen Gesellschaft wie alles Wissens hineinbohrten. Die beiden Kalabresen Telesio aus Cosenza und Campanella aus Stilo gingen im Verein mit Giordano Bruno aus Nola und

Vanini aus, Taurosano den Aristotelikern hart zu Leibe. Heiß und scharf waren ihre Stöße, das alte Denksystem stürzte:, als sie aber selbst ein neues aufbauen wollten, ging ihnen die südliche Phantasie mit dem Verstande durch. Der elegante Telesio verirrte sich in dem Widerstreit der physikalischen Grundkräfte mit dem wirkenden Geiste in der Natur. Der leidenschaftliche Giordano Bruno, dem Streit und Angriff zur andern Natur geworden, verstieg sich in die dunkelsten und ausschweifendsten Lehren der Neuplatoniker: seine Gedankenblitze aber kamen Descartes und auch unserm Schelling zu Gute. Campanella schwelgte im geistigen Anschauen seines Sonnenstaats, welchen man für das Ideal der Mormonen halten könnte, wenn diese jemals ein Hauch jenes unendlich tiefgründigen und edlen Kalabresen belebt hätte, der zugleich unter Italiens Dichtern einer der schönsten und gehaltvollsten war. Der geistreiche Abenteurer Vanini endete dagegen in ziemlich klarem Atheismus.

Die moderne Reihe der neapolitanischen Denker eröffnet der geniale Vico, dessen tiefsinnige Ideen über Staats- und Völkerleben erst die Neuzeit vollständiger begreift. Vor seinem scharfen Blicke verflüchtigten sich ebenso leicht die historischen Fabeln der Römer und Griechen, als sich ihm die Wirrsale der Weltgeschichte erhellten. Er durfte sein System „eine neue Wissenschaft“ nennen, obwohl es nur die alte christliche war von Gottes Weltreich auf Erden. Vicos Schüler, Galiani Genovesi Filangieri Pagano, suchten seine ächt humanen Ideen auf Staat und Gesetzgebung anzuwenden. Den letzten Philosophen in Süditalien ist wie den ersten, den Pythagoräern, entschieden der sozialistische Zug angeboren, jenes Bestreben, durch philosophische Wahrheiten die menschliche Gesellschaft umzugestalten. Der

praktische Versuch, welchen diese Schule im kurzlebigen parthenopäischen Freistaat machte, endete traurig genug. Leicht heftete von jeher sich Unglück an die Solen neapolitanischer Freidenker: beides, ihr heißes Gefühl und der Sturm ihrer Ideen, trieb sie hinaus über den guten haltbaren Boden der wirklichen Dinge.

Bei dieser Neigung, sich an die gemeine harte Erfahrung nicht viel zu stoßen, ist es auch erklärlich, warum Süditalien trotz des hellen Beobachtungsgeistes seiner Bewohner doch so wenig große Männer in den Naturwissenschaften aufstellte. Der Astronom Piazzi, die Physiker Borelli, de la Porta, Luka Valerio, der Mathematiker Maurolico, der Botaniker Maranta, und eine Reihe Anderer, so Verdienstliches sie leisteten und so oft sie zuerst einen guten Gedanken hatten, verblieben doch immer in zweiter oder dritter Linie.

Auch das rechte Metall zu Staatsmännern ließ sich in den Fruchtthälern des schönen Südlandes selten antreffen. War der römische Feldher Marius aus Arpino, obgleich als Führer der Volkspartei selbst einem Sulla fürchterlich, wirklich ein Staatsmann? Fürsten, welche in dieser Kunst in Süditalien hervorleuchteten, kamen meist aus andern Ländern her. Nur Friedrich II., Robert von Anjou, Ferdinand von Aragonien waren hier gewachsen, doch auch sie aus fremder Wurzel. Sittliche Härte läßt sich diesen Fürsten nicht nachrühmen, noch weniger andern Männern, die aus dem Süden sich zur politischen Höhe emporschwangen. Wer von uns müßte nicht erst die eitlen Glanzperioden des großen Redereichen aus Arpino abschütteln, ehe er wieder natürlich schreiben lernt? Sallust dagegen aus Amiternum machte wieder im ganz besondern Stil: er schmiedete den

seinigen wie alterthümliche Erzthüren, dabei ein Virtuos in der Schilderung gräulicher Laster aus eigener gründlichster Bekanntschaft. Wie tief stehen doch Beide, Cicero wie Sallust, unter dem feinen Geschmacke Cäsars, dessen Stil die schöne Natürlichkeit adelt! Im Uebergange zur christlichen Zeit begegnen wir dem staatsmännischen humanen Wirken des vielgelehrten Kalabresen Cassiodor. Das Hohenstaufenalter zeigt uns die nicht reine Gestalt des Peter delle Vigne und die nicht erhellte des Johann von Procida. Juristen gab es in Neapel und Sizilien stets viele von glänzendem Geist, selten von großem. Der bedeutendste möchte wohl der Kalabrese Gravina sein.

Mit Cäsar Baronius aus Sora beginnen die Geschichtsforscher auf gutem Urkundenboden, Napoli Signorelli, Giannone, Tosti, Caruso, Rosario di Gregorio, Alessandro di Mea, Pecchia und noch mehrere Andere, auch Amaris so hübsch geschriebene Bücher nicht zu vergessen. Und wo ist ein Buch, das anziehender geschrieben wäre, und doch einen so traurigen Eindruck hinterließe, als Collettas Geschichte von Neapel? Ach diese Geschichte der Bourbonenzeit war so reich an herrlich aufblühenden Hoffnungen, und fast alle flatterten sie wieder zerrissen am Boden. Wir sagten es ja: das Metall zu tüchtigen Staatsmännnern fand sich im italienischen Südreich zu spärlich, deshalb seine Geschichte.

Blicken wir nun zurück auf die Reihen der Berühmtheiten Süditaliens, so fällt eine geographische Wiederholung auf. Die meisten tüchtigen Köpfe kommen aus dem oberen Liristhal, sodann aus dem halbwilden Kalabrien, sodann aus den Abruzzen, wenige aus der reichen Kampagna, die wenigsten aus dem eigentlichen Apulien. Die Wiege da-

gegen der meisten Musiker und der weichtönenden Dichter stand am Golfe von Neapel. In Sizilien sind die Sterne dritter und vierter Größe zahlreich, selten findet sich einer von zweiter, niemals von erster Größe, mit Ausnahme jedoch des griechischen Alterthums. Alle Städte der Insel theilen sich in ihren Ruhm, jedoch erscheint der Osten weit bevorzugt.

Im Ganzen gibt es doch eine ansehnliche Zahl berühmter Namen, und darunter einige der klangvollsten in der Welt.

Ei wahrlich, arm ist nicht Italiens Süden, —
Und jeder Grad, den Ihr nach Norden meßt,
Italiens Länder durch bis zu den Alpen,
Nur immer voller faßt er Geistesfrüchte,
Die hier am heißen Sonnenstrahl gediehn
Und all den Völkern süße Nahrung gaben.

So geistesschön, so wundervoll dies Land!
Wem weckt es nicht ein ewig waches Sehnen,
Der's einmal sah in seiner Herrlichkeit?
Doch ach, könnt ich's vergessen nur, das Bittre!
Der Wermuth mischt sich meiner Sehnsucht ein.
Sah ich denn nicht ein ganzes Volk versenkt
So tief in Ideale und Verbrechen,
Daß eins lebendig sproßte aus dem andern?
O welche Gräuel, welches Jammerschicksal!
Raubkrieger bleich zum Tode hingeführt,
Und Raub und Ränke überall, soweit
Dort Richter rathen und die Krieger schalten, —
Auf offnem Markt der Jugend herzvoll Stürmen,
Und tief in stiller Kammer fast verzweifelnd

Die Edelsten, die Gut und Blut geopfert,
Und Ehre selbst, und Schweiß von tausend Tagen
Und Angst von tausend Nächten, — nun wo ist,
Wo ist ihr freies stolzes Vaterland?
Ich hör nur rothbehoste Fremden lachen,
Ich seh nur Ränke spinnen, nirgends Treue,
Und Keiner, Keiner weiß, wie das soll enden.

Und nieder sank mein Haupt, und Bergeslast
Bedrückte mir die Seele. Dunkel nur,
Unheimlich Dunkel sah ich weithin wogen,
Sich wälzend von Gestade zu Gestaden.

Da, wie im Dunkel heller Klang ertönt,
Als wär es Tag, als wär der Ton ein Strahl,
So hörte ich im Innern eine Stimme,
Die zürnend rief: „Du Thor, was weißt denn du?
Kennst du der Völkerwellen letztes Ufer?
Hörst du im großen Völkerconcertiren,
Wo jedes Pause, Klang und Stürmen hat?
Sieh dort dein deutsches Land, das heißgeliebte,
In seinen Tiefen gährt's! Und blühn auch schon
Die Hoffnungsspitzen grün zum Licht empor,
Weißt Du, welch schwerer Kampf euch noch beschieden?
Doch weißt du dies: so lang das Christusbanner
Glorreich auf allen Höhn Europas weht,
So lang verknüpfte dein Land und dies wälsche
Ihr Weltgeschick. Sie blühten im Vereine,
Sie schufen beide gleich mit Jünglingskraft
In Staat und Kirche, wie in edler Sitte,
Und fielen beide tief durch innern Hader.

Besteigt das Volk der Stärke und der Milde
In neuer Macht den alten Herrschersitz,
Die schöne Schwester wird nicht draußen stehn!"

Und gern getröstet stieg vom Berg ich nieder,
Und segnete im Herzen all die Männer,
Die beider Völker Geistesströmen breit
Ein Bette gruben, daß in Eins sie flossen.

Diese Verse schrieb ich vom Monte Cassino einem der fruchtreichsten Kenner der italienischen Literatur, dem hochverdienten Erklärer und Herausgeber des Dante, Karl Witte in Halle. Und damit genug von dieser süditalienischen Frühlingsfahrt und ihren vielreichen Eindrücken. Ernstere historische Arbeiten rufen in die dunklen Archivkammern. Und dahin hoffe auch ich die köstlichste Frucht dieser kleinen Reise mitzunehmen. Denn die edelste Reisefrucht besteht nicht im Wechsel von Genuß und Anregung, wie jeder Reisetag sie unaufhörlich bringt, auch nicht im bloßen Wissenszuwachs. Auf immerdar aber leben in der Seele fort die himmlischen Bilder des Schönsten und Herrlichsten, was Natur und Kunst und Geschichte in den Ländern der Erde ausstreuten, und damit verknüpft einige ewige Ideen, die in des Geistes Tiefen dort glanzvoll emporblüheten.

———